ERINNERUNGEN

Felix Dahn

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Class
GIFT OF
A. G. Wells

Digitized by Google

Digitized by Google

Erinnerungen

von

Felix Dahn.

Drittes Buch.

Die letzten Münchener Jahre (1854—1863).

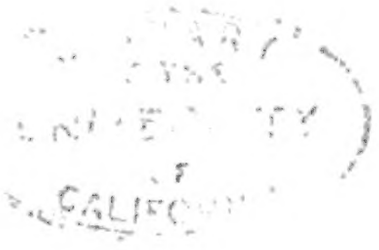
Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1892.

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Digitized by Google

P7 1241
E75



I.

Wenige Tage nach der Prüfung vom 11. October 1854 trat ich nun also als „Rechtspraktikant“ ein bei dem „Königlichen Landgericht München rechts der Isar“. Das kleine einstöckige Gerichtsgebäude lag in der Vorstadt Haidhausen, ziemlich weit von dem rechten Isar-Ufer.

Gleichzeitig hatte ich das schmale Kämmerlein in der Löwenstraße, das so viel unsinnig „Büffeln“, — (dieser Studentenausdruck ist treffend für das dumpfe, gedankenlose Auswendiglernen) — so bittere Schmerzen und, meines Erinnerns, abgesehen von der bestandenen Prüfung, nicht eine einzige Freude mit angesehen hatte,— verlassen müssen: meine Vermiether zogen aus und ihre neue Wohnung hatte nicht Raum für einen „Zimmerherrn“.

Da fand ich in der Wurzerstraße 8 im II. Stock

Digitized by Google

treffliche Unterkunft bei ganz trefflichen Leuten: es war Herr Archivar Stumpf mit Mutter, Frau und etzlichen sehr netten, vortrefflich erzogenen Knaben. Diesen lieben Menschen, vor Allem aber der Frau Archivar, schulde ich wärmsten Dank. Ich habe nicht die Gabe, an mich und meine Bequemlichkeit, mein noch so bescheidenes leibliches Wohlergehen zu denken: zum Theil wohl, wie ich mir — vielleicht allzu hochmüthig! — schmeichle, weil ich an so viele andere Dinge denken kann, ja muß, die so erheblich wichtiger sind — oder wenigstens mir *scheinen*! — als mein Essen, Trinken u. s. w. Es muß mich immer etwas Weibliches in diesen Dingen „bemuttern". Das that nun Frau Stumpf die drei Jahre hindurch, welche ich bei ihr wohnte, auf das Freundlichste und Gütigste. Sie hielt meine Wäsche in musterhafter Ordnung, bereitete mir viel besseren Kaffee als meine Ungeschicklichkeit je würde zu brauen verstanden haben, sorgte, daß in dem Wandschränklein des Schlafzimmers — denn nun verfügte ich über ein solches! —

ein einfenſteriges — neben dem geräumigen freundlich hellen Arbeitszimmer mit zwei Fenſtern — die Vorräthe für das (ſtets zu Hauſe eingenommene) Abendeſſen nicht ausgingen, klopfte leiſe, zum Schlafengehen mahnend, wenn ſie noch nach Mitternacht durch die Thürſpalte das Licht in dem Arbeitszimmer brennen ſah; und als ich im Winter 1857 (mit 23 Jahren) an Maſern und darauf folgenden Windpocken erkrankte, pflegte ſie mich mit rührender Sorgfalt. Und ich konnte ſolcher Güte durch nichts vergelten: denn daß ich dem älteſten ſehr begabten Knaben — jetzt iſt er längſt ein Herr Doctor der Medicin — manchmal bei dem Ueberſetzen aus dem Griechiſchen half, das machte mir ſelbſt viele Freude.

Und Alles ging ſo geräuſchlos, ſo wohl geordnet, ſo ſäuberlich her in der ganzen Wohnung. Das trug äußerlich viel dazu bei, daß dieſe drei Jahre in der Wurzerſtraße zu den freundlichſten und freudigſten meines Lebens zählten und ich heute noch gar gern ihrer gedenke.

Digitized by Google

Denn nun, nachdem der dumpfe Druck der bevorstehenden Prüfung mir von der Seele genommen, schnellte die so lange zusammen und herunter gepreßte Jugendkraft und Lebensluſt und — im beſten Sinne — Genußfreude: Freude nur an geiſtigem Genuß — gar vergnüglich in die Höhe: dieſe Jahre vom 20. bis 23. brachten recht erheblichen Fortſchritt in der geiſtigen Entwicklung: geſundes Selbſtvertrauen — fern von jeder eiteln Selbſtüberſchätzung — und wohl berechtigte Freude an der Welt, an den Menſchen, die mich alle — Männlein und Weiblein — ſo freundlich anſahen, Freude an meinen wachſenden kleinen Erfolgen, ja Freude an mir ſelbſt und dem eignen nun vom Glück getragenen Weſen. Es waren ſchöne Zeiten! —

Digitized by Google

II.

Auch die gefürchtete juriſtiſche Praxis erwies ſich gar bald als durchaus nicht unangenehm, vielmehr als anregend in ihrem Reichthum an ganz neuen Eindrücken und Einblicken in Gebiete des Lebens, von welchen der „Ritter“ und der „Philoſoph“ und „Dichter“ gar keine Ahnung gehabt hatte.

Ich trat zunächſt auf ein halbes Jahr in die Abtheilung des Landgerichts für bürgerliches Recht unter Aſſeſſor Müller.

Das war ein ganz vorzüglicher Beamter, von tüchtigem Wiſſen, von hervorragendem, praktiſchem, geſundem Menſchenverſtand, von raſcher Auffaſſung, von tiefem Gemüth unter rauher Schale und auch urſprünglich von heiterem Humor. Letzterer litt allerdings unter dem Uebermaß von Arbeitslaſt, welche

auf dem Vielgeplagten wuchtete: zwar war er ein ſo raſcher und ſchneidiger Arbeiter, wie ich kaum je ſonſt geſehen: aber die Maſſe des „Einlaufs“ war doch auch für dieſen »Fa-presto« oft zu ſtark; zumal am Montag früh, ſah er den Berg von Schriftſtücken auf ſeinem Pulte, ſchlug er oft die Hände über dem runden Kopf zuſammen, der dann ganz roth ward vor Zorn. Das Gericht war zu ſchwach beſetzt: es beſtand außer Müller nur noch aus dem Aſſeſſor Herrn von D . . . . . , in deſſen ſtrafrechtliche Abtheilung ich für das zweite Halbjahr trat, und aus dem Herrn Landrichter van Mecheln, dem Vater meines Freundes Theodor.

Das war ein gar ſtattlicher, ſchöner und gegen mich überaus mildgütiger Herr. Theodor führte mich mit dem treuen Clemens Piloty, der unter Herrn von D. „blutrichtete“, wie wir dem nur Allzu-weichſeeligen vorwarfen, in ſeine Familie ein, welche das obere Stockwerk des Gerichtsgebäudes bewohnte. Frau van Mecheln war eine kluge, angenehme Dame von vollendet feinen Sitten und das „ſchöne Julchen“: — nun,

ich ſage weiter nichts, als daß der gute Clemens mit ſeinem feuerfängigen Herzen gar nicht aus dem Strafrechtszimmer in die Civilkammer heraus zu bringen war: nicht aus Freude am „Blutrichten“, noch weniger aus Begeiſterung für Herrn von D., vielmehr lediglich deßhalb, weil das Criminalfenſter in den Garten unter dem Hauſe blickte und weil in dieſem Garten zwiſchen den hochſtämmigen Roſen zuweilen ein breitrandiger, runder Strohhut ſichtbar ward, unter welchem das roſige Landrichterstöchterlein befeſtigt war — (wie luſtig und ein wenig ſchelmiſch blitzten ihre blauen Augen, gnädige Frau von Lurtz! —).

Ich ging alſo jeden Morgen von der Wurzerſtraße in das Landgericht nach Haidhauſen: der Weg war eine fortgeſetzte Reihe von Hinderniſſen: denn die Maximilianſtraße beſtand damals noch nicht, ward vielmehr gerade gebaut, und daß ich im Winter um 7 1/2 Uhr Morgens oder um 7 Uhr Abends auf dem Rückwege bei der räuberromanhaft düſteren Beleuchtung der grunddurchwühlten Strecke nur mit mehrfach ge-

ſchundenen Schienbeinen — nämlich ſtolpernd über die neckiſch in den Pfad geſtreuten Quadern oder verträumt ſtehenden Schubkarren — davon gekommen bin ohne Beinbruch, das wirkte mir Wotan, der wegwaltende Gott.

III.

Den erſten Tag nun freilich ging ich beſtürzt um 12 Uhr Mittags und noch beſtürzter um 6 Uhr Abends nach Hauſe: ich dachte ſchon daran, dem Vater zu erklären, ich ſei unfähig, je im Rechtsdienſt irgend etwas zu leiſten. Denn ach! ich ſollte ein „Protokoll ſchreiben“ und ich hätte eben ſo leicht Seil tanzen können! Die verwickeltſten Feinheiten der Geſchichte des altrömiſchen Erbrechts konnte ich herſagen, und der ganze Reichskammergerichtsproceß war mir herzvertraut, — aber was ein „Protokoll“ war, wie ſo ein Ding ausſah, das hatten wir nicht gelernt bei dem „Reichshieronymus.“ Wieder tröſteten und unterwieſen mich die guten Helfer van Mecheln und Volk: auch mein Aſſeſſor lächelte gutmüthig, wie er meine Verzweiflung ſah und meinte recht ermunternd:

„nun, Herr Dahn, gar ſo viel dümmer kommen Sie mir auch nicht vor, als die vielen Dutzend, die das vor Ihnen gelernt haben. Aber, — Jeſus, Maria und a biſſerl an Joſef! — was ſeh ich da? Sie können ja noch nicht einmal Acten binden! Und Sie wollen promoviren? Kommen's her. Ich zeig' Ihnen 's Actenbinden: — das iſt die erſte Staffel zum Juſtiz-miniſter."

Und der Gutherzige opferte wirklich von ſeiner knappen Zeit eine Viertelſtunde (oder mehr: — denn ſolche Sachen lern' ich langſamer als Fechten! —) und lehrte mich das Actenbinden, das ich aber ſeither auch ſo ſchön kann, daß meine liebe Frau dieſer hübſchen und raſchen Verrichtung meiner ſonſt ſo ungeſchickten Finger erſt geſtern noch nicht ohne Neid zuſah. — Acten binde ich jetzt ſelten, aber ach! wie viele Kreuzbänder: Correcturbogen u. ſ. w.!

Nachdem nun alſo Protokollſchreiben und Acten-binden gelernt waren, ging ich mit Eifer, ja mit großem Vergnügen in die Amtsſtube: von 8—12 und

von 3—6 waren die Dienſtſtunden: als ich aber ſah, daß unſer wackerer Aſſeſſor, um nur irgend fertig zu werden, viel länger blieb, oft Abends bis gegen 9 Uhr! — da that ich nach Kräften des Gleichen, wenn er mich nicht wohlwollend fortſchickte.

Ich merkte, wie er unter der Arbeitslaſt litt und ward von wahrer Wuth erfüllt gegen die „Rückſtände“, welche ſich, gleich den nachwachſenden Häuptern der Hydra, immer wieder auf ſeinem Tiſche häuften. Da beſchloß ich, ihm einmal gründlich und für immerdar zu helfen. Um Oſtern war's: er war am Samstag früh zu einer Commiſſion nach Oberhaching gefahren; ſo hatte ich dieſen ganzen Tag und die beiden Feiertage für mich; ich arbeitete jeden der drei Tage etwa zehn Stunden, und als am Dienstag der Herr Aſſeſſor eintrat, waren alle „Rückſtände“ — verſchwunden.

Erſchrocken ſah er mich an: „Um Gottes Willen — wo ſind alle die Acten?“

„Erledigt!“ ſprach ich, „ſege prahlend“! „Hab Alles ſignirt. Liegt ſchon Alles zum Abſchreiben

bei den Schreibern. Sie haben nur zu unterſchreiben!“

„Sie Unglücksmenſch! Sie Narr!“ ſchrie er, rannte zornrothen Kopfes zu den Schreibern und entriß dieſen, was noch zu retten war.

Ach! Ich „reiner Thor!“

Ich hatte mich in meinem „Viereifer“ an die ſchwerſten Dinge gemacht, an Fragen, von denen ich noch gar nichts verſtand, an Concursacten, an Sachen, in welchen erſt ein neues Schriftſtück der Parteien oder das Ergebniß einer Requiſition zu erwarten war, bevor „ſignirt“ werden konnte. Ich aber hatte friſch drauf los „ſignirt“ nach beſtem — freilich ſehr unzulänglichem Wiſſen!

Den ganzen Tag ſprach er kein Wort mit mir. Und ich hatte es doch ſo gut gemeint und beide Feiertage „Harald und Theano“, der Edda und den geliebten Rechtsalterthümern von Jakob Grimm entzogen!

Am Tag darauf, Abends 6 Uhr — wir waren allein, — legte er mir die Hand auf die Schulter:

„Thun's das nie mehr! Gelt? So! Und jetzt zahl' ich Ihnen eine Maß. Gehn's mit zum Franziskaner!"

Das that er keinem Andern. Mir war, als hätt' ich den Michelsorden gekriegt.

IV.

Das mindeſt Angenehme in meinen Verrichtungen waren mir jene „Commiſſionen“, auf denen ich, wie die anderen Praktikanten, den Herrn Aſſeſſor zu Wagen in die Dörfer zu begleiten hatte, meiſt um Zwangsverſteigerungen u. ſ. w. vorzunehmen.

Die Hochebene rechts der Iſar iſt, entfernt man ſich von dem Fluſſe, recht reizlos, öde: im Spätherbſt und Winter auf den ſchlechten Straßen, in nicht gutem Wagen, der nie eine „Feder“ ſah, ſtundenlang dahin „hotteln“, dann in ein maßlos überheiztes und überfülltes Wirthszimmer treten, in welchem man vor dem Rauch ſchlechteſten Tabaks kaum ſehen konnte, wie dreißig Bauern die naſſen Mäntel und Wadenſtiefel am eignen Leibe trockneten, hier eine höchſt unwiſſenſchaftliche Schreiberei vornehmen, die

jeder Gerichtsſchreiber ebenſo gut — ja beſſer — hätte leiſten mögen, dann, nach Beendigung des kurzen Geſchäfts, in demſelben Räucherraum elend ſchlechtes (unglaublich miſerables!) Bier trinken und den landesüblichen Kalbsbraten (ſ. II. S. 302) verzehren, dann aber noch ſtundenlang auf der Ofenbank liegen und, wo thunlich, ſchlafen, bis der Herr Aſſeſſor, der Herr Pfarrer, der Herr Lehrer genug Tarok geſpielt hatten — ich beherrſche von allen Kartenſpielen nur den ſchwarzen Peter — und endlich ſpät am Abend in der Dunkelheit wieder nach Hauſe „hotteln": — „ſchad' um die ſchöne Zeit," ſeufzte ich. Und Tarok ſpielte er nun eben gar zu gern, der gute Herr Aſſeſſor! Sie war ihm zu gönnen, dieſe — bis er endlich heirathen konnte — einzige Freude. Denn ſelbſtverſtändlich hatte er ſchon als Student ſich verlobt, denn ſelbſtverſtändlich hatten beide nicht entfernt genug Geld, ſich zu heirathen und ſo hieß es denn warten und warten, bis endlich eine Erbtante ſtarb oder eine Beförderung erlebt war. Wie freute ich

mich, als ich — nach Jahren! — ſeine Vermählung erfuhr.

Aber nachdem ich die Reize der Wirthshäuſer (und der Bauern!) von Perlach, von Ober- und Unterhaching, von Unterbiberg und Putzbrunn, von Zamdorf und Daglfing wiederholt kennen gelernt hatte, bat ich Herrn Aſſeſſor, mich, wann mich wieder die Reihenfolge der Commiſſionsausfahrt getroffen hätte, durch einen der Amtsgenoſſen zu erſetzen, der vermöge ſeiner Tarok-Künſte ungleich mehr als ich zu dieſer Staatsverrichtung berufen ſchien. Nur einemorgendliche Fahrt Iſar abwärts nach Ismanning mitten im Winter durch den prachtvoll in Rauhfroſt glitzernden engliſchen Garten ſteht mir in ſchönem Gedenken.

Am Lebhafteſten unter den manchfaltigen Geſchäften der „Civilkammer“ zog mich an das „mündliche Verhör“, d. h. jenes Verfahren in „Bagatellſachen“, welches zweimal die Woche, Mittwochs und Samstags von 8 Uhr früh an bis gegen 1 Uhr abgehalten wurde. Da kamen Bauern, auch Knechte und

Mägde, in dichten Haufen, zumal am Samstag, wann die „Schranne“ (der Getreidemarkt) ſie ohnehin in die Stadt zog: und da lernte ich denn, in Ergänzung meiner Erfahrungen (II. S. 181—319), das baieriſche Landvolk genauer kennen, indem es nun meine Beſuche in den Dörfern in der Stadt erwiderte.

Ich kann nicht gerade behaupten, daß es bei dieſer näheren Bekanntſchaft gewann!

Draußen, wann ich die Leute in ihren Bergen aufſuchte, ſah und hörte ich nicht viel von ihren Geld- und Gut-Streitigkeiten, von den häßlichen „Austrag“- (Altentheil-) Zänkereien zwiſchen Aeltern und Kindern oder Schwiegerkindern, von den Beleidigungsklagen wegen Wortſchelte oder Fauſtſchlag, von ihren unabläſſigen unehelichen Kindern,[1]) von den Klagen »puncto

[1]) Ausdrücklich bemerke ich, daß die große Zahl derſelben nicht auf einer baieriſchen Stammeseigenart, ſondern auf der damaligen baieriſchen Geſetzgebung beruhte, welche den Leuten die Eheſchließung durch Einſpruchsrechte der Gemeinden außerordentlich erſchwerte: ſeit Aenderung jener Beſtimmungen iſt in jener Hinſicht Gleichſtellung mit den anderen ländlichen Bevölkerungen in Deutſchland eingetreten.

defforationis, paternitatis et alimentationis«, welche unſere Amtsſtube füllten. Dazu kam, daß die Bewohner der baieriſchen Ebene ſich in allen Stücken leiblicher und ſeeliſcher Anlage mit den Gebirglern nicht meſſen können und daß obenein bei unſeren Gerichtspflichtigen die Nähe der Großſtadt deren verderblichen Einfluß auch in dieſe Dörfer ausſtrahlte. Hatte die Vertrautheit mit den Bauern vom Chiemgau oder vom Walchenſee ſchon keine ſchönmaleriſchen Selbſttäuſchungen verſtattet, ſo ließen die in der Amtsſtube vor mir ſich aufrollenden Bilder an „Naturalismus“ nichts zu wünſchen übrig: „Hunger (d. h. namentlich Durſt) und Liebe“ (d. h. ganz was Anderes!), dazu ein tüchtiger Beiſatz von Raufluſt und von Geldgier beherrſchten auch dieſes „Weltgetriebe“: — übrigens geht es in Paris und Berlin auch nicht viel anders, nur ein wenig verdeckter und geriebener zu, als in Ober- und Unterhaching.

Aber für meine Einführung in die Menſchenkenntniß, in das, was wirklich die Leute der Gegen-

wart bewegte, waren dieſe Tags des mündlichen Verhörs ſehr förderſam. Und ich erkenne jetzt als ein Zeichen meiner fortgeſchrittenen Seelengeſundheit, daß mich nun auch gewiſſe Rohheiten — beiderlei Geſchlechts! — nicht mehr mit ſo unüberwindlichem, übertriebenem Ekel erfüllten wie viel Gelinderes vor vier Jahren gethan: — damals hätte ich ſchon den Geruch der in den durchregneten Mänteln oder Weiberröcken am glühenden Ofen ſich trocknenden Knechte und Dirnen nicht ausgehalten, geſchweige ihre »exceptiones plurium concumbentium«. Und die Erweiterung des Geſichtskreiſes, die Kräftigung der Denkweiſe erwies ſich darin, daß mir nun der Sinn für den Humor, für das unbewußt Komiſche in dieſen Menſchen und Verhältniſſen aufgegangen war und durch herzerquickendes Lachen über allerlei Derbheit, ja Rohheit glücklich hinweg half. Es wäre manches luſtige Stücklein aus jenen Verhörstagen zu erzählen, wenn es — zu erzählen wäre. [1])

[1]) Ueberraſchend war einmal die benigna interpretatio

Mich zogen nun, nachdem ich den erſten Widerwillen gegen die „Viechheit“ überwunden, dieſe handgreiflichen Beläge aus dem Volksleben lebhaft an: ich freute mich auf jene zwei Vormittage, welche der Herr Aſſeſſor verwünſchte, weil ſie ihm die Zeit für ſeine drängenden ſchriftlichen Arbeiten wegnahmen; und über das Landvolk hatte er, geſtützt auf langjährige Erfahrung, eine Meinung, welche ſich am deutlichſten, liebſten und häufigſten in ſaftigen Fluchformeln ausdrückte.

Allein die „Idealität“ — richtiger „Sentimentalität“ — meiner „Poetenſeele“ brach doch ſogar gegenüber dieſen polternden und keifenden Miſtknechten und Milchmägden durch! Ich wollte ſie alle durch liebliches Zureden vom Proceſſiren abbringen und zum gütlichen Vergleich bewegen: war doch der Sühneverſuch geſetzlich vorgeſchrieben. Während aber die älteren

einer Daglfingiſchen Viehmagd, welche ſich zu Protokoll als Jungfrau erklärte und auf vorgehaltene Erinnerung an das im Vorjahr geborene Kindlein unverzagt erwiderte: „a, dös war grad a Madl“ („ach, das war ja nur ein Mädchen!“).

Praktikanten — und zumal der Herr Aſſeſſor! — das gar kurz und barſch abmachten, die Verdutzten mehr anſchnauzend als durch Lindheit anmuthig beſänftigend, gab ich mir in jedem einzelnen Falle die größte Mühe, durch Einwirkung auf das ſchlummernde Ideale in den alten Unterhachingern oder in den jungen Putzbrunnerinnen Verſöhnung herbei zu führen. Ach, meiſt war dieſer Schlummer für meinen Weckruf zu tief! Und der Herr Aſſeſſor fuhr mich wohl an: „Was fällt Ihnen denn ein? Sie vertragen mir ja viel zu viel Zeit mit den eigenſinnigen Bauern! . . . . .“ (Ich erſchrak, wie er dies Kraftwort ſo laut ſchrie, daß es jeder der Geſcholtenen hören mußte!)

„Erſt laden Sie mir viel zu viel Parteien auf Einen Vormittag“ (das war richtig! denn mir war dies mündliche Verfahren viel lieber als das viele Schreibweſen) „und dann reden Sie mit jedem Hieſel und jeder Urſchel ſo lange, als hätten Sie Jaſon und Medea zu verſöhnen. Vorwärts! — Du, Jürgel, willſt zahl'n? — Vier Gulden monatlich für's Kind

war net z'viel, meineti? Abſchwören willſt es aber do net! Sonſt ſchwörſt di in's Zuchthaus nei? Willſt net? Na, laß bleiben, Bauernlümmel verfluchter! Nehmen's die Klag' auf, Herr Dahn: „Es erſcheint Urſula Oberniederhuber, — wie hoaßt 's am Haus? — Zipfelbauerstochter von Deiſenhofen und bringt vor . . .“ So! In 14 Tag kommt's es wieder: nachher wird's Beweisurtheil verkündt. Jetzt unterſchreibt's es Protokoll! So! Du willſt net, Jürgel? Net? Na laßt es bleiben. Schreiben Sie: „der Beklagte verweigert die Unterſchrift.“ Jetzt packſt di naus aus'n Gericht. Was? Du willſt net?“

Augenblicklich ergriff der Starke den noch ſtärkeren, aber ſehr dummen Jürgel an der Schulter und drehte ihn zu deſſen lebhaftem Erſtaunen höchſt eigenhändig zur Thüre hinaus. „Sehn Sie, Herr Dahn, ſo macht ma's mit dene Bauernl . . . . . ! Sonſt werd ma nie fertig!“

Ich machte es freilich anders.

Manchmal, wenn der von mir ſchon zu Stande

gebrachte Vergleich daran zu ſcheitern drohte, daß die Parteien die (ſehr geringen!) bisherigen Koſten (Vorladungsgebühren an Herrn Muckenſchnabel, den Gerichtsdiener, — er hieß wirklich ſo! —) und Schreibgebühr nicht bezahlen wollten, ſchenkte ich ſie (obwohl wahrlich nicht „im Golde plantſchend", wie man in Königsberg ſagt) den Beklagten aus eigner Taſche. Aber ſeit das einmal entdeckt ward, und ſofort alle Praktikanten aller drei Kammern einen Tanz höhnender junger Teufel um mich aufführten und ſogar der Herr Landrichter mich milde lächelnd den „Friedensengel" nannte, that ich es nie wieder. —

V.

Ich war alſo recht eifrig in den etwa acht Monaten in der „Civilkammer“; nur zu eifrig — wie ach ſo oft in meinem Leben! Gerade durch Uebereifer hab' ich wohl auch damals Manches ſchlecht gemacht. Aber im Ganzen war der Verlauf dieſer Prüfungszeit für die Rechtspflege günſtig: der Herr Aſſeſſor ward und blieb mir wohl gewogen und ich ihm tief dankbar.

Nun wäre manches Schnurrige zu erzählen aus der kurzen Zeit, die ich — aushilfsweiſe — in dem Hypothekenbuch-Bureau (auf deutſch Buchpfandamt) zubrachte. Da ſollten wir z. B. ſtatiſtiſche Tabellen ausfüllen. Selbſtverſtändlich lud ich in allen Dingen, von denen ich aus den Acten nichts wiſſen konnte, die Gemeindevorſteher, um von ihnen die richtigen Zahlen zu erkunden. Aber da kam ich ſchön an!

Mein Vorgeſetzter — nur ein höherer Gerichts=ſchreiber, — ſchalt: „ja, ſo werden Sie ja nie fertig. Da nehmen's die Tabellen des Vorjahrs. Jetzt ſchreibn 's in die Neuen halt ungefähr das Gleiche, manchmal a biſſerl mehr, manchmal a biſſerl weniger, daß ma's net ſo leicht merkt." — Ich erbat ſofort meine Ent=laſſung aus dieſer Beſchäftigung. Aber mein Glaube an die Statiſtik iſt ſeither hinkend.

Ich kam nun in die Criminal= (oder, wie wir ſagten, Blut= oder Schreckens=) Kammer des Herrn von D. Legion war die Zahl der drolligen Geſchichten, welche über dieſen Raum und deſſen Gebietiger unter uns und auch links der Iſar im Schwange gingen. Viel davon war wohl erfunden, mehr noch übertrieben: aber einiges recht Heitere war allerdings vorgekommen. Und kein Wunder! Der ältliche, kränkliche Herr — übrigens „die gute Stunde ſelbſt" wie gegen uns, ſo auch nur allzu ſehr gegen die Herren Spitzbuben — war kaum minder überlaſtet und dabei entfernt nicht ſo arbeitsrüſtig, wie ſein Amtsgenoſſe für das bürger=

liche Recht. Da kamen denn im Drange des Geſchäfts allerlei kleine Menſchlichkeiten vor, die freilich oft an das Unglaubliche ſtreiften. Ich führe einige an, wobei ich aber ausdrücklich bemerke, ich kann nicht mehr angeben, ob die einzelnen Stücklein auf Rechnung des Herrn Aſſeſſors oder ſeines regelmäßigen Vertreters, eines Gerichtsſchreibers, fallen.

Schon vor meinem Eintritt in das „Blutgericht“ brüſteten ſich der ſanfte Clemens (der nicht einmal das Naſenbluten eines Mitmenſchen anzuſehen vermochte!) und ſeine Stubengenoſſen, „ſie hätten jetzt einen Mord“: d. h. eine Unterſuchung wegen Mordes oder doch Todtſchlages. Irgend Jemand hatte in einem Gehölz unſeres Gerichtsgebietes — ich glaube bei Föhring — den Knochen des abgehauenen Vorderarms eines Menſchen, mit dem Handknöchel daran, gefunden und zu Gerichtshänden geliefert. Daraufhin Anlegung von neuen Acten: „die gefundene Menſchenhand betreffend“, Vernehmung der umwohnenden Gerichtsholden, ob Keiner eine Hand zu wenig habe?

(ohne Erfolg: im Gegentheil! zum Zuſchlagen hatten ſie meiſt der Fäuſte zu viel) Vernehmung der Wirthe, der Gemeindevorſteher, ob irgend eine Kirchweih oder Hochzeit nach Landesbrauch mit einem erheblichen Raufhandel gefeiert worden? Nur das Herkömmliche war geſchehen, einige Löcher in den Köpfen, in welche Stuhlbeinecken und Maßkrugränder auffallend genau paßten: — aber keine verlorene Hand. Der Act ſchwoll rieſig an, nicht ſo die Erkenntniß der Blutkammer. Manchmal, führte uns ein Auftrag in dieſelbe, zeigte man uns den unheimlichen Stoß: ja, zuweilen durften wir von unten das gewaltige Glas betrachten, welches auf dem Schranke ſtand, mit ſchmutzig gewordenem Spiritus gefüllt: und darin lehnte, ſchräg aufgerichtet, der herrenloſe Vorderarm.

Nicht ohne leiſes Grauen, aber auch nicht ganz ohne Selbſtgefühl, ſprach Clemens von der Sache. —

Endlich kam einmal an einem Nachmittag, da der Schreckensaſſeſſor und alle ſeine Praktikanten über Land gefahren waren „auf Commiſſion“, der

neu ernannte Gerichtsarzt in die Blutkammer, ſprach, den Aſſeſſor erwartend, mit dem allein anweſenden Schreiber, der alsbald die Rede auf den „Mord von Föhring“ lenkte, ließ ſich von dem Widerſtrebenden das unheimliche Spiritusglas von dem Schranke herabreichen, prüfte das Corpus delicti, lachte und ſchrieb auf einen Zettel: „dieſe Menſchenhand iſt der Röhrenknochen des Vorderfußes eines einheimiſchen Hundes, canis domesticus Linnei.“ Den Strafaſſeſſor nicht mehr erwartend kam er zu uns herüber und erzählte alles. Der „Mord von Föhring“ ward nicht mehr verfolgt. — —

Als ich ſpäter ſelbſt in der Strafkammer arbeitete, erlebte ich auch manches Heitere. Einmal brachte ein berittener Gendarm eine Meldung. Da ward mir dictirt: — ich weiß nicht mehr, von wem! — „Schreiben Sie, Herr Praktikant, ſchreiben Sie: „es erſcheint im Gerichtszimmer Johann Huber, Gensdarm zu Pferd und meldet, jedoch zu Fuß!“ Ein andermal nahmen wir in einem Dorf an einem Haus, in welchem

ein Einbruchsdiebſtahl war verübt worden, gerichtlichen Augenſchein auf, da ward mir dictirt: „ſchreiben Sie, Herr Praktikant, ſchreiben Sie: „neben dem Schloſſe war ein Loch gebohrt, welches aber ſo klein war, daß man es gar nicht ſah, wenn man nicht hinſah.“ Seltſam war auch, daß, wenn die Geſchäfte ſtark drängten, nur der „Kopf“ des Potokolls dictirt ward: d. h. die Formel: „Protokoll des k. Landgerichts München rechts der Iſar, Abtheilung für Strafſachen, am 20. Juni 1855. Gegenwärtig: der k. Landgerichtsaſſeſſor v. D., Rechtspraktikant Dahn — haben Sie das? Ja? — Nun, das Andere können Sie leicht ſelbſt machen!“ Das Alles war nicht Dummheit, nur Hilfloſigkeit gegenüber dem Drang und der Haſt der Arbeit.

VI.

So verlief das an dem Landgerichte zu verbringende Jahr, was die Thätigkeit in den Amtsſtuben anlangt: ich arbeitete, wie geſagt, im Gericht die Zeit von 9—12 oder 1, und Nachmittags ſtets von 3—6 oder 7, oft aber noch ſpäter. Allein das Schwergewicht jenes reichen und glücklichen Jahres wie des darauf folgenden, in dem ich in das Stadtgericht München links der Iſar eintrat, fiel für Arbeit und für manchfaltigen geiſtigen Genuß in die freundliche Stube daheim in der Wurzerſtraße.

Ich ſtand ſo früh auf, daß ich ſchon vor dem langen Weg nach Haidhauſen ein par Stunden arbeiten konnte, um $12^1/_2$ war ich regelmäßig wieder zu Hauſe, um $1^1/_2$ ging ich abwechſelnd bald zu dem Vater in der Briennerſtraße (13/I.), bald zu der Mutter

(Karlsplatz 3/II.) zu Tisch: dann führte ein Spaziergang über den Gasteig wieder in das Gericht und Abends stolperte ich bei schlechter Beleuchtung durch die im Bau begriffene Maximilianstraße nach Hause, gar gierig, wieder an die heißgeliebten Bücher zu gelangen.

An welche? An gar verschiedenartige.

Zunächst bereitete ich mich vor, als Doctor der Rechte zu promoviren: denn nun stand der Entschluß fest, Privatdocent der Rechte zu München zu werden. Höchst wohlthätig wirkte auf meine ganze Gemüthsverfassung und meine ganze Leistungsfähigkeit die nun so gewonnene Sicherheit über die künftige Lebensaufgabe.

Vor Allem mußte nun die Doctorschrift geleistet werden.

Ich hätte gern einen Gegenstand aus dem deutschen Recht, am liebsten aus der deutschen Rechtsgeschichte gewählt: denn jetzt, gleich in den ersten Wochen nach der Prüfung, wirkte Konrad von Maurer (II. S. 25,567) ganz gewaltig, in fortreißender Begeisterung, auf mich

ein, mich tiefer in das germaniſche Recht, in die Germaniſtik überhaupt einführend.

Gar manchen Herbſt- und Winterabend dieſes Jahres ſtürmte ich etwa um ſechs Uhr von den Acten in Haidhauſen hinweg in das Vaterhaus des hochverehrten Meiſters an der oberen Garten- (jetzt Kaulbach-) Straße, voll brennenden Eifers, von ihm zu lernen. Er war und blieb eine mächtig anziehende, hervorragende Perſönlichkeit: der ſcharf geſchnittene Kopf, die bei plötzlichem Aufſchlage hell blitzenden Augen, der ausdrucksvolle, fein, oft ein wenig ſpöttiſch lächelnde Mund, der mühelos dahingleitende Fluß der Rede, zumal aber die durch und durch vornehme, edle Denkweiſe, die ſich in all' ſeinen Thaten und Worten äußerte, übten ſtarken Zauber auf mich: mein Vater ſcherzte, ich ſei verliebt in Prantl, Maurer und Pözl. Der geräumige, an allen Wänden bis an die Decke mit Büchern angefüllte Saal, in dem Maurer arbeitete, nur von Einer Kerze ſpärlich beleuchtet, umfing mich mit ehrfurchtvollem Schauer: und der nur ſeiner

Forſchung lebende junge Profeſſor ward und blieb mir das Muſterbild eines deutſchen Gelehrten.

Den Gegenſtand unſerer Unterhaltungen (die ich aber nur fragend, er antwortend führte!) bildeten Quellenkunde, Verfaſſungsgeſchichte, insbeſondre aber Methodik der Forſchung und tief dankbar bekenne ich, von all' dem in dieſen zwangsfreien Abendgeſprächen mehr gelernt zu haben als in den meiſten Vorleſungen Anderer: wie ich von Prantl die philoſophiſche Denkweiſe gelernt, ſo von Maurer die Methode geſchichtlicher, zumal der rechts- und verfaſſungsgeſchichtlichen Forſchung. Aber auch für den germaniſchen Götterglauben und Götterdienſt, für die Beobachtung der Fortdauer ſolcher Anſchauungen und Gebräuche noch in dem Volksleben der Gegenwart gab mir Maurer reichſte Belehrung, zuerſt mündlich, dann durch ſein geradezu großartig zu nennendes Werk über die Bekehrung des norwegiſchen Stammes zum Chriſtenthum, das bald darauf erſchien.[1])

[1]) München, Chriſtian Kaiſer I. 1855 II. 1856.

Ferner führte er mich in Jakob Grimm ein und erſchloß mir damit einen unerſchöpflichen Hort für Forſchung wie für Dichtung.

Dieſer Unterweiſung verdanke ich es, daß ich im Stande war, alsbald in der „Bavaria“ (ſ. unten) die Darſtellung der Volksgebräuche in Ober- und Niederbaiern von jenem Geſichtspunkt aus durchzuführen und dadurch erſt dem maſſenhaft, aber nach einem rein äußerlichen Verfahren nach Anweiſungen des Königs Max II. zuſammengetragenen Stoff wiſſenſchaftliche Bedeutung abzugewinnen: ſiebzehn Jahre ſpäter (1874) habe ich, gereifter und ſelbſtändiger, jene Dinge auf breiterer Grundlage und vertiefter behandelt.[1])

[1] Altgermaniſches Heidenthum im deutſchen Volksleben der Gegenwart, jetzt Bauſteine I. Berlin 1879.

VII.

Auch mit Pözl und Bluntſchli blieb ich in ſtetigem Verkehr und dieſe meine drei Rechtslehrer riethen mir ſehr verſtändig, obwohl ich ſpäter als Privatdocent mich dem deutſchen Recht zuwenden wollte, doch jetzt als Gegenſtand der Doctorſchrift nicht eine deutſch-rechtliche Frage zu wählen, bei welcher die Quellen ungleich ſchwerer zu beherrſchen ſind, ſondern eine römiſch-rechtliche.

Die Erörterung der Streitfrage, ob die Verjährung bei Obligationen nur die Klage oder das Recht ſelbſt zerſtöre, ſo daß auch eine naturalis obligatio nicht übrig bleibe, hatte mich in der Vorleſung bei Arndts lebhaft angezogen: ich behandelte ſie nun in der Doctorſchrift. Ich arbeitete ſo eifrig an derſelben, daß ich, obwohl mindeſtens 8 Stunden des Tages

durch die Praxis und den zweimaligen Weg von einer halben Stunde zu und von dem Landgericht in Anſpruch genommen wurde, im Frühjahr die Reinſchrift dem Decan einreichen konnte: es war der alte Zenger, mein väterlicher Freund von der Königinſtraße (I. S. 32) her, der mich in ſeiner rauhen, an Haushofer (II. S. 590) gemahnenden Weiſe lieb behalten und mir nicht gezürnt hatte, daß ich — aus allerlei Zufallsgründen — nie eine Vorleſung von ihm beſucht hatte.

Auf Grund der von der Facultät gebilligten Abhandlung ward ich nun zu der zweiten Leiſtung zugelaſſen: zur Auslegung einer Quellenſtelle je aus dem römiſchen, dem deutſchen, dem kanoniſchen Recht. Ganz frohgemuth ging ich daran: während ich vor der Schlußprüfung an Gymnaſium und Hochſchule von recht thörigem Kleinmuth gequält geweſen war (II. S. 577), wandelte mich jetzt keinerlei Zagen an: es war ein friſcher, zuverſichtlicher, ſieg-getroſter Geiſt über mich gekommen ſeit der Ueberſiedelung in die Wurzer-

ſtraße: ich war geſund und voll blühender Kraft an Leib und Seele: ich vertraute damals fröhlich meinen Sternen: waren doch alle Leute, Männlein und Weiblein, Alt und Jung, Profeſſoren, Cameraden, kluge alte Damen und hübſche Mädchen um die Wette gar freundlich gegen mich: ich meinte damals: nichts könne mir mißrathen. Es war eine ſchöne, jugendfreudige Zeit: — ſie ſollte nicht lange währen.

Bezüglich der Promotion war nun ja auch tröſtlich, daß es hier verſchiedene Noten, nicht wie bei jener drangvollen Abgangsprüfung nur Beſtehen oder Nichtbeſtehen gab: und ſo wenig meine ungeheuchelte Beſcheidenheit auf das Ergebniß zu hoffen wagte, das wirklich gewonnen ward, — daß ich mit einer anſtändigen Note beſtehen würde, daran zweifelte ich nicht.

So ging ich denn — ich weiß es noch wie heute — „ſingend wie ein Spartaner in die Schlacht" (— ſo ſchrieb ich bald darauf an Rückert —) an einem wunderſchönen Frühſommermorgen aus meiner

lieben Stube in der Wurzerſtraße in die Univerſität, um dort „in Clauſur“ (d. h. eingeſchloſſen und ohne Hilfsbücher) die drei Quellenſtellen zu „erklären“.

Freundlich und hellſonnig war der kleine Raum im erſten Stockwerk (noch gar oft ſollte ich ihn ſpäter betreten: es war das Sprechzimmer der Lehrer): ein Fenſter gewährte den Blick auf die Gärten im Weſten der Hochſchule: die Vögel ſangen in den blühenden Obſtbäumen: hell ſchmetterte der Buchfink ſeinen Schlag. Ich nahm's als guten Angang! Fröhlich ſah ich eine Weile in den goldenen Morgen hinaus. Nun erſt wandte ich mich den auf dem Tiſche drohend liegenden „Wälzern“ zu: dem Corpus juris Juſtinians, dem Corpus juris canonici und dem Sachſenſpiegel: in jedem der drei Bücher lag ein Zettel, der die zu erläuternde Stelle bezeichnete. Ich hatte Glück: alle drei, ſogar die in dem mir ziemlich fremd gebliebenen kanoniſchen Buche, waren mir bekannt in ihrer Bedeutung für die einſchlägigen Lehren. In kurzer Zeit kam ich mit der Auslegung zu Rande und verabſchiedete

ich mich von dem ſtaunenden Pedell, der draußen als mein „bewakſter“ (ſagen meine Freunde an der Yſſel) auf und nieder ſchritt.

„Schon fertig?“ fragte er beſorgt. Denn er mochte mich gut leiden.

„Ja, Herr Gumppenperg! So iſt's immer bei mir: raſch geht's oder gar nicht.“

Und es war gut gegangen, wie ſich ſpäter herausſtellte.

Nun folgte bald die mündliche Doctorprüfung: Bayer, Arndts, Pözl, Zenger, Bluntſchli, Dollmann, Kunſtmann, Maurer; der Letztere begann mit ſeiner wohlwollenden Ironiſirung des jungen Heißſporns, der, — nicht eben ganz zu des Meiſters Zufriedenheit,— ſo Vielerlei neben einander trieb: „Herr Dahn, Sie ſind ein Philoſoph,“ worauf ich ſehr roth ward und am liebſten vor „Schanierlichkeit“ in den Erdboden verſunken wäre: — aber bald erholte ich mich, da nun der Gütige mich nach den Grundlehren der geſchichtlichen Schule, zumal über Gewohnheitsrecht, fragte,

mit denen er mich als wohlvertraut voraussetzen durfte. Auch bei den übrigen ging es mir, wie ich alsbald spürte, recht gut: nur bei Herrn Dollmann glaubte ich erlegen zu sein: er prüfte überhaupt nicht angenehm — man wußte, weil er unaufhörlich lächelte, nicht, ob er aus Wohlgefallen oder aus Hohn den Mund verzog, ob er sein Opfer an- oder auslachte. Endlich waren die drei (?) Stunden um: daß ich nicht schlecht bestanden, merkte ich wohl, aber ich war doch unsäglich überrascht, als mir der dicke Kunstmann, der mir gar wohl wollte und sich auch an meinem angeblichen „Prantl'schen Atheismus" (der Dollmann ein Gräuel war!) nicht stieß, nachwatschelte und mir mit freudestrahlendem Gesicht — es strahlte ohne dies immer in lieblicher Röthe! — verkündete (wahrscheinlich mit Verletzung des Amtsgeheimnisses), ich hätte alle drei Leistungen mit der I. Note (»summa cum laude«) bestanden, und nun erst erfuhr ich, daß dies damals in Baiern Bedingung für die Habilitation in der Juristenfacultät war. Hätt' ich es gewußt, daß

die akademiſche Laufbahn, die allein geliebte, von dem günſtigſten Ausfall der Prüfung abhing,— wahrſcheinlich hätte ich ſie in ſolcher Aufregung ſchlechter beſtanden. Nun folgte bald (19/VII. 1815) die Promotion durch den Decan Zenger: ich hatte, die Sitte nicht kennend, eine unſinnig große Zahl von Streitſätzen aufgeſtellt (ich glaube weit über 20), was mir mit Unrecht als prahlende Eitelkeit ausgelegt ward. Ein gar fröhlicher Doctorſchmaus im Hauſe meines Vaters, zu welchem dieſer ſeine Freunde, die auch meine Gönner waren, May (II. S. 323), von Doß (ſ. unten), Melchior Meyer (ſ. unten Krokodile) und meine Genoſſen geladen hatte, beſchloß den Tag.

VIII.

Im Herbſte des Jahres 1855 trat ich aus der Praxis des Landgerichts rechts der Iſar in die des Stadtgerichts links der Iſar. Nun fiel das Verwaltungsrecht, mit dem ich mich auch dort nur kärglich befaßt, völlig weg. Der Director, Herr von Mulzer, ſpäter Juſtizminiſter, war mir ſehr gewogen: er theilte mich der Amtsſtube des nächſten Freundes unſeres Hauſes, des Herrn Rathes May (S. 41), zu, bei welchem ich das nächſte Jahr arbeitete. Dieſer gütevolle, verſtändniß-feine Mann behandelte mich mit zarteſter Rückſicht: ich fürchte, in den einzelnen „Signaten" habe ich im Uebereifer recht viel „gewurſtelt", aber die „Referate" waren wohl nicht immer ganz ſchlecht: denn nicht nur der nachſichtige Hausfreund, auch die Herren von Hermann, von Branca,

von Heinleth, für die ich manchmal zu arbeiten hatte, lobten ſie.

Neben dieſen bürgerlichrechtlichen Arbeiten hatte ich nun auch im Strafverfahren als Vertheidiger zu wirken: als amtlich aufgeſtellter, auch wohl als gewählter (aber nie als bezahlter); es fiel mir auf, daß ich nach den erſten Fällen häufiger als Andere gewählt wurde: ſchon wollte die liebe Eitelkeit ſich etwas darauf zu gute thun: da erfuhr ich durch das Schreiberperſonal, nur dem glückbedeutenden Sinn meines Vornamens habe ich die Bevorzugung durch die Herren Spitzbuben zu verdanken. Die müſſen doch viel Latein verſtanden haben. Wahrſcheinlich machte ich auch dies — wie die meiſten Dinge in meinem Leben — viel zu feuereifrig. Weniger wäre wohl oft mehr geweſen. An »impetuosity« und Thorheit fehlte es mir auch hierbei nicht. So beſtand ich einmal darauf, zu einem Raubmörder, der, obwohl gefeſſelt, den Arzt, den Geiſtlichen, den Gefängnißwärter, die allein in ſeine Zelle gegangen, angefallen hatte und zu dem

man nur mehr in Begleitung eines Gendarmen gehen ſollte, als ſein Vertheidiger allein einzutreten. Ich brachte ihn — allerdings in vielen Beſuchen — zu dem Beſten was er thun konnte: zu einem vollen Geſtändniß, das ihm das Leben rettete.

Einmal hatte ich das Glück einem unſchuldig Angeklagten die Freiſprechung zu erwirken. Bei einem Brande „im Thale“ (Südſeite) hatte mein Schützling aus dem brennenden Hauſe hilfreich Betten gerettet: dieſe kamen nach der Löſchung nicht mehr zum Vorſchein: der Retter, der ſich ganz harmlos wieder einfand, behauptete, ſie in dem Hauſe gegenüber geborgen zu haben: in Begleitung des Eigenthümers machte er ſich auf, das Geborgene zu holen: aber an der Stelle, wo er ſie untergebracht haben wollte, waren ſie nicht zu finden: die völlig unbeſcholtenen und glaubhaften Bewohner dieſer Zimmer erklärten, nie im Leben meinen Schützling geſehen zu haben, was dieſer verblüfft beſtätigen mußte. Daher ſofort Verhaftung und Erhebung der Anklage wegen Diebſtahls.

Der junge Burſche betheuerte nun ſeinem amtlich beſtellten Vertheidiger ſo überzeugend unter ſtrömenden Thränen ſeine Unſchuld, daß ich feſt von dieſer überzeugt ward. Ich ließ mir von ihm wiederholt in allen Einzelheiten erzählen, wie er, in der Nacht, aus dem Rauche des brennenden Hauſes, die Bettenkiſſen auf dem Kopf, in das gegenüberſtehende gelaufen ſei und die Laſt in dem erſten Zimmer rechts von der Thüre niedergelegt habe. Ich eilte ſofort noch mal auf die bezeichnete Stätte und — fand die Löſung des Räthſels. Nicht in das Haus gerade gegenüber dem brennenden war der Retter gerathen, ſondern in das nächſte zur Linken, welches jenem, ein Zwillingsgebäude, in allen Dingen und Verhältniſſen ſo täuſchend gleich war, daß, zumal in der Nacht und in der Verwirrung eines Brandes, eine Verwechslung leicht erklärlich war. In dieſem Hauſe fanden ſich denn auch die geretteten Bettkiſſen, und mein Schützling ward freigeſprochen.

Hierher gehört auch ein Kindsmordverfahren, in

dem ich eine Zeit lang als „Protokollführer“ amtete. Das wäre Stoff geweſen für unſere »fin de siècle« Schule: — nämlich um ihn in ihrer Weiſe zu verarbeiten, d. h. zu verſchmieren. Schauplatz: die Scharnitz. Ein fünfzehnjähriges Feiertags-Schulmädchen, Waiſe, wird von dem Lehrer unter Eheverſprechen verführt. Die Arme flieht zu fernen Verwandten. Mit ihrem ſieben Wochen alten Kind kehrt ſie in das Iſarthal zurück. Ein furchtbares Gewitter ſteigt auf in der Felsſchlucht. Vor der Entladung ſtiehlt ſie ſich an das Häuslein des Lehrers. Sie lugt durch das Fenſter. An dem Herde ſitzt er mit einem jungen Weibe: — ſie fragt einen Vorübergehenden. Es iſt des Lehrers kürzlich angetraute Frau. Sie flieht, das Kind auf den Rücken gebunden. In dem engſten Theil der Klamm, hart an dem reißenden Gießbach, wird ſie von dem Ausbruch des Wetters überfallen, eines Hochgewitters — ſo beſagen die Zeugen — von auch in dieſen donnerreichen Bergen nie erhörter Gewalt. In Verzweiflung, in Todesangſt vor der tobenden Natur, ſchleudert ſie

plötzlich das Kind in die Wellen des ſchäumenden Gießbachs. Sofort ſpringt ſie nach, es zu retten. Vergebens! zu ſpät. Die reißenden Wirbel haben es ſchon entführt. Das junge Geſchöpf wird bewußtlos am Ufer gefunden. Nach einigen Tagen erfährt Liſei im Pflegehaus der nächſten Gemeinde, im Kirchhof flußabwärts ſei die Leiche eines Kindes beſtattet worden, die der Bach ausgeworfen. In der nächſten Nacht wird ſie auf dem Grab ergriffen. Sie geſteht Alles. Hierauf Strafverfolgung: nicht etwa wegen Kindesmords, den die uneheliche Mutter gleich nach der Geburt begeht, ſondern wegen Mordes — das Kind war ja ſieben Wochen alt: — alſo Todesſtrafe! Aber es ward Todtſchlag angenommen. Und der Verführer des noch ſchulpflichtigen Kindes erhielt auch ſein Theil. Ein Weniges konnte ich dabei auch thun.

Der Weg aus der Wurzerſtraße in das Stadtgericht war viel kürzer als weiland der nach Haidhauſen; ſo ward viel Zeit erſpart: von 9—12, von 3—6, höchſtens 7 Uhr Dienſt in der Amtsſtube, alle

übrige Zeit gehörte mir: und der gütige Rath May entband mich gar manchen Nachmittag von dem Erſcheinen, ſeitdem ich anfing, mich für den herandrohenden „Statsconcurs“ vorzubereiten.

Auch an dem Stadtgericht habe ich Mancherlei erlebt.

Ich vergeſſe nicht den ſchaurigen Novemberabend, da ich, ſpäter als gewöhnlich, allein noch in dem nur ſchwach von Kerzen erleuchteten Zimmer arbeitete: — auch der unermüdliche Herr Acceſſiſt von Scherer, der Acten verſchlang wie Andere Bier, — er war nach dem Herrn Rath die „Säule des Bureaus“, — hatte ſchon den abendlichen Gang zu ſeiner Verlobten angetreten: — da erſchollen auf den Steingängen draußen haſtige Schritte — wirre Rufe: es ward gemeldet, der bekannteſte Anwalt in der Stadt, der Führer der demokratiſchen Partei, der tief in das Leben des damaligen München eingriff, hatte ſich wegen zerrütteter Vermögensverhältniſſe in dem Schießhaus mit ſeiner Büchſe erſchoſſen: am Vormittag war er noch bei

einer Tagfahrt vor uns erſchienen. Es machte einen gewaltigen Eindruck: er war ein Mann ſtrotzend von Kraft geweſen.

Ein andermal war ich Mittags allein in der Amtsſtube; der hinkende Gerichtsſchreiber, Herr Byſchl, war zu Tiſch gegangen, da kam eine Frau mit einer Anfrage: während ich ihr Auskunft ertheilte, ward ſie plötzlich von den Krämpfen der fallenden Sucht ergriffen, ſtürzte nieder und wand ſich auf dem Boden; ich hatte niemals dergleichen geſehen, es ergriff mich Grauen und Grauſen: und doch mußte ich den ſtarren Leib mit dem endlich aus dem Erdgeſchoß herauf geholten Hausmeiſter in deſſen Wohnung tragen, wohin dann ein Arzt gerufen ward.

Heiter aber war ein Auftritt, bei dem ich keine vortheilhafte Rolle geſpielt habe. Wir hatten die Altersvormundſchaft über eine minderjährige Doppelwaiſe, eine Bürgerstochter niedriger Stufe, geführt, die ihrem Herrn Vormund und uns, der Obervormundſchaft, erklecklich viel Verdruß verurſacht hatte durch Leichtſinn,

Putzſucht, Verſchwendung und auffallenden Mangel an Ehrfurcht vor ihrem Muntwalt und ſogar vor uns, ihren Gerichtsherren. So gedieh es allen Betheiligten zu erleichtertem Aufathmen, — unſerem hübſchen Mündel wohl zumeiſt — als die Jungfrau die Volljährigkeit erreicht hatte und nun aus der Vormundſchaft entlaſſen ward. Am Tage, nachdem dies feierlich geſchehen, erſchien die nußbraune Kathi nochmal in der Gerichtsſtube, ein Protokoll zu unterſchreiben. Sie traf mich allein (mit Herrn Byſchl) und da ich am meiſten Scherereі mit ihrer Vergeudung und allgemeinen Unbotmäßigkeit gehabt hatte, glaubte ich mich berechtigt, ihr zum Abſchied noch eine kurze Vermahnung zur Tugend auf den Weg nach Hauſe und in die Zukunft mit zu geben. Doch übel bekam mir's: kaum hatte ich in meiner ſchon von Eggers und Roquette viel verſpotteten „Ernſthaftigkeit" einige Sätze von mir gegeben, als mir das Jüngferchen ihre hübſche Fratze dicht vor den Mund reckte und mich anfauchte: „Was wollens, Sie? Ich bin jetzt ein

vogelfreies Frauenzimmer und Sie haben mir gar nichts zu ſagen, Sie Gelbſchnabel, Sie g'ſcheerter."

Rief's und fuhr zur Thüre hinaus, einem ſchießenden Sterne vergleichbar, mich der Schanierlichkeit vor Herrn Byſchl (der lachte!) zurücklaſſend und der Erwägung, daß die Vermahnte allerdings eben ſo viele Lenze wie ich und unvergleichlich mehr Welterfahrungen zählte.

IX.

In diesem Jahre (1855/6) ward ich auch „conscriptionspflichtig", d. h. ich hatte mich zur Aushebung als Recrut zu „gestellen": allgemeine Wehrpflicht gab es ja noch nicht in Baiern und hätte mich die Einziehung getroffen, würden die Aeltern einen Ersatzmann für mich gestellt haben, wie das für meinen Bruder Ludwig im Jahre 1866 geschah, da dieser, als k. preußischer Hofschauspieler zu Berlin angestellt, nach Baiern einberufen wurde, um gegen die Preußen zu fechten: wie ich als Professor in Würzburg ihn frei brachte, wird sich später zeigen (damals, 1866, waren aber die Ersatzleute theuer, da das Zündnadelgewehr so rasch schießen sollte). Zunächst bestand nun die Möglichkeit, ich würde mich freilosen. Ich freilich glaubte nicht daran; denn nie in meinem ganzen Leben hatte ich bis dahin

„Glück" gehabt in allen vom Zufall abhängigen Dingen; und dabei iſt es geblieben bis heute: ich glaube, lägen in einem Helm ſechzig weiße Lebensloſe und ein ſchwarzes Todeslos, — ich würde das ſchwarze ziehen, ſo ſicher wie König Teja. Richtig zog ich denn auch damals eine ganz niedrige Losnummer, die mich als einen der Erſten zur Einſtellung rief. Folgte die zweite Möglichkeit, daß ich untauglich würde erfunden werden. Denn die Zurückſtellung derer, die auf dem Gymnaſium ſtets im erſten Sechstel (?) geweſen, ward mir, mit meinem gewöhnlichen Pech, dadurch entzogen, daß es in Einem Jahre gerade um eine Ziffer haperte. So hatte ich mich denn zur Prüfung der Tauglichkeit einzufinden. Darüber verlor ich faſt einen ganzen Tag und dieſe Stunden zählen zu den allerſcheußlichſten meines Gedenkens.

An einem Frühmärzmorgen ſchon um 7 Uhr hatten wir anzutreten in einem jetzt lang abgebrochenen Wirthshauſe, nahe der Stelle der heutigen Schrannenhalle. Hier fehlte es an jeder Zucht, Ordnung, Aufſicht. Zu

vielen Hunderten drängten ſich die Burſchen aus der Stadt und deren Umgebung in ein par maßlos überheizte Zimmer zuſammen: ſie rauchten (und was!), tranken, ſangen, johlten, machten untereinander und gegen Unbekannte die roheſten, derbſten, unfläthigſten Scherze in Worten, Gebährden und Handgreiflichkeiten. Bis weit über die Mittagsſtunde währte das wüſte Treiben, durch das unabläſſige Trinken geſteigert. Der eine Unterofficier, der zuweilen die Hunderte zur Ruhe mahnte, wurde ausgelacht, zuletzt gar nicht mehr zur Stube herein gelaſſen. Mir ward übel zum Brechen vor Ekel: Alles mir Verhaßteſte ſchlug mir hier über dem Haupte zuſammen: die Eindrücke der Roheit wüſter Studenten (II. S. 78) kehrten, in das Abſcheulichſte geſteigert, wieder. Aber noch eine Steigerung trat ein: — eine ganz vernichtende. Endlich gegen 4 Uhr wurden je 50 von uns in einen Sal geführt: hier mußten wir alle Kleider, zuletzt auch das Hemd, ablegen und nun ſtand ich wohl eine Viertelſtunde mit dieſen 49 häßlichen, durch Anblick und Miſtgeruch und Zoten Auge, Naſe und Ohr auf das Empfindlichſte belei-

digenden rohen Kerlen zuſammen: meine ſtumme Qual ſteigerte noch ihre Freude an allem Viehiſchen. Aus dieſem Inferno trat ich, der Ohnmacht und dem Erbrechen nah, in das Purgatorio, d. h. in das Zimmer, in welchem die Officiere und Aerzte des Unterſuchungsausſchuſſes amteten. In wenigen Minuten war ich erledigt[1]): meine Kurzſichtigkeit machte mich für immer dienſtfrei. Wie ein Erlöſter ſprang ich aus dem Fegefeuer in den Himmel dieſer Freiheit. Seit 1867 wäre ich nicht mehr frei geworden in Baiern: man hätte mir hübſch eine paſſende Brille auf die Naſe geſetzt und mich ganz ruhig in den blauen Rock geſteckt. Im Jahre 1870 ſollte mir meine endgültige Kriegsuntauglichkeit bitter leid thun. Aber damals — 1856 — hatte ich wirklich nicht Luſt, baieriſcher oder „überhauptiger" (wie man in Oeſterreich ſagt) Soldat zu werden. Ich lief aus dieſem campus Martius Bajuvariorum ſpornſtreichs in ein Bad und las darauf Schiller, mich zu reinigen an Leib und Seele.

[1]) Ich maß damals 5 Fuß 9 Zoll 9 Linien; Entlaßſchein vom 27/VI. 1856.

X.

Nach zweijähriger Thätigkeit in Verwaltung und Rechtspflege an dem Land- und an dem Stadtgericht hatte ich nun den ſogenannten „Statsconcurs", d. h. die Aſſeſſorprüfung wie ſie in Preußen heißt, zu beſtehen, ganz ebenſo wie meine Jugendgenoſſen, welche in dem Verwaltungs- oder in dem richterlichen Statsdienſt verbleiben wollten.

Denn in Baiern beſtand die höchſt zweckmäßige Vorſchrift, daß der Habilitation an einer Juriſtenfacultät zweijährige Praxis und das Beſtehen dieſer Prüfung vorausgehen mußte. Sehr weiſe! Einmal war dadurch für den Fall des Scheiterns in der Laufbahn an der Hochſchule der Rückzug in die Verſorgung durch den unmittelbaren Statsdienſt geſichert, während ohne ſolchen Rückhalt ein verunglückter Privatdocent gar

übel daran iſt. Dann aber, weil man mit Fug verlangt, daß, wer das Recht lehren will, das Recht nicht nur aus Vorträgen und Lehrbüchern, — auch aus eigener Anſchauung, ja Anwendung kennen gelernt habe. Und gerade ich, was für ein weltfremder Rechtslehrer wäre ich geworden mit meiner ohnehin ſo ſtark auf das Geſchichtliche und das Philoſophiſche gerichteten Neigung, ohne die heilſame Nöthigung, die Raufhändel und die greifbar gewordenen Liebeshändel der Hachinger Bauern, die Wechſelklagen der Banquiers aus der Weinſtraße, die Vergantungen der Hauseigenthümer der Schwanthalerſtraße auf das Genaueſte kennen zu lernen! Die Praxis war mir zum Heil: „ſie riß mich (anders als den Schiller'ſchen Taucher) *nach unten*“: d. h. aus den Wolken der Philoſophie und dem Nebelgrau cheruskiſchen Gaukönigthums in die Wirklichkeit des Rechtslebens und in die Gegenwart: ich lernte und begriff jetzt erſt, wie alles Recht eine Lebens*form* für einen Lebens*inhalt* iſt, das Vermögensrecht insbeſondere für das Wirthſchaftsleben

eines Volkes und einer Zeit. Der durch Herrmann (II. S. 64) geweckte Sinn für Volkswirthschaftswissenschaft ist mir rege geblieben bis heute und wenn, wie ich glaube, meine Vorlesung über Handels- und Wechselrecht lebendiger ist und wirkt als die über das übrige deutsche Privatrecht (wenigstens meine Hörer in Königsberg und hier wählen für die Uebungen im Seminar lieber jenes als dieses), so gründet das vielleicht in meiner besonderen Neigung, die Einrichtungen des Handelsrechts als Befriedigungsmittel wirthschaftlicher, — eben kaufmännischer — Verkehrsbedürfnisse zu erfassen.

Dieser königlich bairische Statsconcurs war nun aber — und ist wahrscheinlich noch — ein ungeheueres Schreckniß für die Prüflinge!

Mitten im Winter, — Anfang December — wann die Tage so kurz und so hoffnungsarm, so grau sind — vor 8 Uhr mußten wir (noch brannte man Licht) in dem gewaltigen Sale (ich weiß nicht mehr, welches Gebäudes? in der Regierung an der Theatiner-

ſtraße?) uns einfinden. Länger als eine Woche ward das Foltervergnügen fortgeſetzt: ich glaube 12 oder 14 Tage. Die Prüfung war ausſchließlich ſchriftlich: nur am Schluſſe hatte man vor dem Ausſchuß einen kurzen Vortrag über einen praktiſchen Fall zu halten. Jeden Morgen um 8 Uhr wurden der Reihe nach aus allen Rechtsgebieten: gemein-römiſches Recht, deutſches Privatrechtrecht, Handels- und Wechſelrecht, bürgerliches Verfahren, Strafrecht und Strafverfahren, Kirchenrecht, Verfaſſungsrecht und Verwaltungsrecht eine ſolche Menge von zum Theil höchſt ſchwierigen Fragen (autographirt) mitgetheilt, daß, wenn man ſogar die Antwort ohne jedes Nachdenken ſtets bereit gehabt hätte, ſchon die rein äußerliche Arbeit des Niederſchreibens in der kurzen Friſt von 5 Stunden kaum geleiſtet und die körperliche Ermüdung kaum ertragen werden mochte.

Die Fragen waren aber auch ſo ſchwer, daß ſie ohne längeres Nachſinnen nicht erledigt werden konnten. Wir böſen Buben erfanden allerlei Muſter für dieſe Folter-

fragen, die in jedem Sinne „peinlich“ waren: z. B. „Wie viel Gensdarmen giebt es in Baiern, wie heißen ſie und warum?“ Oder: „Weiß die Polizei in Baiern Alles? Wenn nicht, warum nicht? Und wie kann dieſem Uebelſtand am Raſcheſten und mit geringſter Belaſtung der Statscaſſe abgeholfen werden?“

Ich habe (II. S. 106) bei der theoretiſchen Prüfung der Juriſten die Vorzüge der baieriſchen vor der preußiſchen Einrichtung ſo lebhaft hervorgehoben, daß einige Großgewaltige in Preußen, die alles Preußiſche als ſolches für beſſer halten als alles Süddeutſche, an ihrer bisherigen guten Meinung von meinem Verſtand mit zürnendem Kopfſchütteln irre wurden.

Aber bei dieſer zweiten Prüfung muß ich die preußiſchen Grundſätze als unvergleichlich zweckmäßiger denn die baieriſchen erklären: neben zwei ſchriftlichen Arbeiten mehrere Stunden mündliche Prüfung.

Beſonders verwerflich war an dem damaligen baieriſchen Verfahren — ſo viel ich weiß, iſt das nun geändert — das Verbot, außer Geſetzen irgend welche

Bücher als Hilfsmittel zu verwenden, während doch nur der Begabte und durch Fleiß in Behandlung der Literatur Geübte ſich derſelben mit gutem Erfolg zu bedienen verſteht, der Unbegabte oder Faule kann höchſtens daraus abſchreiben, — was leicht feſtzuſtellen iſt: ich ſpreche aus reicher Erfahrung bei den ſchriftlichen Arbeiten in der erſten preußiſchen Prüfung. Die Folge jenes baieriſchen Verbotes war, daß es — in recht unſchöner, ſittlich ſchwer bedenklicher Weiſe! — gebrochen wurde, trotz der ausdrücklichen Verſicherung, die wir geben mußten, es einhalten zu wollen. Die Geſetzbücher mußte man die Prüflinge doch in den Sal mitnehmen laſſen; jeder hatte ſeinen Koffer vor ſich ſtehen und in den allermeiſten Koffern lagen, verſteckt unter den Geſetzbüchern, die verbotenen Hilfsmittel! Dieſer gewiſſenswidrige Mißbrauch war ſo allgemein und ſo volkskundig, daß, als der Herr Prüfungsvorſtand uns in ſalbungsvoller Rede auf „den Segen von oben“ verwies (als ob der heilige Geiſt uns plötzlich die geſchwänzten Vorleſungen „nachrei-

tend“ eintrichtern oder die im Café Fink von den Herren Praktikanten mit „Törteln“ vergeudeten Stunden mit rückwirkender Kraft in Lernſtunden umzaubern werde!) ein Nachbar dem andern Nachbar zuraunte: „ich vertraue mehr auf den Segen von unten“, d. h. auf die im Koffer verſteckten Bücher. Uebrigens hatten ich und meine nächſten Freunde uns von jener doch recht häßlichen Täuſchung rein gehalten und es hat uns nicht geſchadet. Unwürdig war es doch nun, wie die Herren Prüfungsvorſteher, ſich ablöſend, in dem langen Sal auf und nieder wandelnd, Wache hielten, ob nicht ein verbotenes Buch, auf den Knieen oder unter dem Schreibpapier verſteckt, verſtohlen benutzt werde: zwei wurden abgefaßt und ausgeſtoßen — und ſo viele Dutzend Andere, die es ebenſo — nur geſchickter — gemacht, gingen ſtraflos aus!

XI.

Monate lang vorher war der „Concurs“ — als ob wir lauter Banquerottiers geweſen wären! — einziger Gegenſtand unſerer Geſpräche und Gedanken geweſen: ja, in unſerm Traum lag der drohende grüne Tiſch mit Albdruck auf unſeren Seelen. Hing doch von Note und Platz die Zeit der Anſtellung ab!

Auch häßlicher Wettbewerb wurde dadurch in den jungen Leuten wachgerufen.

Neben mir ſaß und ſchwitzte an der Foltertafel ein Schwabe vom Lech, ein dicker, drolliger Cumpan. Mitten im Graben unter den Schätzen ſeines Koffers fiel ihm die Brille von der Naſe und zerbrach. Er brach in lautes Jammern aus: „jetz bin i verlore! ohne Brill' kann i net ſchreibe?“ Das Weinen ſtand ihm nah. Ich bot ihm meine Erſatzbrille an, die

ich vorſichtig mitgebracht hatte: ſie paßte ihm, er war gerettet. Mit heißem Danke gab er ſie mir bei dem Verlaſſen des Sales zurück mit der Bemerkung: „des iſcht aber großmüthig geweſe!“

„Warum? Ich brauchte ſie ja nicht!“

„Aber Sie hätte' doch für den heutige Prüfungstag Ein Concurrente weniger gehabt.“

Und das war ſein blutiger Ernſt! Welche Geſinnung ſetzte dieſer Juthunge ſeinen Jugend- und Berufsgenoſſen voraus! —

Ich will den Leſer nicht dadurch langweilen, daß ich ihm ausführlich ausmale, wie mich vor und bei dieſer Prüfung ganz dieſelbe beſtimmte Beſorgniß des Durchfallens peinigte, wie bei der Abgangsprüfung vor zwei Jahren und bei dem Gymnaſialabgang (nur bei den ſämmtlichen Arbeiten für das Doctorat war ich ohne Furcht geweſen). Es war freilich diesmal ebenſo unbegründet, wie in den beiden anderen Fällen. Indeſſen, — hatte ich auch in der Rechtspflege in der Amtsſtube meine Schuldigkeit ordentlich

gethan, ach, in der Arbeit zu Hauſe hatte ich, der Neigung folgend und bereits die Vorleſungen für das kommende Jahr vorbereitend, ungleich mehr Zeit auf deutſches Privatrecht, zumal aber auf deutſche Rechtsgeſchichte, auf deutſche Rechts- (und andere!) Alterthümer verwendet, als auf das baieriſche Recht, auf das es doch in der baieriſchen Statsprüfung vor Allem ankam; und insbeſondere das k. baier. Verwaltungsrecht, — unglaublich wenig wußte ich davon! Nur an dem Landgericht, nicht an dem Stadtgericht ward Verwaltung gepflogen; und der gute Aſſeſſor Müller hatte mich in der Verwaltung nicht „wurſteln" laſſen: — da arbeitete der Ueberlaſtete ſelbſt und allein wie ein Berſerker: — vermuthlich entdeckte er gar bald meine Unfähigkeit und meinen geringen Luſteifer zu dieſen Dingen.

Am meiſten graute mir vor dem k. baier. Waſſerrecht. Wir hatten in dem Landgericht einen Act, ſo dick wie mein Arm lang war: — viele, viele Jahre hindurch hatten der Fiscus, ein par Gemeinden und

viele Anlieger rechts der Iſar um alle gedenkbaren Fragen, die „Waſſer- (ich glaube des Hachinger Baches?) Pflichten“ und „Waſſerbefugniß“ angehen können, geſtritten: wir alle fürchteten dieſen Rieſen von Papier und ich am meiſten. „Sie leiden alle an Waſſerſcheu“, lachte Aſſeſſor Müller, „weniger an Bierſcheu!“ Ich ſagte mir nun Monate vor dem „Ausbruche des Concurſes“ — in der freilich die geiſtige Zahlungsunfähigkeit Vieler zu Tage trat: — „im Recht wirſt du wohl durchkommen, aber die Verwaltung ſchickt dich nach Hel!“

Obgleich nun dieſer Tage Qual groß war, — wie geſagt, ſchon die körperliche Nebenanſtrengung — hatte ich doch zu Anfang den Eindruck, daß ich nicht ganz übel beſtehen werde. Als die wirklich übertriebene Menge von Fragen auf mich hernieder troſſ, die alle in viel zu knapper Friſt beantwortet ſein ſollten, erkannte ich: hier hilft nur Eins! Nicht allzulang beſinnen, welches die ausgetüftelt richtige Entſcheidung ſein mag, — ſondern für Eine — nicht

gerade hirnriſſig dumme! — ſich entſchließen und nun alle Zeit darauf verwenden, dieſe einmal gewählte Anſicht möglichſt gut und eingehend zu begründen. Nach dieſem Grundſatz handelte ich: — oder vielmehr wohl nach dieſer Neigung meiner Eigenart, dem Ungeſtüm, die mir, wie meinem ſeligen „Rolandin“, ſchon ſo oft im Leben geſchadet hatte und noch ſchaden ſollte, daß es nur billig war, gedieh ſie mir nun auch einmal zum Frommen.

So geſchah es denn, daß ich immer viel früher als meine Nebendulder anfangen konnte, meine Anſicht niederzuſchreiben und manchmal auch mit dem Schreiben ſchon fertig war, bevor jene noch ſich ſchlüſſig gemacht hatten.

Nun kamen aber die beiden „dicken Enden“ nach, d. h. die beiden Tage, da wir den praktiſchen Fall aus dem bürgerlichen und den aus dem Verwaltungsrecht (†! †! †!) zu bearbeiten hatten. Dies Vergnügen währte je von 8 Uhr früh bis 6 Uhr Abends — ohne Mittagsruhe: denn wir durften

den Sal nicht verlaſſen, um uns nicht des Rathes „auswärtiger Rechtsgelehrter", d. h. anderer Praktikanten oder Acceſſiſten und Anwälte erholen zu können: die von unſern Aeltern in den Sal geſandten „Freßkörbe" wurden danach unterſucht, ob ſie nicht als Umſchlag der Schinkenbrode Löſungen der Aufgaben enthielten: denn es war vorgekommen, daß einer der Prüflinge, aus „echter Noth" den Marterſal auf kürzeſte Zeit verlaſſend, Mittel gefunden hatte, den Civilfall durch ein ſchmales Fenſterlein auf die Straße gleiten zu laſſen, wo ihn ein älterer Genoſſe aufhob, um ihn dann nach ein par Stunden um Mittag, vortrefflich bearbeitet und um ein par Knackwürſte gefaltet, wieder an den Prüfling gelangen zu laſſen.

An dem „Civiltag" hatte ich (ausnahmsweiſe! S. oben S. 53) Glück: die Hauptfrage in dem praktiſchen Fall war die beſtrittene, ob die Behauptung des Scheingeſchäfts eine Beſtreitung des unmittelbaren Klaggrundes (negative Litis-Conteſtation) ſei oder eine Einrede, wie alſo hiernach die Beweislaſt ſich vertheile? Dieſelbe Frage

hatte ich (angeregt durch Bayer's Vorleſungsheft, das ich, für die Prüfung mich vorbereitend, wieder durchgenommen) in dieſen Tagen mir ſelbſt zurecht gelegt in einer ziemlich umfaſſenden Abhandlung, in der ich auf das begriffliche Weſen jeder Art von Vertheidigung wider eine Klage näher eingegangen war. Vermöge meines guten Gedächtniſſes und Dank meiner logiſchen Gliederung des Stoffes vermochte ich, ſobald der Fall vertheilt war, ſo ziemlich die ganze Abhandlung mit fliegender Feder zur Begründung meiner Anſicht nieder zu ſchreiben: — zu lebhaftem Staunen meines Gegenüber, des wackeren Monten Guſtel, und des Juthungen vom Lech neben mir.

Der „bürgerliche Fall" war alſo, wie ich fühlte, nicht übel verlaufen. Aber nun — am andern Morgen: der Fall aus dem Verwaltungsrecht. Es wird doch nicht . . . . .! Hätte ich beten können, ich hätte mein Nacht- und mein Morgengebet zuſammengefaßt in die Worte: „Alles, o Herr, nur nicht Waſſerrecht!" — Um 8¼ wird der autographirte Fall vertheilt: —

Waſſerrecht! Nichts als Waſſerrecht! Mit allen Teufelsränken von Brückenbau- und Ufer-Schutz-Pflicht. Ich hatte das Gefühl des Ertrinkens wie weiland im Walchenſee (I. S. 122, II. S. 194). Aber, wie ſchon bemerkt, geht mir's an den Kragen, werd' ich nicht zappelig, ſondern ruhig.

Ich griff alſo zu dem anzuwendenden Geſetz und „wandte es an:" — unſchuldig an aller waſſerrechtlichen Literatur und Praxis, wie mich Gott erſchaffen hatte und mit dem Bewußtſein, nun gewiß durchgefallen zu ſein, reichte ich das Geſchreibſel ein. —

Damit war die lange Prüfungsqual zu Ende. Der nun noch folgende mündliche Vortrag hatte geringe Bedeutung, das wußten wir. Daher gewährte mir die Ahnung, ihn nicht ſchlecht gehalten zu haben, kargen Troſt. Nun dauerte es aber unglaublich lang, — neun Monate! — bis das Ergebniß dieſer künſtlich erſonnenen und verwickelten Folterung amtlich bekannt gemacht ward: das hing mit der ſtark verwickelten Berechnung der Fehler und Vorzüge zu-

ſammen in den verſchiedenen Fächern und Arbeiten: — eine Labyrinthologie [1]), die ich noch heute nach 36 Jahren nicht ganz bemeiſtert habe. Endlich aber kam auch für dieſes Harren der Tag der Erfüllung: Ergebniß: der erſte nicht nur im Kreiſe Oberbaiern, nein, im ganzen Königreich, mit der damals ſelten ertheilten I. Note Dr. Felix Dahn! Unter allen Fächern war meine Note am beſten im Verwaltungsrecht! Ich wollte es ſo wenig glauben, wie in der Nacht zum 2. September 1870 der Telegraphendirector zu Berlin die Nachricht von der Gefangennehmung Napoleon's und ſeines ganzen Heeres bei Sedan. Der Erſte in Oberbaiern ſteht in meinem Zeugniß vom 19/VIII. 1857, aber man ſagte mir — amtlich oder halbamtlich — auch im Königreich. Doch hat mein Concursgenoſſe und hoher Gönner, Herr Finanzminiſter von Riedel, — Excellenz — kürzlich bei'm Becher behauptet, er habe damals (in Unterfranken?) um $^1/_{168}$ weniger Fehler gehabt; es mag ja ſein: dann iſt ihm aber dieſer $^1/_{168}$ Vorſprung

[1]) Siehe den Abdruck des Zeugniſſes im Anhang.

gedeihlich bekommen: ihm und dem lieben Baierland: denn er iſt in jungen Jahren Finanzminiſter geworden und hat Baiern Millionen erſpart: — ich habe Baiern nur das erſpart, was es mir, nach meiner nicht unbeſcheidenen Selbſteinſchätzung, 8—10 Jahre lang zu wenig an Gehalt bezahlt hat: nämlich 6 Jahre lang gar nichts, dann 600 Gulden.

Aber damals war die Freude deſto größer, je ſchwerer meine Beſorgniß gelaſtet hatte. Und kaum weniger, als dieſer unverhoffte, große, glänzende Sieg war mir lieb, daß auch alle meine nächſten Freunde die beſten Plätze erhalten hatten: der zweite war mein lieber Hausgenoſſe Franz von Godin, dann kamen Julius von Freyberg, Clemens Piloty, Ernſt (von) Bomhard, Ludwig Erhard, Wilhelm Hacke, Guſtel Monten: — kurz, es war hübſch, daß die Buben der Ritterſpiele im engliſchen Garten, die Walhallgenoſſen und die Schüler des Pandekten-Meyer dicht hintereinander geſchart wie eine germaniſche Gefolgſchaft im Vorkampf geſiegt hatten.

XII.

Dieſer unerwartete Erfolg ſollte nun aber ernſtlich bedrohen — meine akademiſche Laufbahn.

Viele, recht viele umſichtige und wohlwollende Männer reifer Erfahrung: Richter, Verwaltungsbeamte (natürlich! das Waſſerrecht!) ſtellten meinem Vater und mir vor, jetzt ſei es die reine Thorheit, auf der Lehrerlaufbahn zu beharren, zweifellos ſtehe mir bei dem Eintritt in den Statsdienſt neben baldigſter Beſoldung eine ganz glänzende Laufbahn bevor. Aber mein lieber Vater — noch im Grabe ſei es ihm gedankt! — ward keinen Augenblick ſchwankend: „es iſt nun einmal ſeine Luſt und Freude," ſagte er, „er ſoll ſeinem Herzen folgen."

Mir ließ der Miniſter des Innern, (ja, ja das Waſſerrecht!) Graf Reigersberg, ſagen, ich ſolle mich

bei ihm melden, er habe mir ein erfreuliches Anerbieten zu machen. Ich ſuchte unter höflichem Vorwand Aufſchub. Die Genoſſen ſagten mir unter Glückwünſchen voraus, was er von mir wolle. Ich aber ſchüttelte meinen Kopf: — äußerlich und innerlich. War ich doch ein Schüler Pözl's und gütig zugelaſſener Gaſt der „Dienstagsgeſellſchaft“: ſo wenig ich Luſt und Zeit hatte, mich um die Tagespolitik zu kümmern, — dem durchaus reaktionären Miniſter Graf Reigersberg konnte ein Schüler und junger Freund Pözl's nicht dienen.

Da traf mich — wir kannten uns von einer geſellſchaftlichen Beziehung her — der Miniſter eines Morgens auf der Treppe des Cultusminiſteriums. Ich kam jetzt häufig dahin, da ich wegen meiner ſofort nach Verkündung des Prüfungsergebniſſes mit athemloſem Eifer betriebenen Habilitation den ſo gütevollen Rath von Völk, Schwiegerſohn Kaulbach's, den „Miniſterial-Engel“, oft aufſuchte. (Lieber Gott, ich ſtaune bei der Erinnerung mit welcher Eiferhaft, die

ſich auch nicht eine Woche verſchnaufen gönnte, ich vom Gymnaſium ab alle Vorſtufen bis zur Habilitation raſtlos erklommen habe, während ſich jetzt die jungen Leute nach jedem Schritte vorwärts ſo breit behagliche Ausruh- und Belohnungs-Zeiten gönnen!) Der Gefürchtete ſtellte mich auf der Staffel, wo ich eben ſtand: und eine lange Zwieſprach begann: ich ſolle ſofort als Hilfsarbeiter mit Gehalt unmittelbar unter ihm in ſein Miniſterium treten, als ſein ad latus: nach den Acten und Berichten über meinen „Concurs" verpflichte er ſich, mir eine raſche, glänzende Laufbahn im inneren Dienſt zu ſichern.

Auch nicht einen Augenblick wankte ich: obwohl mich — aus vielen Gründen! — recht baldige wirthſchaftliche Selbſtſtändigkeit gewaltig würde erfreut haben: — und gerade auf dieſe war bei der Privatdocentur auf lange Zeit nicht zu rechnen.

Aber der „Idealismus", der nun einmal meine Einſeitigkeit, meine Schwäche, ja meine Thorheit in allen praktiſchen Dingen iſt — zugleich aber auch

meine ſtärkſte Stärke — das ungeſtüme, um jeden Preis und ohne jede Rückſicht auf äußere Vortheile oder Nachtheile auf das aus innerer Neigung vorgeſteckte Ziel Losſtürmen, ſchloß jede Wahl aus: der wohlmeinende Miniſter kam mir vor wie Satanas, der mir von dem hohen Berg der cultusminiſteriellen Holztreppe die Herrlichkeit der Welt zeigte und zu ſchenken verſprach, wollte ich meinen idealen Beruf aufgeben und das Miniſterium Reigersberg anbeten. Ich hatte keinerlei Verdienſt bei dem Nein: denn die Verſuchung verſuchte mich gar nicht. Univerſitätslehrer werden, — deutſche Rechtsgeſchichte, germaniſche Alterthümer forſchen und lehren — denn nun hatte einſtweilen die Germaniſtik die Philoſophie endgültig in die zweite Reihe gedrängt: — das allein ſchien mir ein Lebensinhalt, werth der Lebenskämpfe.

Ich ſagte alſo — immer auf der Treppe — auf alle noch ſo gütigen und dringenden Vorſtellungen der Excellenz höflich, aber beharrlich: „Nein", bis mich der Mann mit wohlberechtigtem Achſelzucken endlich ſtehen

ließ. Und ſo ſtehe ich noch immer auf der Treppe zu einem Miniſterium.

Manche Geſippen und Geſellen haben mir nie verziehen, daß ich es damals verpaßt habe, „Miniſterküken“ zu werden. Aber erſtens wär' ich nie Miniſter geworden: — ich habe nicht die mindeſte Begabung hierzu: die Trüglichkeit meiner Waſſerkünſte wäre doch bald erkannt worden! — und zweitens iſt es für mich und meine Poeſie, drittens aber zumal für das liebe Baiernland viel beſſer geweſen wie es ward. Mein Ungeſtüm und die Liebe der Ultramontanen würden gewetteifert haben, mich ſchon bei dem Schritt zum Miniſterialaſſeſſor zu Fall zu bringen. Beatus ille qui procul Dalleriis!

XIII.

Man hat mir vielfach verübelt und verübelt wohl noch eine gewiſſe Raſtloſigkeit (S. 75): — ſie mag ja auch zu weit gehen und nicht ſelten geſchadet haben, iſt wohl eine Wirkung des romaniſchen Blutes in mir. Aber zuweilen möchte ich ein Stück davon den jungen Leuten wünſchen, welche, wie oben geklagt, nach jedem kleinen Schritt vorwärts ſich ſofort „auf die längere Zeit“ (ſagt man in München) in eine „Ausſpannung“ ſagt man in Königsberg) begeben, d. h. in einen Ausruheſtall und hier den ſo bedenklichen Lorberſchlaf abhalten, aus dem Manche gar nicht wieder zur Arbeit erwachen.

Noch an demſelben Tage, da die Statsprüfung zu Ende war, begann ich mit aller Kraft für die Habilitation an der Münchener Juriſtenfacultät zu

arbeiten, die ich ſelbſtverſtändlich nunmehr für das Deutſche Recht beabſichtigte. Zu dieſer Haſt drängte nicht weniger als das Streben, mich ſo bald wie möglich ſelbſtſtändig zu machen, der Wunſch, jede äußerlich auferlegte Leiſtung ſchleunigſt zu erledigen und dann in der errungenen Stellung als akademiſcher Lehrer lediglich jenen Forſchungen obzuliegen, welchen meine Vorliebe gehörte: d. h. Geſchichtlichen (im weiteſten Sinne des Wortes: alſo auch und vor Allem Verfaſſungs- und Rechts-, dann Religions- und ſogenannten „Cultur"-Geſchichtlichen) in den Gebieten germaniſcher Quellen, ferner — aber jetzt nur mehr in zweiter Reihe — Philoſophiſchen, zumal Rechts-, Religions- und Kunſt-Philoſophiſchen.

In dieſer einſeitigen Anbauung gewiſſer Lieblingsfelder liegt ein Hauptgrund dafür, daß ich — unerachtet einiger Begabung und eines (das darf ich ſagen) niemals unterbrochenen Fleißes — erſt ſo ſpät und dann erſt noch ſo ſehr beſcheiden „Carrière" gemacht habe, wie der edle Ausdruck des Streberthums lautet.

Freilich kam noch etwas hinzu: ich habe es nie gelernt, auch nur die erlaubten Klugheitsmittel anzuwenden, — von den anrüchigen zu ſchweigen! — die nun einmal für raſche und glänzende Erfolge unerläßlich ſcheinen: als da ſind: unaufhörlich Briefe ſchreiben an ältere oder gleichſtehende Amtsgenoſſen, „Fühlung halten“ mit allen Juriſtenfacultäten, ſtets geſpannt auf der Spähe liegen, wo etwa an einer ſolchen ein Löchlein ſich aufthue, in das man ſchlüpfen könnte, alle neueſten Veröffentlichungen einflußreicher Profeſſoren ſofort — mit haſtiger und affenartiger Geſchwindigkeit unter Zurückdrängung eigener Arbeiten! — leſen, dem Verfaſſer darüber „ohne Verzug“ ſchreiben, ſie — ſelbſtverſtändlich nicht gegen Ueberzeugung! — lobend anzeigen, in den Ferien unermüdlich herumreiſen, die Fachgenoſſen perſönlich kennen zu lernen, auf Juriſten- und anderen Vereins-Tagen nie fehlen: und andere Dinge mehr, die ja an ſich durchaus nicht unehrenhaft ſind. Aber ſie fruchten doch erklecklich nur, wenn ſie planmäßig, ſo zu ſagen gewerbemäßig und induſtriell

betrieben werden — und das hat mich von jeher angewidert. Ich war und bin dazu viel zu ſtolz und, — fügen wir es nur gleich bei, — zu faul und zu verliebt in meine (höchſt ungern unterbrochene) eigenſte Arbeit. Zu meinem großen „Schaden“ (d. h. für die Laufbahn) habe ich mir, ſeit ich mir der eignen Kraft bewußt ward, das Wort Tell's zum Wahlſpruch erkoren:

„Der Starke iſt am Mächtigſten allein“

(was nur ſehr bedingt richtig iſt) und ſo habe ich mich nie auf Verbindungen und Empfehlungen geſtützt, deren ſich Andere, unvergleichlich klüger, praktiſcher als ich bedienten und bedienen, ohne doch dadurch irgendwie bereits der „Cameraderie“, „Cotterie“, des „Cliquen“-Weſens, der Lob- und Beförderungs-Verſicherung auf Gegenſeitigkeit ſich ſchuldig zu machen: Dinge, welche leider an unſeren Hochſchulen nicht gerade ſelten vorkommen, ja vielleicht — wegen der Einrichtung der Berufungen — häufiger als in anderen Beamtenkreiſen.

So habe ich die Leitung der „Bavaria“, die Pro-

feſſur zu Würzburg, die Mitgliedſchaft (correſp. Mitglied) der Münchener Akademie der Wiſſenſchaften, die Profeſſur zu Königsberg, das Rectorat zu Königsberg, das Ehrendoctorat der Juriſtenfacultät zu Edinburgh und manche andere Auszeichnung ohne mein Geſuch, ohne meine Anregung, ohne perſönliche Anknüpfung, kurz, ohne all' ohne mein Zuthun, geradezu in Ueberraſchung erhalten und mit freudigem Erſtaunen.

Aber ich will mich wahrlich nicht allzu ſehr loben: von jenen erlaubten Wegen hielt und hält mich außer einem ſchönen (nur zu weit gehenden) Idealismus, dem trotzigen Gedanken: „geht es nicht ohne „Mittelchen", nur durch das Geleiſtete, dann ſoll es gar nicht gehen," gewiß auch zurück — der Mangel an praktiſchem, geſundem, kühl allwägendem Menſchenverſtand, von dem mir leider wenig zu Theil geworden, ach viel weniger als von Einbildungskraft, Lebhaftigkeit und Wiſſensdrang.

Ich verſtand und verſtehe es gar nicht, die günſtige

gegebene Lage auszunützen. Herz und „Schwung“ d. h. Erregtheit (oft recht thörige!) gingen und gehen mir mit dem kalt abwägenden Verſtand durch.

Noch Eins tritt hinzu: ich möchte es doch nicht gern, wie oben geſchehen, bloße Faulheit nennen: eher Bequemlichkeit, ſtark mit Stolz verſetzt. Ich war und bin zu — „bequem“, in Briefen und Beſuchen, mir Gönner zu erſchreiben und zu erlaufen: und rieth gar oft die Klugheit leiſe mahnend ſolchen Schritt, — der Widerwille gegen die Anſtrengung (z. B. gar einen Frack anzuziehen!) und gegen die — Demüthigung der „Bewerbung“ übertönte ſie gar laut.

So habe ich mich von jeher den Mächtigen erſt dann gern genähert, nachdem ſie die Macht verloren: ſo dem Miniſter Dr. Falck, dem Miniſter Dr. von Goßler, ſo Bismarck! — — —

Zur Entſchuldigung ſolcher Bequemlichkeit darf ich aber doch auch noch eine andere Eigenſchaft anführen, welche freilich (omnis determinatio negatio, ſagt Meiſter Benedict) ganz ebenſo ein Fehler wie ein

Vorzug iſt: meine leidige „Vielſeitigkeit“, richtiger die Manchfaltigkeit meiner geiſtigen Neigungen. Neben Recht, Geſchichte, Sprachen Philoſophie ſtand und ſteht doch auch die Poeſie. Hatte und habe ich neun, bis zwölf und mehr Stunden in jenen Wiſſenſchaften gearbeitet, dann verlangte und verlangt doch am Ende auch die Dichtung ihr Recht — in Leſen oder Schaffen, — und ich brachte und bringe mich, der trockenen Arbeit müde, nicht dazu, nun noch einen höflichen Schreibebrief (oder gar viele!) an die Herren Ordinarien, Geheimräthe, Miniſterialräthe und Miniſter zu ſchreiben: — gleichſam zur abendlichen Erholung. Alſo eine gewiſſe Trägheit „des induſtriellen Geſchäftsbetriebs“, verſchuldet durch die Neigung zur Poeſie und durch einen gewiſſen ſehr ſtarken Unabhängigkeitsſtolz, liegt jenen thörigen Unterlaſſungen wohl zu Grunde.

XIV.

Ganz ebenso steht es mit den geringen d. h. nur vorübergehenden Erfolgen, d. h. Aufführungen meiner Schauspiele.

Gefallen haben sie mit einer Ausnahme: „Skaldenkunst" in Berlin (vielleicht auch „Statskunst der Frau'n" in München) alle und sind dann mehrfach bis zu 12, ja 30 und mehrmal wiederholt worden: aber bald hörte das auf: sie gefielen nicht mehr, weil sie nicht mehr gegeben wurden. Man kann nicht sagen: sie werden nicht mehr gegeben, weil sie nicht gefielen. Allerdings gefielen sie nicht so, daß sie die Wiederaufführung erzwangen: das ist aber überhaupt selten: man konnte sie recht gut wieder aufführen, wenn man nur wollte: — andere Sachen, die lange nicht so gefallen hatten, wurden

und werden wieder gegeben — aus allerlei Gründen. Richtig iſt aber, daß die geſchichtlichen und Sagenſtoffe entſchieden und entſcheidend gegen Beliebtheit meiner Stücke wirken: denn daß meine geringere dramatiſche Begabung Schuld ſei an den geringeren Erfolgen meiner Schauſpiele, als z. B. der Romane, das bin ich ſo frei, nicht zu glauben. Muß ich mir doch das Allzudramatiſche in meinen Erzählungen und Balladen ſogar immerfort vorwerfen laſſen!

Haupturſache des geringen Erfolges iſt alſo die Wahl der Gegenſtände. Dieſe aber wurzelt wieder in meiner eigenſinnigen Beharrung auf meiner Neigung und Eigenart; ich weiß recht wohl, daß ich bei meiner angeborenen Begabung für das Schauſpiel des Erfolgs ziemlich ſicher war, behandelte ich Stoffe der Gegenwart.

Nun brächte ich ſolche Wunderwerke wohl auch zu Stande: den kalt lächelnden Baron, den ſchurkiſchen Banquier, den genialen, aber noch mehr liederlichen Maler, den gutmüthigen Oheim vom Lande, die

üppige Wittwe, den albern-dreiſten Backfiſch, den unwiderſtehlichen Lieutenant, auch einen erblich Belaſteten getraue ich mich zu leiſten und das Berlin'ſche Hinter-Treppen-Geplauder und all' dieſe „lebenswahren", „actuellen" „hochmodernen", theils Herrlich-, theils Scheußlich-keiten. Aber ich mag nicht: es freut mich nicht: es ekelt mich an. Und ſo geſchieht mir mit dem Nichterfolg ganz recht.

Doch auch hier wirkt jenes Andere mit: mein Mangel an „Betriebſamkeit". Ich habe wirklich nicht Zeit — und noch viel weniger Luſt, — die völlig erlaubten und, wie es ſcheinen will, unerläßlichen Klugheitsmittel anzuwenden, deren ſich andere Dramatiker mit beſtem Recht und mit ſicherm Erfolg bedienen: ich kann nicht (und mag nicht!) herumreiſen, hervorragende Künſtler und Künſtlerinnen in ihren Glanzrollen ſehen, ſie dafür loben, ihnen dann ſolche Rollen „auf den Leib ſchreiben", ſie ihnen bringen, vorleſen, ſie bewegen, dieſe zu ihren Gaſtparade-Rollen zu wählen, kann nicht (und mag nicht!) mit Inten-

danten und Theaterdirectoren und Agenten in ſelten ruhendem Briefwechſel ſtehen, kann und mag nicht zu den Hauptproben und Erſtaufführungen der ſo zur Annahme durchgeſetzten Stücke allüberallhin reiſen, ziemlich ſicher, daß alsdann viele Zuſchauer, durch einige Freunde angeregt, händeklatſchend den Wunſch äußern, meine perſönliche Bekanntſchaft — vor dem Vorhang — zu machen. All' das, was ja lediglich erlaubte Klugheit iſt, anzuwenden, verbietet mir meine Profeſſur, der Mangel an Zeit, oben beklagte Bequemlichkeit und allerdings auch wieder ein gewiſſer Stolz, deſſen Thorheit ich einſehe, ohne ſie ablegen zu können oder auch nur zu wollen. Alſo geſchieht es mir ganz recht, daß mich ſo friert und daß mitlebende Dichter die Bühne beherrſchen, die ich nicht im Allerentfernteſten für höher begabte Dramatiker, geſchweige „Dichter", halte als mich ſelbſt.

Noch Eins gehört hierher. Unvergleichlich mehr bekannt würde mein Name und um das fünf- oder zehnfache höher meine Einnahme ſein, wollte ich, wie

die gefeierteſten „Wettbewerber“ thun, meine Romane vor dem Erſcheinen in Buchform in 6—12 Zeitungen und Zeitſchriften abdrucken laſſen: — jeden Morgen einen Eßlöffel voll. Es iſt höchſt einträglich et non olet. Ich aber bringe ſie nicht über mein dichteriſches Gewiſſen, dieſe Verſtümmlung des Kunſtwerks, dieſe Verabreichung in Bröckchen, dieſe Zerreißung des Zuſammengehörigen („da öffnete die üppige Wittwe (ſ. oben S. 86) die weißen Arme, riß ihn an ihren wogenden Buſen und ſprach: Fortſetzung morgen“) und verzichte lieber auf das Mehr von „Ruhm“ und Mammon. (Ein kluger Pfälzer ſprach in ähnlichen Fällen: „Ritter, ihr handelt edel, aber dumm!“)

Doch nun zurück zu anderen Gründen meiner ſpäten und halben Erfolge in der akademiſchen Laufbahn, d. h. in Anſtellung und Berufungen: denn mit der Wirkung auf die Hörer durfte ich immer zufrieden ſein.

Das Haupthemmniß lag in der Einſeitigkeit, mit welcher ich meine Lieblingfächer: Rechtsgeſchichte (ger-

manische Alterthümer überhaupt) Statsrecht und Rechtsphilosophie pflegte, wenigstens in meinen Veröffentlichungen: nur etwa im Handelsrecht habe ich seit 1862 auch Mehreres geschrieben, dagegen in dem ganzen übrigen deutschen Privatrecht fast nur über Urheberrecht. Also das „Praktische", „Wichtigste" (abgesehen vom Handelsrecht) schien ich zu vernachlässigen. Freilich war dem nicht so: meine Hefte für das deutsche Privatrecht beweisen von Jahr zu Jahr, daß ich nicht stehen blieb, daß ich die Fortschritte der Gesetzgebung, der Literatur und der Rechtsprechung pflichtgemäß verfolgte: aber davon weiß kein Amtsgenosse und die stets wechselnden Hörer merken es nicht. Allzuspät (1878) erschien mein „Grundriß des Privatrechts". Da ich nun auf diesem Gebiete nichts schrieb, konnte ich den Herren Amtsgenossen die Annahme nicht verübeln, ich befasse mich [außer mit dem ohnehin eigentlich doch bedenklich unanständigen Dichten (†! †! †!)] lediglich mit altgermanischem Verfassungsrecht und mit einer Rechtsphilosophie, der sie nicht gerecht werden konnten und

können, weil ihnen meiſtens (mit Urlaub und grob, aber wahr zu ſagen!) die erforderliche philoſophiſche Vorbildung fehlte und fehlt.

Ich wiederhole, das war lediglich meine Schuld: ich hätte es eben über mich bringen ſollen und müſſen, neben dem Lieblingsfach auch im Privatrecht Einiges zu veröffentlichen. Aber dazu ließ es der Mangel an Verſtand, die viel beklagte impetuositas, die allzuweit gehende Hingebung an das Subjective nicht kommen: — auch blieb neben Geſchichte, Verfaſſungsrecht, Philoſophie, Handelsrecht wirklich ſogar meiner nicht ganz geringen Arbeitskraft kaum noch Stärke und Friſche für Anderes. Dieſes immer und in allen Stücken nur der innerſten Herzensneigung Folgen hat mir ſchwer geſchadet. Und gleichwohl: — ich bereue es nicht. Der höchſte geiſtige Genuß iſt doch der, ſeine Eigenart, frei von äußeren Rückſichten, begeiſtert und ſtolz, auszuleben: auch das iſt eine Art von Heldenthum: — und ſchließlich bin ich doch auch auf meinem ſelbſt gewählten Pfad an ein auch äußerlich befrie-

digendes Ziel gelangt, ob zwar viel ſchwerer, unter viel härteren Mühen und zumal viel ſpäter als gar Manche, die mir nur durch Klugheit, weder an Begabung für die Forſchung oder für die Lehre noch an Fleiß überlegen waren und ſind. Ein wie ſchweres Hemmniß auf dieſem Wege mir jedoch vollends die „verfluchte Dichterei“ werden ſollte, — das werden wir noch ſattſam erfahren.

XV.

Damals nun aber (1856) ahnte ich in meiner Siegfried ähnlichen »tumbheit« d. h. Jugendunbefangenheit und weltfremden Harmlosigkeit von all' diesen Wegsperren nichts, sondern stieg gar feuereifrig die nächst vor mir liegende Höhe hinan: die zu leistende Habilitation.

Als Fächer hatte ich mir nun schon lange deutsches Recht (im umfassendsten Sinn) und Rechtsphilosophie ausersehen: auch das vergleichende Statsrecht zog mich lebhaft an: hängt es doch mit der Rechtsphilosophie, wie ich sie auffasse (s. unten S. 95) und durch vergleichende Rechtsgeschichte zu begründen versuche, unscheidbar zusammen.

Was die Rechtsphilosophie anlangte, konnte ich mich für die Vorbereitung der zu haltenden Vor-

leſungen nach den Jahre lang ſo eifrig betriebenen Forſchungen in der Geſchichte der Philoſophie (II. S. 19—46) darauf beſchränken, jetzt noch die Vorleſung bei Prantl (Sommer 1856, von 7—8 Uhr früh) zu hören und eifrig zu ſtudiren; es iſt ſchon bemerkt (II. S. 44), daß ſie mir für die Geſchichte der Lehren der Rechtsphiloſophie reichſte Anregung bot, für das Syſtem aber gar nichts, da Prantl alle Zeit für den geſchichtlichen Theil aufbrauchte, nur in der letzten Stunde einige Grundzüge ſeines Syſtems mittheilte.

Alle Zeit und Kraft ward daher auf das deutſche Recht, vorab auf die germaniſche Rechtsgeſchichte, verwendet: ich ſtudire jetzt vierzig Jahre daran und werde nie damit fertig werden! Kann dies ſchon von den Rechtsquellen im engſten Sinne gelten, ſo trifft es ſelbſtverſtändlich in noch viel höherem Maße zu bei meiner Auffaſſung von Recht und Rechtsgeſchichte.

Mir iſt es unmöglich, — ich finde es unſagbar geiſt- und leb- und intereſſelos — das Recht

auf den „Iſolirſchemel“ zu ſtellen und es lediglich aus dem Geſetzesbuchſtaben heraus zu erklären: des Geſetzes, ſage ich: denn vom Gewohnheitsrecht hören die Herren Iſolirer nicht gern reden: es paßt ihnen nicht in ihren ebenſo widergeſchichtlichen wie von aller Philoſophie unberührten Kram, daß das Recht ſo frei war, bei allen Völkern lange Zeit *vor* jedem Geſetz, eben als Gewohnheitsrecht, zu beſtehen: man erwürgt das Gewohnheitsrecht, wo man es, wie z. B. in Entwürfen der Herren Iſolirer, irgend thun kann! Ich dagegen kann in dem Recht nur Eine neben den übrigen von der Eigenart und zumal der Vernunft des Menſchen unerläßlich geforderten Erſcheinungen unſeres Menſchenthums erblicken: in Familie, Sprache, Kunſt, Religion, Sittlichkeit, Recht und Wiſſen lebt ſich mit Natur- und zugleich mit Vernunft-Nothwendigkeit die Anlage der Menſchheit und zwar in innigſtem Zuſammenhang aller dieſer Gebiete dar.

Die gemein menſchliche Anlage für das Recht, der gemein menſchliche Rechtstrieb, — dies iſt das einzig

Wahre an der Lüge des „Naturrechts“ — erſcheint in ſtets wechſelnder Verwirklichung: die Art dieſer Verwirklichung iſt bedingt 1) durch die Volkseigenart, die ihrerſeits auf Vererbung und Anpaſſung beruht, wie die des Einzelmenſchen und 2) durch die Geſammtheit der geſchichtlichen Einflüſſe auf dieſe Eigenart.

Will man daher das Weſen und die Eigenart germaniſchen Rechts an der Wurzel faſſen, ſich nicht mit der geiſtloſen, lebloſen, öden Auslegung der Geſetzesbuchſtaben begnügen, muß man die Geſchichte des Rechts der Germanen betrachten im Zuſammenhang mit ihrer äußeren („politiſchen“) und Wirthſchaftsgeſchichte und ihrer ganzen Culturgeſchichte, von der auch die Volksreligion und die Volkskunſt und das wechſelnde Ideal der Sittlichkeit nicht zu ſcheiden iſt, wie denn ferner die Beherrſchung der Quellen die Beherrſchung der germaniſchen Sprachen vorausſetzt.

In dieſem Sinne konnte ich ſchon damals von mir ſagen: nihil Germanici a me alienum puto:

d. h. mein Streben war — ſo weit es auch hinter dem Ziele zurück blieb! — auf die Ergründung aller Erſcheinungen germaniſchen Volksthums in ihrem inneren Zuſammenhang gerichtet: germaniſche Mythologie, germaniſche Haus- und Privat- und Wirthſchafts-Alterthümer zogen mich nicht minder lebhaft an als die Geſchichte des Verfaſſungs- oder Privat- oder Straf- oder Proceß-Rechts.

Eine ſolche Auffaſſung iſt nun freilich recht „aufhaltſam“: — wie ja jener Münchener Bräuer, deſſen ſtudirter Sohn noch immer keine Anſtellung hatte, während der Kaufmänniſche längſt ſein Brod verdiente, ſo richtig bemerkte: „ja, dös Studiren, dös halt auf!“

Als ich Konrad Maurer dieſe meine Auffaſſung entwickelte und anführte, daß ich nun folgerichtig zuerſt Grimm's Deutſche Grammatik ſtudiren wolle, erwiderte er: „recht ſchön, wenn Sie aber nur nicht darin ſtecken bleiben.“ Und wieder muß ich ſagen: mein Vorzug war mein Fehler, meine Eigenart hat mir geſchadet wie genutzt: denn es leidet keinen Zweifel: ich

würde als praktiſch-dogmatiſcher Juriſt für das Recht der Gegenwart mehr geleiſtet haben, hätt' es mir nie den Zweigen der heiligen Eſche Yggdraſil gerauſcht, hätte ich, wie ſo Viele meiner Genoſſen, die mich in der „Laufbahn" (die meine war aber eine mühſame Kletterbahn gar langſamen Emporkraxelns!) weit überflügelten, Odhin und Frigga und Tacitus und Jordanis und Gregor von Tours und ſogar den Sachſenſpiegel ſich ſelbſt überlaſſen und mich ausſchließend mit dem (übrigens oft recht zierlichen) Zöpflein des baieriſchen und dem Gegitter des preußiſchen Landrechts beſchäftigt. „Wer zu viel umfaſſen will, hält nichts feſt," — warnt ein franzöſiſches Sprichwort.

Indeſſen: — „ich thät's nochmal," ſagt mein Hagen in „Markgraf Rüdiger", gerade bevor ſie ihm das Haupt abſchlagen.

Ja, ich thät's nochmal: einmal, weil ich bei meiner Eigenart nicht anders könnte, dann aus voller Ueberzeugung, daß meine Weiſe zwar in der Laufbahn mir

geſchadet, aber innerlich mir und — meinen Schülern und Leſern doch auch genützt hat.

Vor Allem: um jenes Umfaſſenwollen nicht all' zu verdreht, etwa gar als lächerliche Eitelkeit, erſcheinen zu laſſen, muß ich bemerken: ich zog mir gleich von Anfang eine Schranke, nicht nach den Gegenſtänden der Forſchung oder nach den Stämmen, wohl aber nach der Zeit. Ueber das Ende des XIII. Jahrhunderts hinaus erſchöpfende Quellenforſchung zu treiben, fiel mir nie bei, ja, das Schwergewicht der Arbeit ſollte von jeher auf die germaniſche Urzeit und das Vormittelalter bis Anfang des X. Jahrhunderts fallen: in dem deutſchen Reich wollte ich nur die Rechtsentwicklung bis einſchließlich der Zeit der Rechtsbücher erſchöpfend in den Quellen verfolgen. Nordgermanen blieben von der chriſtlichen Zeit an, England nach der angelſächſiſchen Zeit außer Betracht.

Dieſe ganz gewaltige Einſchränkung des Stoffes läßt meine Abſichten doch nicht mehr ſo ungeheuerlich

erſcheinen. Und ich meine, daß ich mich nicht auf das Recht beſchränkte, ſondern Götterglaube, Sage, kurz (mit Ausnahme der bildenden Kunſt) die geſammte Culturgeſchichte (bis ca. 1300) mit heranzog in meiner Forſchung, hat meine Wirkſamkeit als Lehrer und Schriftſteller doch ein wenig lebendiger, erſprießlicher geſtaltet als ſie ſonſt wohl ausgefallen wäre. Viele Schüler haben mir dafür gedankt, daß ich in den Vorleſungen über Rechtsgeſchichte, zumal aber in den Seminarien[1]) nun 20 Jahre lang ihren Blick über das Recht hinaus auf die übrigen Lebensgebiete gelenkt habe bei Erklärung des Tacitus, des Paulus Diaconus, des Sachſenſpiegels. Ja, ſie ſagten oft, auch für das Recht ſelbſt hätten ſie volles Verſtändniß und zumal wärmere Liebe erſt durch die Betrachtung in ſolch' lebendigen Zuſammenhang mit der ganzen Volksgeſchichte gewonnen.

Aber: — nur nicht zu viel ſich einbilden!

[1]) Dieſer ausgezeichneten Einrichtung der preußiſchen Juriſtenfacultäten, welche die außerpreußiſchen doch endlich nachahmen ſollten!

Dieſer meiner Auffaſſung, Wahl und Abgränzung des Arbeitsgebiets liegt doch zuletzt wieder zu Grunde die angeborne Eigenart und alſo auch — die Neigung zum Poetiſchen, zum Schönen, das ſtarke Vorwalten der Einbildungskraft.

Hier berühren wir die Stelle, an der der Dichter den Gelehrten allerdings entſcheidend beeinflußt hat: nicht darin, daß ich je der Einbildungskraft verſtattet hätte, in einer Frage der Forſchung mich zu beſtimmen — das durfte ich (II. S. 20) — entſchieden ablehnen, wohl aber in der Wahl des Stoffes, in der Abgränzung der Zeit, der Quellenkreiſe.

Genau weiß ich: die jüngere Vergangenheit und die Gegenwart des deutſchen Volkes darben auch keineswegs der Poeſie: — ſo lang ein Volk noch lebt, lebt auch ſeine ihm eigene Bethätigung des Kunſttriebes und des Schönheitsſinnes: — wohl weiß ich ferner: durchaus nicht waren alle Dinge der früheren Vorzeit ſchön oder poetiſch: — rauh bis zur Roheit, hart und arg ſelbſtiſch waren dieſe Menſchen.

Allein einmal ſind denn doch — aus guten anthropologiſchen Gründen — wirklich, thatſächlich die Lebensformen (z. B. Gewand, Waffen, Geräth, Hausbau, Gottesdienſt, Sitte, Rechtsleben) in Zeiten der Unmittelbarkeit, der Vorcultur, reicher an Schönheit, Poeſie, zumal an ſinnlicher Friſche als etwa heute oder zur Zeit Friedrich des Großen, wie das Gothiſche, das Althochdeutſche, auch noch das Mittelhochdeutſche ſchöner, formenreicher, ſinnlicher iſt als das Neuhochdeutſche.

Und andererſeits erſcheint uns in ſolcher Ferne Alles reiner, poetiſcher, minder „pathologiſch“ als die Dinge, die uns täglich umgeben und oft ſo unangenehm — eben „pathologiſch“ — beſchäftigen. Daß dies eine Augentäuſchung iſt, hebt die Wirkung auf die Einbildungskraft nicht auf.

Als ich nun an der Hand Maurer's und Jakob Grimm's in die Quellen jener germaniſchen Vorzeit hinabſtieg zum Zweck wiſſenſchaftlicher Forſchung, da nahm mich zugleich ihr unerſchöpflicher Reichthum

an poetiſcher Anregung mit einem Zauber gefangen der mich nicht mehr los gelaſſen hat, bis zur Stunde!

Entſchieden war durch Maurer's Einwirkung, dann durch die „Rechtsalterthümer", die „Mythologie", die „Geſchichte der deutſchen Sprache" Grimm's für immer mein Geſchick als Forſcher und als Dichter! Ganz weit zurück drängte die germaniſche Geſchichte, die Germaniſtik in dieſem umfaſſendſten Sinne die früher ſo mächtig vorherrſchende Philoſophie. Ich blieb nun für und für in jenem Quellenkreiſe haften mit dem Geiſt für die Forſchung, und in dem Kreiſe dieſer Stoffe und Vorſtellungen mit der Einbildungskraft für die Dichtung.

„Aha! Da haben wir's! Das iſt es ja eben!" ſagen meine geſtrengen Beurtheiler in der Preſſe (die aber nicht die Welt bedeutet oder das deutſche Volk!). „Wie einſeitig! Wie eintönig! Wie arm!"

Ich kann es den Leuten wirklich ſchwer recht machen: bald bin ich ihnen zu vielſeitig, bald zu einſeitig. Wie ſagt der Waldkauz?

„Viel Vögel kreiſchen um mich dicht: —
Ich bin der Kauz und acht' es nicht."

Meine Eigenart nun aber, welche das altgermaniſche und das früheſte Mittelalter wie für die Forſchung ſo für die Dichtung erkor, begründet gerade hierauf die Einheit meines geſammten Geiſteslebens: und dieſe Einheit allein hat es ermöglicht, daß ich, unzerſtückt und widerſpruchlos, vielmehr in ſtets ineinander greifender Harmonie als Gelehrter und zugleich als Dichter ſchaffen und geſtalten konnte: und darin liegt [wie der letzte Grund meiner (— trotz ſo gefährlicher Anlagen und ſo vieler verſchuldeter und unverſchuldeter Schmerzen! —) erhalten gebliebenen oder vielmehr erſt errungenen inneren Geſundheit] die Erklärung der Möglichkeit ſo ununterbrochenen Schaffens auf beiden Gebieten: immer wieder grabe ich bei der Forſchung Funde für die Dichtung aus: das preußiſche Landrecht würde wohl ſchwerlich den „Kampf um Rom" und „Odhins Troſt" angeregt haben. Und hier liegt vielleicht auch der letzte Grund meiner zwar gewiß

nicht großen, aber in ihren engen Gränzen nur wohlthätigen, gewiß nie ſchädlichen Wirkungen auf die Seele unſeres Volkes, zumal auf die deutſche Jugend, welche das Nichtgemachte, ſondern das nothwendiggewachſene Deutſche an meinen Werken herausfühlt. Der „deutſche Patriotismus“, das Nationale, das Heldenhafte, das ſchon in den Ritterſpielen hervorbrach, iſt dauernd die treibende Kraft in mir geblieben.

XVI.

Ich bereitete mich nun also in den zwei Jahren der Praxis und in der Zeit nach Beendigung der Statsprüfung in dem oben geschilderten Sinne für die Privatdocentur vor: Grimm, Eichhorn, Waitz, Kraut, Gerber, Savigny (Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter) waren die Wegweiser, welche mich an die Quellen leiteten, für das Nordische selbstverständlich Maurer, zuerst mündlich, dann durch sein an Stoff so unerschöpflich reiches, für die Methode der Forschung und der Darstellung mustergiltiges Werk über „die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum".

Damals nun war es, daß dieses Ideal von einem Buchhändler mir auf unbestimmte Zeit hinaus „pumpte", d. h. für die zahlreichen und theuren Werke, deren

ich als unentbehrlichen Handwerkzeugs für meine germaniſtiſchen Arbeiten bedurfte, mir Credit gewährte: es ſind die einzigen Schulden meines Lebens geblieben: ſie ſtiegen zuletzt doch wohl auf etwa 600 Gulden: gar langſam nur vermochte ich, ſie abzutragen und da ich immer wieder neue Bücher anſchaffen mußte, wäre ich mit dieſen Hydraköpfen wohl nie zu Rande gekommen, hätte ich mir nicht zuletzt nach mehreren Jahren aus Rückſicht auf den allzu gütigen Gläubiger, der nie mich mahnte, ein Herz gefaßt und meiner Mutter mein Leid geklagt, welche demſelben ſofort durch einige Einhundert Guldenbanknoten (ſie waren ſo ſchön, die baieriſchen, damals, nur gar ſo ſelten!) ein fröhlich Ende bereitete.

Meine Quellenſtudien beſchränkten ſich auf die Urzeit, d. h. die römiſchen und griechiſchen Berichte, die Volksrechte und Capitularien, die Weisthümer und die Rechtsbücher, Sachſen- und ſogenannten Schwabenſpiegel (der Deutſchenſpiegel lag noch verhangen in der Innsbrucker Bücherei): dann noch goldne Bulle,

ein klein wenig weſtphäliſcher Friede, und ein par Stadtrechte: dabei iſt es denn nun, wie geſagt, leider geblieben bis heute: über den ſogenannten Schwabenſpiegel hinaus bin ich mit eingehender Quellenforſchung nie gelangt; Sachſenſpiegel aber habe ich viel getrieben, auch ſtets in den Seminarübungen 1872 bis 1892, abwechſelnd mit der Germania des Tacitus, ausgelegt.

Einer Anregung Maurer's verdanke ich auch die Wahl des Gegenſtandes der Habilitationsſchrift: „über die germaniſchen Gottesurtheile"; — eine Zeit lang hatte ich an das Zufluchtsrecht (Aſyl) gedacht, aber wohlmeinend und weiſe warnte Maurer vor einem Stoff, der zugleich dem germaniſchen Heidenthum (Herd-, Haus-, Tempel-, Hain-Frieden) und dem kanoniſchen Recht angehörte, von dem ich damals noch blutwenig wußte. So entſtand denn im Laufe des Jahres 1856/57 die Abhandlung „Studien zur Geſchichte der germaniſchen Gottesurtheile" (jetzt Bauſteine II. Berlin 1880, S. 1—75), welche von der Facultät als Habilitationsſchrift zugelaſſen ward: aber ſie gefällt mir ſchon

lange nicht mehr! Es fehlt dabei die richtige Feſtſtellung des Verhältniſſes von Eid und Gottesurtheil: vom Eid war auszugehen und auf Grund vergleichender Rechtsgeſchichte der ariſchen Völker nachzuweiſen, wie Eid und Gottesurtheil urſprünglich auf demſelben Gedanken beruhten der Anrufung der Götter als Zeugen der Wahrheit unter bedingter Selbſtverfluchung für den Fall der Lüge: der Meineidige ſollte — ebenfalls in einem Urtheil der Götter — auf der Stelle durch den Blitzſtrahl todt niedergeſtreckt werden, wie er nach Ausſprechung der Eidformel das neben ihm ſtehende Opferthier mit einem Stein erſchlug. Der — für die Wirklichkeit — ziemlich erhebliche Unterſchied liegt nur eben darin, daß bei dem Eid die Götter ein Wunder thun müſſen, den Frevler zu ſtrafen, bei dem Gottesurtheil, ihn zu retten! Der freie, unbeſcholtene, in der Gemeinde Anſäſſige darf ſchwören mit der erforderlichen Zahl von Eidhelfern: — der Unfreie, oder Volksfremde oder Beſcholtene oder Grundbeſitz- (d. h. Vermögens-) loſe oder der nicht

genug Eidhelfer findet, darf nicht ſchwören, iſt auf die Klage eines Freien, Unbeſcholtenen hin der Verurtheilung ſchon faſt anheim gefallen: man verſtattet ihm nur noch zum Gottesurtheil als einem letzten, vielleicht durch Eingriff der Götter rettenden Strohhalm zu greifen. Später habe ich das dann ausgeführt und auch dargewieſen, daß der gerichtliche Kampf urſprünglich ein Gottesurtheil durchaus nicht war, ſondern ein in den Rahmen des Rechtsgangs eingeſchobenes Stück Fehdegang[1]).

Das „Colloquium" ward mir erlaſſen. Ich hatte alſo nur noch die Schrift und die von mir aufgeſtellten Streitſätze[2]) zu vertheidigen: dieſe Habilitationshandlung geſchah im Sommerhalbjahr 1857. Alle meine Rechtslehrer betheiligten ſich dabei in der güte-

---

[1]) S. Bauſteine II. S. 76 über Rechtsgang und Fehdegang der Germanen.

[2]) Damals, glaub' ich, nicht bei der Promotion, ſtellte ich die ungewöhnlich große Zahl ſolcher Sätze auf, in aller Harmloſigkeit, was mir, wie ich ſpäter mit Staunen erfuhr, ſchwer verdacht wurde; oben S. 41.

vollſten, liebenswürdigſten Weiſe: vor Allem Maurer, Pözl, Bluntſchli, aber auch Prantl und der doch ſo eifrig katholiſche von Laſaulx (S. II. S. 19). So fiel denn die Sache, Dank der Freundlichkeit der Herren, recht gut aus: Prantl erklärte mir öffentlich ſeine warme Zuſtimmung zu den Grundgedanken meiner Probevorleſung „über das Verhältniß der Rechtsphiloſophie zur Philoſophie und zur Rechtswiſſenſchaft“[1]).

Alsbald erhielt ich nun auf Antrag der Facultät die »venia legendi« (durch königliche Verordnung, wie in Baiern Rechtens, vom 8/X. 1857): nicht gerade ſehr aufmunternd wirkte es, daß dabei ausdrücklich vermerkt ſtand, darin liege keinerlei Ausſicht auf künftige Anſtellung als Profeſſor. Zwar beruhigte mich mein lieber neuer Amtsgenoſſe, Dr. Ludwig Rockinger, das ſtehe gleichmäßig in allen dieſen Verſtattungen und ſei ſo ſchlimm nicht gemeint: aber er ſollte wie ich zu ſeinem

---

[1]) Bauſteine IV. 1. Berlin 1883 S. 1—13, wo aber der Vortrag irrig ſtatt mit der Habilitation mit der Promotion in Zuſammenhang gebracht iſt.

Schaden erfahren, daß dieſer zarte Wink bitterer Ernſt war. Gar viele, viele Jahre hindurch blieb der als Lehrer und Forſcher gleich ausgezeichnete Mann Privatdocent gleich mir, während andere Leute, die ſich nicht im Entfernteſten mit ihm meſſen konnten, an Univerſität oder Archiv angeſtellt wurden: ein väterlicher alter Freund von mir, der alte Zenger (S. I. S. 30, II. S. 591 oben S. 41), ſagte uns Beiden einmal, als wir wieder einmal über die lange Privatdocentur klagten, „ja ja, Euch Beiden iſt erſt zu helfen, wann einmal ein Viehſterben unter die Germaniſten fährt.“

Nun, der Claſſiker des „Schwabenſpiegels“ wie Homeyer der des Sachſenſpiegels war, Ludwig Ritter von Rockinger, iſt ſchließlich doch Director des k. baieriſchen Reichsarchivs geworden, eine Stelle, an welche er freilich ſchon vor Jahrzehnten gehört hätte, wenn Verdienſt und Gerechtigkeit immer im lieben Baiernland über die Laufbahn entſchieden hätten, anſtatt — wohlan, ſagen wir, anderer Dinge. Später mehr hievon.

XVII.

Ehe wir nun aber den Privatdocenten von 22 Jahren in seine ersten Vorlesungen begleiten, müssen wir das manchfaltige, reich und freudig erblühende Leben des jungen Rechtspraktikanten und Doctors betrachten, wie es während der glücklichen Jahre 1854—1858 in Gesellschaft, Freundschaft und Dichtung sich gestaltete: in jene Zeit fallen auch viele der bereits (II. S. 180 bis 319) geschilderten Bergfahrten.

In dem freundlichen Hause Nr. 8 der Wurzerstraße wohnte über mir ein eifriger Studiengenosse, Franz Freiherr von Godin, der mir nun in täglichem Verkehr ein gar lieber Herzensfreund ward: wir hatten uns schon bei dem Pandekten-Meyer (II. S. 583) näher kennen gelernt: jetzt verbrachten

wir jeden Abend in der Wurzerſtraße zuſammen, nach vollendeter Tagesarbeit unſer höchſt einfaches kaltes Abendmahl und den Abendtrunk in meinem geräumigeren Zimmer theilend, aber auch die ſonntägliche Freizeit und ihre Spaziergänge im engliſchen Garten und Iſar aufwärts.

Franz, gleichaltrig mit mir, überragte mich bei Weitem an hellem, ſcharfem Menſchenverſtand, an raſcher Erfaſſung von Allem Thatſächlichen, an geſundem Sinn für das Praktiſche. Schon als Student hatte er mich ganz verblüfft durch ſeine Kenntniſſe in Volkswirthſchafts- und Finanz-Kunde, ſeine ſorgſam ausgearbeiteten Hefte (nach Hermann) wurden mir werthvollſte Ergänzungen meiner eigenen. Auch vom baieriſchen Recht und von Verwaltungsrecht wußte er ganz unvergleichlich mehr als ich: ſeine hervorragende Verſtandes-Begabung (nicht ganz frei von einem Stich in's Grübleriſche und Tüftelige) und ſein eiſerner Fleiß machten ihn zu einem höchſt gefährlichen Wettbewerber, wie er denn auch im Statsconcurs mir hart auf die

Ferſe trat. Weniger für Philoſophie (die war ihm nicht „exact“ genug) und für Rechtsgeſchichte (die war ihm nicht „praktiſch“ genug) angelegt, hatte er lebhafteſten Sinn für Poeſie und dichtete ſelbſt zuweilen gar feinſinnig im Inhalt, gar feinfühlig und vollendet ſäuberlich in der Form. So hatten wir denn der gemeinſchaftlichen Strebungen und Neigungen viele und wichtige: dazu kam, daß wir Beide leidenſchaftlich gern Schach ſpielten, wobei freilich ſein heller Verſtand mein hitziges Ungeſtüm meiſtens glänzend aus dem Felde ſchlug. Nach dem Nachtmahle laſen wir gemeinſam etwas Dichteriſches: mit unerſchöpflicher Geduld ließ ſich der Gute meine nach langer Unterbrechung (II. S. 559) oder richtiger Zurückſtauung reichlich hervorſprudelnden Gedichte vorleſen, zumal Balladen: ja, das Studium der Ballade betrieben wir ganz planmäßig: die dicke Sammlung von Hub haben wir vollſtändig durchgearbeitet. Die Balladen gehörten, ſo zu ſagen, zur Abendkoſt, ſo daß ich ihn einmal auf einem Zettel einlud:

„Zu rohem Schinken,
Zu frohem Trinken,
Zum Balladen-Leſen
Und all' dem alten Weſen."

Aber auch engliſche Romane laſen wir zuſammen, die ich ſchon als Gymnaſiaſt mir ganz regelmäßig am Samstag früh nach der Claſſe von der Leihbücherei am Rindermarkt (wie hieß ſie nur noch? Sie führte Sir Walter Scott in der ſchönen, großgedruckten Hoch-Octav-Ausgabe, nicht, wie Lindauer in der Kaufingerſtraße, in der von Tauchnitz) geholt hatte, um ſie den Samstag-Nachmittag und den Sonntag zu verſchlingen und Montags zurück zu bringen: das koſtete je 4 Kreuzer! In dieſer Weiſe habe ich die Romane von Sir Walter Scott, Bulwer, Dickens, George Elliot alle und wiederholt, aber auch viele von Wilkie Collins, James, Ainsworth, geleſen.

Jetzt, in der Wurzerſtraße, laſen wir Alles von Thackeray: Vanity Fair, Arthur Pendennis, die Newcomes, die Virginians: in Arthur Pendennis war

George Warrington, der treue, wackere, verſtandesfeſte, mit ſeinem trockenen Humor, meinem lieben Franz ſo ähnlich, daß ihm dieſer Beiname verblieb. Geſtritten haben wir freilich auch halbe Nächte lang oder auf den Spazierwegen bis an die Menterſchwaige und wieder zurück: denn ſtreitfertig und ſtreitluſtig und ſchwer zu überzeugen (»stubborn«) war George Warrington, Esquire, in hervorſtechender Weiſe.

Auch nachdem unſere gemüthliche Hausgemeinſchaft ſich gelöſt hatte, blieben wir in innigſtem Verkehr (wanderten auch wiederholt ſelbander an den Tegern- und an den Chiem-See), bis Franz München verließ und Notar in dem freundlichen Aibling wurde; auch ſein tapferer Bruder Chriſtoph, der Lieutenant, kam zuweilen zu unſeren Abenden: dann galt mein Fragen ausſchließlich dem Waffenwerk; im Jahre 1870 traf ich ihn auf dem Marſche nach Sedan: in dieſen Tagen aber (December 1891) ward der begeiſterte Vaterlandsfreund, der ausgezeichnete General, begraben.

Der Dritte im Bunde und Vierte im Stats-

concurs, war mein theurer Herzensfreund, der Freiherr Julius von Freyberg.

Schon als Knabe in der Lateinschule hatte mich der feine, bildschöne Page lebhaft angezogen, wann er für einige Lehrstunden unser Classenzimmer betrat. Später lief ich ihm, ohne daß er es merkte, von Weitem nach, wann er als Student Morgens vor 8 Uhr durch den englischen Garten in die Universität ging; die Schönheit, die echt adelige Feinheit der ganzen Erscheinung hatte mir es angethan. Auf der Universität und in „Walhall“ (II. S. 109) wurden wir vertraut: nie ist ein Mann meinem Herzen näher gestanden als dieser Julius, der unter allen Menschen, die ich kenne, ohne jeden Zweifel der Edelste und Vollkommenste ist.

Seine Mutter Elektrine, eine geborene Stunz, war eine geniale Malerin: ihr eignes Bild zeigt eine zarte, unvergleichliche Schönheit. — Ich kann die Eigenart des noch lebenden Freundes nicht zergliedern: denn ich müßte ihn so loben, daß er es

nicht gern leſen würde. Aber er iſt „der Herrlichſte von Allen“! —

Wir verkehrten von dem Jahre 1854 an recht viel, ja nahezu täglich, machten zu zweit oder mit unſerm lieben Franz, auch wohl mit Clemens Piloty weite Spaziergänge und gar oft verbrachten wir die Abende in Freyberg's Wohnung in der Fürſtenfeldergaſſe oder bei mir in der Wurzerſtraße.

Freyberg's Stärke war neben wunderfeinem Naturgefühl ein von der Mutter ererbter, überaus empfänglicher Sinn für bildende Kunſt, den ſorgfältige Pflege, auch lange Reiſen in Frankreich, Italien, Spanien reich entwickelt hatten: ſo ergänzten wir drei uns gar trefflich: Franz mit ſeinem ſcharfen, hellen Juriſtenverſtand, Julius mit ſeinem Kunſtſinn und ich mit der Neigung zu Geſchichte, Dichtung und Philoſophie. Ich hatte das Glück, meinem theuren Julius in ſeinem Ringen nach einer befriedigenden Weltanſchauung einige Anregung zu geben, die er dann ſelbſtthätig und eigenartig verwerthete: nicht meine (ach ſehr

unreife!) Weisheit war das Werthvolle, was ich ihm bieten konnte, nein, das Ergebniß der Prantl'schen Lehren und der geſchichtlichen Schule. In ſchöner idealer Begeiſterung loderten die Flammen der jungen Seelen in einander: noch trag' ich den Ring, den mir mein Julius ſchenkte zum Gedächtniß an den 3. December 1854, an dem wir bis nach Mitternacht ſuchten und rangen, um Beide die befriedigende, in ſich übereinſtimmende Faſſung einer Weltanſchauung zu finden, welche uns Beide bald vierzig Jahre hindurch zuſammen geſchloſſen hält. Das niemals durch den leiſeſten Mißklang geſtörte unvergleichlich ſchöne Verhältniß zählt zu den Edelperlen, zu den höchſten Kleinodien meines Lebens! —

Wir ſahen uns ſo oft als irgend möglich auch in den ſpäteren Jahren, bis Julius, der in den Verwaltungsdienſt trat, ſeine Laufbahn von München fort nach Speier, dann nach Altötting führte. Hier lernte er Emma, die Tochter des Landrichters Freiherrn von Koch-Sternfeld kennen und fand in dieſer ſtrahlenden Lichtgeſtalt das Glück ſeines Lebens:

Nie vergeß ich die Stunde, da der Freund, kurz vor der Verlobung, mir in dem alten Kloſtergarten vor Baumburg an der Alz — ich war von Seebruck (II. S. 301 f.) herüber gekommen, — hochbeglückt die ſchlanke, hochgewachſene Jungfrau zeigte, wie ſie, im Schmucke des ſonnengoldnen Hares leuchtend, uns entgegenſchritt, ſich in hellem Glanz wahrhaft deutſcher Mädchenſchöne ſchimmernd abhebend von dem Dunkel des Laubgangs der alten Kloſter-Ulmen. Das lichte Bild: — es ſollte dauern in ſeiner Schöne und beglückenden Anmuth. Zuerſt in Kempten, dann, nach Wiedergewinnung der Reichslande, in Straßburg, in Saarburg, in Metz, in Colmar durfte ich dieſe echte Frigga walten ſehen an ihrem Herd: den Gatten, die blühenden Kinder und Alles beglückend, was in ihre Nähe trat: vor Kurzem haben wir die Edle in die dunkle Erde betten müſſen. — —

Oft und oft hatten wir in jenen Abenden unſeres Dreibundes, Julius, Franz und ich, ſchwärmend von der Wiederherſtellung des „Reiches", auch die Frage

erörtert, ob es in ſolchem Falle wohl auch glücken möge, die verlorene Weſtmark wieder zu gewinnen? Wenig ahnten wir 1854—1858, daß dereinſt Julius ſeine behagliche Stellung in Kempten und die geſicherte glänzende Laufbahn in Baiern aufgeben würde, um als der Allerfrüheſten Einer aus Deutſchland in das ſo eben erſt eroberte Straßburg zu eilen und ſchon im October 1870 dort in der arg zerſchoſſenen Präfectur zu amten, während noch der Krieg tobte und einmal bei dem Vorſtoß Bourbaki's gegen Belfort im Januar 1871 Straßburg gefährdet ſchien: die tapfere und hochgemuthe Frau war dem Gatten in die bedrohte Stadt gefolgt, und bald darauf wurde hier ihr erſter Knabe geboren, der „Reichsbubi", der, wie er in ſtrahlender Schönheit heranwuchs, ſogar die Herzen der Französlinge gewann. Ach, er ſtarb früh am Gift einer Natter, welche ihn biß, während er vor den Thoren von Metz für die ſchöne Mutter Maiglöckchen brach! Was hatte das Kind, was hatten die armen Aeltern, die edelſten der Menſchen, verbrochen? „Und ewig

rauſcht der Strom der ewigen Liebe!“ in „dieſer beſten der möglichen Welten“, und „es fällt kein Sperling vom Dache“ und — und ſo weiter!! —

Noch gar oft werden wir auf meinen Lebenswegen meinen lieben Freiherrn antreffen: jetzt iſt er Regierungspräſident zu Straßburg.

Zuweilen erſchien an den Samstag-Abenden in der Wurzerſtraße auch Theodor van Mecheln, der mit Karl Volk mich weiland ſo klug und ſo wohlwollend über den Schmerz des Vertauſchens der Philoſophie mit der Rechtspraxis hinüber getröſtet und bei ſeinem Herrn Vater untergebracht hatte (II. S. 599). Der fein Gebildete war wenig älter, aber viel reifer als ich und mit lächelnder Ueberlegenheit nahm er es hin, wenn ich, damals recht einſeitig in das Germaniſche verrannt und verſchoſſen, ſogar Theodors geliebte Hellenen nicht recht gelten laſſen wollte im Vergleich mit den Göttern, Helden und Menſchen der Edda und der germaniſchen Sage und Geſchichte, die mich in jenen Zeiten ausſchließend Tag und Nacht im Forſchen, Dichten und

Träumen beſchäftigten. Wie freute es mich, mit ihm und ſeinem Schwager Volk nach langen Jahren der Trennung kürzlich (1891) ein Wiederſehen feiern zu dürfen: Beide haben früh ehrenvolle Stufen in dem baieriſchen Rechtspflegedienſt erſtiegen.

Dagegen ein Jahr jünger als Franz und ich war ein dritter Hausgenoſſe, Karl Heigel, und erheblich jünger, deſſen Bruder Theodor, Söhne des ganz hervorragenden Charakterdarſtellers Heigel, deſſen Name bei Aufzählung der ausgezeichnetſten Künſtler der Münchener Hofbühne (II. S. 144) nur durch zuſammenwirkendes Verſehen von mir und dem Setzer ausfallen konnte. — Theodor, jetzt längſt als Profeſſor der Geſchichte eine Zierde der Münchener Hochſchule, werden wir mit Dr. Julius von Goſen und Max Haushofer als einen der früheſten Hörer des Privatdocentlein Felix wieder antreffen.

Sein Bruder Karl zog ſchon durch ſeinen prachtvollen Kopf an: er ſah dem jugendlichen Lord Byron ähnlich, mit der mächtigen Stirn, den blitzenden

Augen, der bleichen Geſichtsfarbe und dem dunkeln, buſchigen Har. Scheu, mißtrauiſch, verſchloſſen, — eine Folge wohl der halb klöſterlichen Erziehung bei den Benedictinern, denen er ſeine ſchon damals recht unkirchliche Geſinnung nicht wohl aufdecken konnte — meiſt in Zwieſpalt mit der Welt und häufig mit ſich ſelbſt, mied der Jüngling die Menſchen: gährte doch in ihm ein Chaos von gewaltigen Kräften der Einbildungskraft und der Leidenſchaften. Mich hatte von Anfang an die feſſelnde Erſcheinung angezogen, ich kam ihm freundlich entgegen und nach einigem Sträuben erſchloß ſich mir in ſchöner Wallung dieſe herbe, ſpröde und ſchon recht verbitterte Seele. Er mochte doch wohl — trotz allen krankhaften Mißtrauens — erkannt haben, daß ich es herzlich gut mit ihm meine, daß ich ihn ſuche um ſeiner ſelbſt willen, nicht wegen irgend eines Vortheils für mich. Was uns verband, war die lodernde Begeiſterung für die Dichtung und eine dichteriſche Begabung, welche jedoch bei Karl unvergleichlich urſprünglicher und mächtiger, freilich auch

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

elementarer und minder maßvoll durchgebildet war, als bei mir. Wenigſtens für die reine Lyrik war ſeine Ueberlegenheit zweifellos: für die Ballade und die Erzählung brachte ich wohl mehr Geſtaltungskraft oder Gabe der Veranſchaulichung mit. Aber ich war ganz verblüfft, als mir eines Abends der blutjunge Menſch ſeine Erzählung in Verſen, „Bar Kochba, der Sternenſohn", vorlas: — ſie behandelte die Geſchichte jenes Pſeudo-Meſſias, der als Vorkämpfer ſeines Volkes zur Abſchüttelung des Römerjoches auftrat und nach rühmlichem Kampf unterging (133—135 n. Chr.). Und wie las dieſer vulkaniſche Jüngling! Die Begabung ſeines Vaters hatte ſich auf ihn vererbt: er iſt einer der ſehr wenigen Dichter, die ihren Verſen durch den eigenen Vortrag nützen, nicht ſchaden. Karl Heigel wäre ohne Zweifel ein glänzender Bühnenkünſtler geworden. Er las mit einer Gluth und Leidenſchaft, daß er mich ganz ebenſo wie ſich ſelbſt in flammende Begeiſterung fortriß: dazu kam die berauſchende Schönheit der Sprache: — als lange nach Mitternacht die präch-

tige Dichtung ſchloß mit dem Sterbeſeufzer des Helden: „Es taget: — Kanaan!“ da ſank ich dem Dichter unter ſtrömenden Thränen an die Bruſt: es war eine ſchöne, weihevolle Stunde. Neidlos ſagte ich ihm und mir ſelbſt: „wahrlich, hier iſt mehr als ich kann.“

Ich brachte ihn nun alsbald zu Geibel: — aber davon ſpäter im Zuſammenhang.

Auf dieſen Bar Kochba — ſelbſtverſtändlich kaufte das deutſche Volk nie die erſte Ausgabe zu Ende: ſind es doch Verſe! — folgte nach einiger Zeit ein Trauerſpiel „Marfa“ — die Braut, welche der Czar Iwan der Schreckliche ſich kürt: ebenfalls eine ganz hervorragende Leiſtung, voll von Poeſie und wilder Leidenſchaft, aber auch mit angebornem Sinn für das auf der Bühne Wirkſame. Das Stück ward in Berlin und München mit ſchönem Erfolg gegeben, ebenſo in München ein Schauſpiel „Freunde“, das einen Preis bei dem Münchener Preisausſchreiben von 1880 erhalten.

Freundlichſte Aufnahme fand das Feſtſpiel „Vor

100 Jahren", bei der 100jährigen Jubelfeier des Münchener Hoftheaters; insbesondere mein Vater erzielte als Kurfürst Karl Theodor mit den wenigen Worten, die er zu sprechen hatte, eine imposante Wirkung.

Von seinen Erzählungen ist wohl die bedeutendste „Das ewige Licht", — eine Klostergeschichte.

Allein weit höher noch als die dramatische, werthe ich die lyrische Begabung Heigel's: damals in München las er mir vor und später schickte er mir aus Schlesien Gedichte, die ich zu dem Allerschönsten zähle, was ich an deutscher Lyrik nach Goethe und Eichendorff kenne: vor einer verhaltenen Gluth und Innigkeit und Eigenart der Empfindung, von knappstem Ausdruck, von tadelloser Schönheit der Form! Meines Wissens hat Heigel nie, wie wir Anderen in Deutschland es Alle und zwar Alle — besonders ich! — viel zu früh thaten und noch thun — eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte herausgegeben: so sind sie, in zahlreichen Zeitschriften einzeln verstreut, nie zu voller Würdigung, ja kaum zu rechter Bekanntheit durchgedrungen. Schade! Denn

nach meinem Dafürhalten ſteht dieſe Lyrik Heigel's höher als gar Manches, was ich — (freilich bei Weitem nicht Alles) von ſeinen ſpäter entſtandenen Erzählungen und Schauſpielen kenne: (ähnlich wie es — nach meinem Urtheil — mit der Lyrik des Herrn (Hanns, Ritter von) Hopfen im Vergleich mit deſſen Erzählungen und Schauſpielen ſteht. S. unten: „Krokodile".)

Karl Heigel ſchwand mir früh und auf lange, lange Zeit aus den Augen: er ging, durch Geibel empfohlen, als Buchwart auf das Schloß des Fürſten Carolath-Beuthen in Niederſchleſien (bis 1864), dann, nach kurzem Wiederauftauchen in München, nach Berlin, wo er viele Jahre hindurch den dichteriſchen Theil eines vielgeleſenen Blattes leitete. Als er dann nach Kufſtein, ſpäter nach Riva überſiedelte, war ich längſt in Würzburg (ſeit 1862); und ſchon in Königsberg (ſeit Herbſt 1872), als er auf Wunſch und im Auftrag des Königs Ludwig II. eine ganze Reihe von Schauſpielen, aus der franzöſiſchen Ge-

ſchichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts und aus der Hohenſtaufenzeit, verfaßte, die dann als „Königsdramen“ dem einſamen Zuſchauer vorgeſpielt wurden. Von dieſen hat Eins, Joſephine Beauharnais, auch in öffentlichen Aufführungen und auf anderen Bühnen reiche, ſchöne Erfolge davongetragen: Dank Poſſart als Napoleon. Lebhaft freute mich, als mich vor zwei Jahren hier in Breslau wieder einmal die altbekannte Handſchrift grüßte: nach ſo langer Zeit der Trennung, aber, wie die warme Sprache unſerer Briefe bezeugte, nicht der Entfremdung. Was haben wir nicht Beide Alles erlebt ſeit jenem „Kanaan“! in der Wurzerſtraße 8!

An jene Abendzuſammenkünfte bei Freyberg oder bei mir knüpfte ſich ein luſtiger Schwank, der hier angefügt werden mag, als bezeichnend für die heitere Laune dieſer Tage, für das Bedürfniß nach dichteriſchem Ausdruck auch der kleinſten Erlebniſſe, für eine gewiſſe Begierde nach — ſehr harmloſen! — Abenteuern, welche ſich Abenteuer vorſpiegelte, wo gar keine waren.

An einem Samstag-Nachmittag war mir in die Wurzerſtraße eine Flaſche Punſch-Eſſenz geſchickt worden, „als ein Beitrag für den heutigen Abend“; — weiter hatte der überbringende Dienſtmann nichts geſagt. Die Freunde kamen: aber Freyberg wie Godin lehnten meinen Dank ab. Nun verfielen wir — d. h. ich werde wohl der Phantaſticus geweſen ſein! — ſofort auf den Einfall, Jemand aus unſerer Bekanntſchaft habe uns eine liebenswürdige Neckerei anthun wollen: denn wir waren wegen unſerer Abende „zur heiligen Dreifaltigkeit“ ſchon mehrfach „getratzt“ worden. In den folgenden Tagen ſuchten wir bei allerlei Männlein, Weiblein und Mägdlein durch gar kluges Gefrage den Spender heraus zu bringen, was nur die eine Folge hatte, die Geſchichte bekannt und uns ein klein wenig lächerlich zu machen. Am nächſten Samstag tagten (oder „abendeten“) wir bei Freyberg: — richtig, am Nachmittag trifft bei ihm wieder eine räthſelhafte Flaſche ein: — am folgenden Samstag bei Godin erſcheinen mehrere Flaſchen Wein und ſo fort gar

viele Wochen. Keine Möglichkeit, den Abſender zu ermitteln: ſtets ein anderer Dienſtmann war der Ueberbringer, der die Spende auf der Straße bald von einem Bedienten, bald von einem Dienſtmädchen zur Beſorgung erhalten hatte und jedesmal ward der Auftraggeber oder die Auftraggeberin ganz verſchieden geſchildert. Nun wurden wir aufgeregt. Am ruhigſten blieb, in dem edeln Gleichmaß ſeiner vornehmen Natur, Julius: aber Fränzchens ſpitzfindiger Grübelverſtand war gereizt und mir warf ſich die geheimnißvolle Spenderin — natürlich mußte es eine Dame ſein! — auf die Phantaſie. Ich richtete an die ſchöne Unbekannte einige (namenloſe) Dankverſe in den „Neueſten Nachrichten", in denen ich zugleich bat, die gute Fee möge uns leibhaft erſcheinen. Tags darauf: — in demſelben Blatt eine äußerſt witzige vortrefflich gereimte Antwort, die uns anmuthig, aber doch empfindlich verhöhnte. Das ließ ich mir nicht gefallen, ich erwiderte: — „ſie" blieb die Duplik nicht ſchuldig. Allmählig machte dieſe gegenſeitige

Beſchießung mit Verſen in dem meiſtgeleſenen Blatt Aufſehen in der Stadt: die Leute warteten auf die Fortführung des Reimgefechts, manche brachten mich als den einen Bombardeur heraus: Dritte miſchten ſich, — ebenfalls in den „Neueſten“ — höchſt ungerufen und zuweilen ziemlich gröblich ein (denn an der Iſar muß mitunter die nie fehlende Grobheit den manchmal fehlenden Geiſt erſetzen): dabei gingen die unerforſchlichen Wein-Zuſendungen in lieblichen Abwechſelungen ihren Gang fort: wir drei zerbrachen uns die Köpfe, wie denn die Wein-Fee herausbringen konnte, bei welchem von uns dreien wir gerade an dieſem Samstag zuſammenkamen! Wir wurden nun wirklich ganz „wepſig“, wie man in München ſagt, und ich beſchloß, ein ſchönes Ende zu machen, indem ich in einem — letzten — Gedicht in den „Neueſten“ uns feierlich für beſiegt erklärte und in zierlich verſchlungenen Reimen: nicht nur ottave Rime, ſondern »dieci Rime« (d. h. viermal a, viermal b wechſelnd, am Schluſſe zweimal c, um Schleierlüftung bat. Ich

hatte unter Anderem auf „Geheimniß“ — „Keimniß“ gereimt und ſo, wie ich glaubte, ſehr harmoniſch und ſchwungvoll geſchloſſen. Aber o weh: am andern Tag ſtand in den „Neueſten“:

„Meinthalb fahrt fort in dem Geheimniß,
Jedoch verſchont uns mit der Reimniß!“

Der Verfaſſer dieſer ſchlagenden „Abfuhr“ war Herr Dr. Henle, k. Advocat, deſſen glänzender Witz ſpäter oft noch ganz anderen Leuten als uns harmloſen Jünglingen heimleuchten ſollte.

Das Heiterſte, jedoch für uns Demüthigendſte an der Sache war nun aber, daß wir uns die Neckabſicht und das Geheimniß von Anfang lediglich eingebildet hatten. Eine Verwandte Godin's hatte, ohne jede ſolche Argliſt, uns eine Flaſche Punſch ſchicken wollen, und der Dienſtmann hatte einfach vergeſſen, den Namen der Senderin anzugeben. Erſt als wir jetzt in der Folge bei all' unſeren Verwandten ſo überſchlau umherfragten, kamen mehrere von dieſen, ohne von einander zu wiſſen, auf den Einfall, nun erſt ein ſolches Neckeſpiel zu beginnen.

XVIII.

Jedoch nicht nur mit Männlein verkehrte ich damals!

Nachdem das ſchöne, aber ſchattenhafte Bild Didoſa's entſchwebt und Minna Birch wieder zur Freundin geworden war, ließ der „Rechtspraktikant", dem nun nicht mehr die drohende „Schlußprüfung" auf der jungen Seele laſtete, „ſeine Augen rundum gehen" unter den hübſchen Mädchen, an welchen München auch 1852 bis 1857 nicht arm war. Die von der Prüfungsvorbereitung nicht mehr gefeſſelte Einbildungskraft, die holde Thorheit des Herzens, hob erfreut die Schwingen, verlangte ihr Recht, ſich nach dem Schönen zu ſehnen, und, ohne daß ich mir wie ehedem etwas von einer das Herz ausfüllenden Neigung vorgetäuſcht hätte, erfreute ich mich der holden

Blümlein, die ſo anmuthig am Saume meines Weges nickten: endlich geſundes, naturgemäßes Jugendblühen auf dieſem Gebiet, auf dem bis dahin nur Krankes, Unwahres oder doch Eingebildetes erwachſen war.

Eines der allerſchönſten Mädchen Münchens war damals eine — Kranke. Ein ſchweres, wie ſich erweiſen ſollte, unheilbares Leiden am Knie nöthigte ſie, unter faſt unabläſſigen Schmerzen, leiſe hinkend durch das Leben zu ſchleichen. Viele Monate im Jahre konnte ſie nicht ausgehen: da war denn ihre einzige, — ach! wie beſcheidene — Freude, an ihrem Fenſter im Erdgeſchoß eines der Häuſer auf der Weſtſeite der Ludwigsſtraße zu ſitzen und zuzuſehen, wie die Andern ſich luſtwandelnd erfreuten! Ich kannte ſie ſchon in der Königinſtraße, wo ihre Aeltern mit dem Kinde von zarteſter Anmuth manchmal meine Aeltern beſucht hatten. Aber jetzt erſt entdeckte ich ſie wieder, die nun zu voller Schönheit erblühte Jungfrau, der ein wehmüthiger Zug um den Mund etwas unſagbar Rührendes verlieh. Nie ging ich an jenem Fenſter

vorüber, ohne mit einer Art von Andacht zu der ſchönen, bleichen Heiligen empor zu blicken, die hold erröthend meinen wahrhaft ehrfurchtvollen Gruß erwiderte: ja, Ehrfurcht vor ſo viel Schöne, ſo viel Geduld in klagloſem Ertragen bittrer Schmerzen.

Als die erſte Sammlung der „Gedichte“ erſchien: faßte ich mir ein Herz und brachte ſie ihr. Wie verſchönte die helle Freude das feine, ſchmale Antlitz! Es entſtanden auch ein par Gedichte an ſie (davon iſt gedruckt „Einer Entſchwundenen“, Sammlung II. S. 288,: ſie ſtarb früh, die ſchöne Julie. Ich habe ihr edles Bild feſtgehalten in jener Julia, die allein von den „ſchlimmen Nonnen“ nicht ſchlimm iſt.

Damals beſuchte ich nun auch gern die Tanzfeſte, zumal die Muſeumsbälle, Studenten-, Frankenbälle, Officiersbälle, freilich viel mehr, um zu ſchauen und um die Lunge, als um die Beine zu bewegen, welch letztere Verrichtung wohl nicht hervorragend war (II. S. 367); dann auch, um nach dem Schluß der Reigen, im Bierſtübel mit guten Geſellen, z. B. dem

Montenguſtel und anderen luſtigen „Franken“ weidlich zu trinken und dabei über unſere Tänzerinnen ein nicht immer ſchmeichelhaftes Nachgericht zu halten.

In jene fröhlichen Jahre fallen nun auch die beiden einzigen kleinen „Diridari“ (wie „Fritze Goßmann“, die berühmte Schülerin meiner Mutter, ſagte, bevor ſie Frau Gräfin Prokeſch-Oſten geworden war), die, wie früher verſprochen, nicht verſchwiegen werden ſollen in dieſer „wahrhaftigen Geſchichte“.

Eine gehört der Sommer-, die andere der Winter-Sonnenwende an.

An einem ſehr heißen Julitag hatte ich an der Habilitationsſchrift von Sonnenaufgang bis Abends 7 Uhr ohne Unterbrechung ſtreng gearbeitet: auch das Mittagsmahl, beſtehend in einem Schinkenbrod, war, zwiſchen der „Feuer-“ und der „Waſſerprobe“, ſtehend eingenommen worden. Ich tröſtete mich den ganzen langen Sommertag über die Anſtrengung mit der frohen Ausſicht, am Abend das Waldfeſt der Künſtler bei Großheſſelohe aufſuchen zu dürfen: das

waren immer ſo herrliche, von Waldpoeſie und echteſtem Künſtlergeiſt verklärte Stunden! Und ich wußte, ich werde dort Johanna M. finden, das herrliche, an Seele und Leib gleich ſchöne Geſchöpf, welches, das Urbild der „Miriam“ im „Kampf um Rom“, mir und meiner lieben Frau Thereſe eine Herzensfreundin geworden und ſeit nunmehr bald 40 Jahren geblieben iſt: in dieſen Tagen (März 1892) werde ich ihren Enkel (!) aus der Taufe heben. Damals aber dachte ich noch nicht einmal an ihre Tochter, geſchweige an deren Sohn, ſondern nur (und zwar ſehr lebhaft!) an ſie ſelbſt. Voll froher Erwartung klappte ich um 7 Uhr das Corpus Juris Germanici I. von Walter zu und fuhr ſeelenvergnügt, in jener Befriedigung, welche fleißige treue Arbeit in die Seele gießt, in einer Droſchke, die ich mir gewährte, hinaus nach jenem mir gar lieben Wald, oberhalb der raſch hinrauſchenden Iſar. Es war noch immer recht heiß, der Weg war ſtaubig, mein Durſt, ſelten ſchwach, war arg, die angeſtrengte Arbeit, faſt ohne Speiſe, hatte mich wohl ein wenig

erſchöpft. Sowie ich aus dem Wagen geſprungen — der kehrte nicht ſofort wieder um — eilte ich auf die Trinkhalle zu: da trug mir der Montenguſtel, ſtatt des gewohnten Bieres, einen gewaltigen Humpen nie gekoſteten Getränkes entgegen: Maibowle wars, damals (1856) in München noch wenig bekannt und mir, wie geſagt, ganz neu. Ich ſetzte an — das mundete köſtlich — und ließ zu dem Staunen des doch wahrlich trinkbaren Freundes nicht ab, bis der letzte Tropfen des ſehr ſtarken Gebräues ausgeſchlürft war. Ich gab den hohen Humpen zurück: Alles drehte ſich mir wie wirbelnd vor den Augen: wohl ſah ich von Weitem die ſchlanke Geſtalt Johanna's in ihrem weißen Sommergewand: ich wollte auf ſie zu eilen: — aber ich wankte. Noch hatte ich ſo viel Beſinnung, einzuſehen, daß hier ſchleunigſter Rückzug die einzige Rettung war: ich winkte die Droſchke wieder heran und — fuhr ſofort wieder in die Wurzerſtraße zurück; erſt ſpät am andern Morgen erwachte ich: aber ohne Kopfſchmerzen, die ich überhaupt in meinem ganzen Leben, auch bei

Maſern und Influenza, nie verſpürt habe, ausgenommen bei'm Ritterſpielen, wann ich einen Schlag auf das „enthelmte Haupt" davongetragen hatte. — Das war „der vertrunkene Reigen von Heſſeloh!"

Das andere kleine Spitzlein rührte auch von unvorſichtigem Schnelltrunk her, was ich, unerfahrenen Jünglingen zur Warnung, hier verzeichnen will.

Auf einem Ball im Odeon beſchäftigte den Zenger Maxl (I. S. 31. II. S. 160), der ſpäter manches Lied von mir ſo ſchön beflügelt hat mit ſeinen Tönen, und mich ein auffallend hübſches, uns völlig fremdes Mädchen. Maxl klagte, man werde nicht mit ihr tanzen können, da kein gemeinſchaftlicher Bekannter ſich finden wollte, uns vorzuſtellen.

„Ach was," meinte ich, „die ſieht mir gar nicht ſo ſteif aus, als ob ſie um deßwillen einen Tanz abſchlüge, wenn man ſie recht ernſtlich darum bittet. Ich wag's! Ohne vorgeſtellt zu ſein, — hole ich ſie zum nächſten Tanz."

„Einen Korb holſt Du Dir, o Frechling," höhnte der Sänger.

„Nein! Ich wette? Gilt's eine Flaſche Champagner?“ [1])

„Es gilt.“

„Aber raſch! Vorher trinken: — wer zahlt, wird ſich zeigen. Gleich beginnt der Walzer. Sie ſcheint noch nicht für dieſen gebunden,“ („engagirt“ werde ich wohl geſagt haben).

Geſagt, gethan. Wie der Schaumwein kam, ſetzten die Muſiker ſchon an. Raſch trank jeder von uns — faſt auf Einen Zug — je eine halbe Flaſche Champagner. Ich flog — etwas feurig — auf das ahnungsloſe Opfer, machte meine beſte Verbeugung, und ſchon wirbelten wir — ohne ein Wort zu ſprechen — dahin. Allein ſo bald als thunlich ſtellte ich ſie wieder fein ſäuberlich auf ihren Platz, verbeugte mich abermals und — verſchwand. Denn obwohl ich nun feſtſtand, hatte ich doch die Empfindung: ich drehe

[1]) Damals war noch nicht der Unfug eingeriſſen, Schaumwein Sect zu nennen „nach — Fallſtaff“. Als ob Sir John je Champagner geſehen hätte. (Vinum) »siccatum« trank er.

mich noch immer im Kreiſe: aber nicht blos ich, auch der Kronleuchter, die Drachen-Stühle mit den darauf thronenden Müttern, die Muſikanten, der ganze Sal! — Ich ging nach Hauſe!

Der Weg von dem Odeon in die Wurzerſtraße iſt nicht lang. Aber er führt durch den „Hofgarten"! — In dem Hofgarten ſteht der ſogenannte „Dianatempel", ein nach allen Seiten durchbrochener Rundbau, deſſen gewölbtes Dach die Schweſter Apollo's bekrönt. Angelangt in dieſem Heiligthum erfaßte mich die Vorſtellung, ich ſei bereits in meinem Schlafzimmer in der Wurzerſtraße. Folgerichtig und ſchlußbündig legte ich Hut und Mantel ab und ſchob mit der Spitze des einen Fußes von dem andern den zierlichen Tanzſchuh von Glanzleder. Hu weh! Nun drang die Kälte des überſchneiten Steinbodens durch den Strumpf, und raſch entdeckte ich, daß mich Bacchos in das Weihthum ſeiner jungfräulichen Halbſchweſter verlockt hatte. Ich eilte, den beiden Göttern zu entfliehen und in meinen wirklichen Bettraum zu gelangen.

Aber o weh! Es wollte mir ſchlechterdings nicht gelingen, den etwas engen Schuh wieder anzuziehen: der letzte Verſuch hatte mich nahezu dem Erdboden gleich gemacht. So blieb mir denn nichts übrig, als mit Einen Schuh am Fuß, den andern in der Hand über den winterlichen Boden dahin zu eilen, was wohl nicht ohne „Einhariges Hopſen“ abging: — ganz wie Onkel Bräſig „as ne Kreih“ (wie eine Krähe) über den Schnee gehopſt war. Zum Glück hatte ich nur noch etwa ſechs Minuten ſo zurückzulegen: — zu noch größerem Glück blieb ich allein, unvermerkt von meinen lachfrohen Geſellen.

Endlich vor meinem wirklichen Bett eingetroffen, ſagte ich mir ſehr eindringlich: „Lieber Felix! morgen ſchon ſehr früh — um 9 Uhr — kommen Deine Schweſter und Dein Bäslein Fritze Meiſinger[1]) zur engliſchen Stunde zu Dir. Dieſe beiden Backfiſchlein ſind ohnehin ſo muthwillig. Du biſt verloren, und

[1]) Jetzt die ehren- und kinder-reiche Frau Capellmeiſter Deſſoff zu Frankfurt am Main.

vor Allem der an ſich nur nothdürftige Reſpect den dieſe Grundeln vor Dir haben, bemerken ſie irgend etwas Verdacht Erweckendes. Alſo Vorſicht!“

Darauf legte ich mit befliſſenſter Sorgfalt den Stiefelzieher auf den Nachttiſch, die goldne Uhr unter das Bett und entſchlief, des Gottes des Weines und der Göttin der Jagd wenig ehrerbietig gedenkend. Am andern Morgen wachte ich ganz friſchen Kopfes auf, bemerkte mit Erſtaunen, wie ich zwei doch recht verſchiedenen Zwecken dienende und auch im Uebrigen einander wenig ähnliche Geräthe verwechſelt hatte und hielt meine engliſche Lehrſtunde mit ungewohnter Schneidigkeit: — die ſchlimmen Mädel ſollten gewiß nichts merken! Haben auch nichts gemerkt. Wenn ſie es jetzt auch leſen, mache ich mir nichts mehr daraus.

Dieſe beiden von Anderen nie wahrgenommenen ganz kleinen Räuſchlein ſind die erſten geweſen und die letzten geblieben meines Lebens: hätte ich nicht aus angeborner Luſt, über mich ſelbſt zu lachen und Anderen das Vergnügen nicht zu mißgönnen, ſelbſt davon erzählt, —

kein Menſch hätte je davon erfahren. Und ich meine, alle 57 Jahre zwei Spitzlein, alſo $\frac{57}{2} = 28^1/_2$ Jahre einen, iſt nicht allzu viel für einen Dichter, der acht Halbjahre Student war.

Ich glaube, es giebt Leute, welche nicht ein mal jene beiden Milderungsgründe für ſich geltend machen können und die in jedem Jahre $28^1/_2$ Spitzlein zählen.

Ich hege heftigen Ekel wider alle Völlerei. Dabei trinke ich aber ſehr gern Alles, was gut iſt und kann unglaublich viel — ohne leiſeſte Beſäuſelung — vertragen [1]).

Uebung macht auch hier den Meiſter. Im Anfang gerieth wohl meine liebe Frau Thereſe in gelinde Beſorgniß, ſah ſie mich bei Feſten oder auch mit ihr allein ſo viele Becher leeren. Aber ein

---

[1]) Statskunſt der Frau'n. Leipzig 1877. II. Aufzug, 6. Auftritt: Bumpo: Es iſt erſtaunlich was ihr trinken könnt. Friedrich von Hauſen: So ſprach zu mir vor euch ſchon mancher Mann.

Erlebniß in Bellagio (1873) hat dieſe Befürchtungen für immer beſchwichtet. An der Gaſttafel des Hotel Grande hatte ich recht viel von dem mir damals noch neuen Marſala getrunken. Zu der Gattin Befremden beſtellte ich eine zweite Flaſche. Kaum war dieſe gebracht, als die Böllerſchüſſe krachten, welche uns in die Gondeln riefen, die Beleuchtung des See-Ufers zu betrachten. Eile that noth, die Plätze in dem Schifflein reichten kaum für die Zahl der Gäſte. Mit dem Aufbewahren der Weinreſte durch den Kellner hatte ich unerfreuliche Erfahrungen gepflückt. Raſch entſchloſſen lehrte ich die Flaſche und eilte mit der Gattin „an Bord“.

Der zauberſchöne Anblick der ringsum ſtrahlenden Ufer bannte mich während der Fahrt in Schweigen. Das bange Gemahl aber deutete mein Verſtummen anders: es legte mir die Hand auf die Schulter und forſchte: „Felix! Fehlt Dir vielleicht etwas?“

„Ja,“ antwortete ich ernſt.

„Dacht' ich's doch! Sprich, Lieber, was fehlt Dir?“

„Noch eine Flaſche Marſala!“ erklärte ich, nüchtern wie ein Iſar-Hecht.

Seither genieße ich unbegränzten Credit für Trank-Vertragen bei Frau Thereſen. Ich habe das Vertrauen ſchon auf ſtarke Proben geſetzt (unter Beiſtand von Profeſſor Auguſt Müller in Halle und Profeſſor Karl Chun dahier), aber ſie hat und ich habe alle beſtanden.

XIX.

Hier will ich nun, da ich einmal am Beichten bin, noch die beiden anderen ſchlimmſten meiner Jugendſtreiche einſchalten: unſittlich wird dadurch das Buch nicht wirken.

Es war bei einem anderen Waldfeſt in Heſſelohe: diesmal mußte ich nicht wegen allzu plötzlichen Maiweingenuſſes ſofort wieder umkehren.

Vielmehr hatte ich in jenem mir ſehr an's Herz gewachſenen Walde (über Schwaneck hinaus nach Pullach zu) gar ſchöne Stunden verlebt, unter einer prächtigen Buche in lieber Geſellung hingeſtreckt oder auch eine Weile abſeit der Genoſſen an dem ſteil abfallenden Uferrand gelagert und verträumt niederblickend auf den raſch fluthenden Fluß da unten. Nun brannten längſt die Lampen in den kleinen recht

altmodiſchen „Lauben“, richtiger Holzverſchlägen, deren drei Wände — nach Weſten zu waren ſie offen — mit uralten Witzgeſtalten in großväterlichen Trachten an der Tapeten Statt bekleidet waren.

Wir ſaßen — d. h. ein Häuflein guter Geſellen — der offenen Seite der Logen gegenüber an einem der Tiſche unter den Bäumen und vollzogen das gewohnheitsmäßige Nachgericht über unſere Tänzerinnen, als wir in einer der Logenverſchläge eines der hübſcheſten Mädchen des heutigen Feſtes in dem Kreiſe von zärtlichen Verwandten und von anderen Sterblichen erblickten, die gern noch zärtlicher geweſen wären. 1 Vater, 1 Mutter, 2—3 Tanten und ein dichtes Gehege von jungen Malern und Studenten umgaben die Liebliche wie das Wildgedörn das Dornröschen.

Es ward bei uns nur beklagt, daß die jenen „Verſchlagabtheil“ (mit dem Reichs-Stephan zu ſprechen) beleuchten ſollende Oellampe — denn in dem Brennölalter, vor der Gas- und Steinöl- oder gar Elektricitäts-Zeit ſpielt die Geſchichte — nur ſo ungenügend

ihre Schuldigkeit that, daß von den holden Zügen in ſolcher Entfernung kein recht deutlich Bild zu gewinnen war.

„Wenn nur Einem von jenen Jünglingen einfiele," meinte der Monten Guſtel, „die Lampe höher zu ſchrauben."

„Ja wohl," lachte Wilhelm Hacke, „uns wohl zu liebe? Die ſitzen nahe genug, ſie zu beſehen."

„Nun", ſagte ich aufſtehend, „was denen nicht einfällt, kann ja uns einfallen," ging hin, machte meine artigſte Verbeugung — ich konnte und kann ſehr höfiſch ſein, habe aber doch zu lang an der Iſar gelebt, um nicht gegebenen Falles auch a biſſ'l grob ſein zu können — vor der ganzen Geſellſchaft, durchſchritt die Waberlohe der alten Schachteln, ſchraubte die Lampe erklecklich höher, verabſchiedete mich mit einer zweiten noch verbindlicheren Verbeugung und ging, ruhigen Schrittes, auf meinen Platz zurück, wo die Genoſſen mich mit den ehrendſten Namen wie „Frechling", „Keckier" bewillkommten.

Ein wenig unverſchämt war es ſchon, das muß ich einräumen, da der einzige Grund, weßhalb wir nach „mehr Licht!“ verlangt hatten, den Schutzdrachen und den Wächtern der Blondgelockten ſowenig wie dieſer ſelbſt zweifelhaft bleiben konnte. Aber die Schirmherren waren wohl zu ſehr „baff“ oder vielleicht auch dachten ſie ſelbſt über das Stücklein zu gutgelaunt, als daß dem jugendlichen Lichtfreund der Schatte der Vergeltung hätte folgen mögen. —

Dieſes war der erſte Streich; doch der zweite folgte gleich.

Clemens Piloty und ich, täglich von Haidhauſen her aus der Amtsſtube gemeinſam die werdende Maximiliansſtraße in die Stadt zurückwandelnd, beklagten lebhaft unter einander, jeder Kenntniß zu darben von einer — (ſelbſtverſtändlich: [aber nicht „ſelbſtredend“: denn das iſt ein Unſinn]) — ſchönen jungen Dame, welche uns täglich zur ſelben Stunde von der Perusagaſſe her entgegen kam. Wir wußten gar nichts von ihr: nur daß ſie ſehr fein und vornehm war, ſahen

wir ihrer ganzen Haltung ab. Nach Wochen ſolcher täglichen Kreuzung, da der grünſeidene Sonnenſchirm wieder auftauchte an der Poſt-Ecke, ſprach ich zu dem erſchreckenden Freunde: „Gieb Acht! Ich rede ſie an.“

„Du! das laß bleiben!“

„Und ſie wird nicht böſe, ſondern ganz freundlich wird ſie werden.“

„Die läßt nicht mit ſich ſpaßen!“

„Will ich auch nicht, es iſt mein Ernſt,“ ließ ihn ſtehen, ſchritt raſch auf die Stolze zu, lüftete den Strohhut und ſprach mit jener oben geſchilderten, wahrſcheinlich von meinen ſüdfranzöſiſchen (?) Ahnen ererbten »gentilesse«: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ich habe einen Gruß an Sie zu beſtellen.“

Betroffen von der Kühnheit des Unbekannten furchte die Schöne die Braunen und fragte ſtrengen Tones: „Von wem, mein Herr?“

„Von Heinrich Heine. Er hat geſagt:

„Wenn du eine Roſe ſiehſt, —
Sag', ich laß ſie grüßen.“

Sofort verwandelte ſich die weiße Roſe in eine rothe: über und über erröthete die Holde: aber ſchwerlich vor Zorn: ſonſt hätte ſie nicht ſo freundlich gelächelt und mich mit ſo anmuthvollem Neigen des Hauptes verabſchiedet. Und auch in der Folge lächelte ſie immer (und erröthete ein wenig), grüßte ich ſie ehrerbietig: das durfte ich jetzt: hatten wir doch eine Unterredung mit einander gehabt.

Piloty und ich machten unter unſeren Genoſſen kein Geheimniß aus dem kleinen Abenteuer und ſo geſchah es, daß ich bald darauf die Geſchichte in den „Fliegenden Blättern“ zu leſen bekam; ich habe ſie aber nicht eingeſandt an die Freunde Kaspar Braun oder Ille, wie ſpäter freilich gar manchen Schwank.

XX.

Als Rechtspraktikant und junger Doctor trat ich nun auch ein in die „Münchener Geſellſchaft", von deren Vorhandenſein ich als Student kaum gewußt und die ſich — abgeſehen von Hof und Adel — in den bürgerlichen Kreiſen auch erſt ſeit einigen Jahren reichlicher entfaltet hatte, Dank der wachſenden Einwanderung von norddeutſchen und weſtdeutſchen Familien, zumeiſt von Künſtlern und Gelehrten.

Denn noch in den dreißiger und vierziger Jahren war es mit der Geſelligkeit in den Alt-Münchener Bürger-Häuſern nur gar ſchwach beſtellt; ein par Worte über ſüddeutſche und norddeutſche „Geſellſchaft" (d. h. Geſelligkeit) drängen ſich hier von ſelbſt auf: jene (war und) iſt zu ſpärlich, dieſe iſt nur allzu häufig.

Der wärmere Himmelsſtrich, die ſchönere Land-

ſchaft und das Bier ſtatt des Thee's als althergebrachter Abendtrunk bringen es mit ſich, daß man in Süddeutſchland die Geſelligkeit ſo gern in das Freie verlegt. Künſtler, Studenten, andere Geſellſchaften feiern ihre Waldfeſte, geben auch im Sommer Tanzvergnügen im Freien, wo es viel poetiſcher, fröhlicher, ungezwungener hergeht als bei den großen Bällen des Winters. Ja, um das Jahr 1840 etwa war es noch ganz herkömmlich, daß Damen wie Frau Monten, meine Mutter, Officiersfrauen am Sonntag nach Mittag im „Pers"kleid auf dem wenig glatten Tanzboden des chineſiſchen Thurmes oder in Neuberghauſen oder Neuhauſen oder im „Controlor" zu Nymphenburg ſich in Walzer und Schottiſch drehten, wo ſich jetzt nur Handwerksgeſellen und Dienſtmädchen vergnügen.

Dann aber war und iſt es noch heute in München üblich, die Abende des lang währenden Sommers und des oft noch warmen Frühherbſtes im Freien in den Wirthsgärten zu verbringen —: an die Stelle

von Reibel's Caféhaus (I. S. 30) trat ſpäter der „Früh=lingsgarten“ an der Ecke der Königin= und der von der Taun= (damals Frühlings=)ſtraße), oder im engliſchen Café, im Achaz auf dem Dultplatz — oder auf dem luftigen Keller unter dem Schatten der alten Bäume — eine Sitte, deren Poeſie und frohe Laune Freund Steub (ſ. unten) trefflich geſchildert hat. Dahin „ver=loben“ (verabreden) ſich befreundete Familien und ver=binden Natur, Bier und Freundſchaft zu gefälligem Dreiklang unter ſehr geringen Ausgaben. Und es ſtört den Herrn Hofrath und die Frau Oberlandes=gerichtsrath nicht im Mindeſten, daß am Tiſche da=neben ſein Schuſter und ihre Schneiderin ſich derſelben Harmonien erfreuen. Am lebhafteſten trat (und es iſt hoffentlich noch heute ſo) dieſer ſchöne Zug der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit hervor während der Bockzeit im „Achazgarten“, wo man den Baron von Liebig, den General von Spruner, den Oberſtlieutenant von Bothmer und ein tonſurirtes Pfäfflein, ein par Studenten, Kaulbach, Schwind,

Geibel, Carrière mit ſeiner ſittlichen Weltordnung neben einer Gruppe Hartſchiere, ein par Hofherren neben Packträgern, den Herrn Geheimrath von Sybel neben mir allzeit antreffen konnte.

Das iſt ein Zug ſchöner, freier, unbefangener Menſchlichkeit, wie ſie unſere oberdeutſche Art in gar vielen Dingen gegenüber der niederdeutſchen ſchmückt. Recht häßlich, abſcheulich erſchienen mir nach der Ueberſiedelung nach Königsberg der ſchroffe Abſtand, die ſteile Kluft, welche die „herrſchenden Stände" von den minder Begüterten trennt: es iſt die Nachwirkung der alten Herrſchaft des erobernden Coloniſten über die unterjochte Bevölkerung und der lange Druck der Leibeigenſchaft oder doch Erbunterthänigkeit in jenen Oſtlanden. Als ich einem wackeren Pedell der Albertina, — er trug das eiſerne Kreuz — der mir einen Dienſt geleiſtet hatte, nach Bezahlung des Trinkgeldes auch noch die Hand hinreichte, ward der Mann roth und wollte ſie nicht faſſen. Daher auch das Mißtrauen der Leute draußen auf dem Land in Oſtpreußen

gegen jedes freundliche Entgegenkommen des Gebildeten: „der will was von dir," denkt der Urenkel des seit Jahrhunderten recht Hartgehaltenen und schließt argwöhnisch Mund und Seele zu. Ich komme später darauf zurück. Ein solches Nebeneinander wie im Achazgarten wäre in der Königsberger „Centralhalle" undenkbar: der Hochmuth der Höherstehenden wie das Gefühl des Nicht-her-gehörens des Geringern schließt das aus: freilich muß auch gesagt werden, nie ist in München eine solche Gesellung durch Roheit der Aermeren gestört worden, — in Ostdeutschland möchte ich es nicht immer darauf ankommen lassen: unser süddeutsches Volk hat wie mehr Selbstgefühl so ungleich mehr Liebenswürdigkeit im Verkehr mit den Gebildeten: im Nordosten ist die Masse mißtrauisch, äußerlich unterwürfiger, z. B. in dem gräulichen slavischen Handkuß von Mann gegen Mann: — aber dann bei Ausbruch der Roheit allerdings bestialischer. Verglichen mit dem Gift des Branntweins ist das Bier ein Segen.

Schon seit 1852 bin ich bemüht, in ausgleichender „Dikaiosyne", ingväonischer wie herminonischer Eigenart gerecht zu werden: freilich meist mit der Wirkung, es Keinem Recht zu machen (— tragisch ist das gewendet in meinem Konrad von Kärnthen in der „Deutschen Treue" —) und die Pfeile von beiden Seiten auf mich zu ziehen. Als ich im Jahre 1874, nachdem ich Königsberg kennen und herzlich lieben gelernt hatte, an der Isar die Pregelstadt warm lobte, wollte mich Freund Steub aus Bajuvarien verbannt und in Königsberg wollte zwei Wochen darauf Freund Friedländer mich als unverbesserlichen Baiern aus der Stadt Kant's vertrieben wissen.

Lobte ich nun die Vorzüge süddeutschen Verkehrs, zumal im Freien, so muß ich freilich auch die argen Mängel der Alt-Münchnerischen Geselligkeit hervorheben. Diese Geselligkeit war eine Ungeselligkeit und erst der dankenswerthe Einfluß der Norddeutschen hat hierin Besserung geschaffen.

Wie war das denn bestellt anno 1840 in einer

Münchener Kaufmanns- oder Beamten-Familie? Die Frau, die Seele feiner geſellſchaftlicher Unterhaltung, war gar nicht in der Lage, irgend eine geſellſchaftliche Form einzuhalten: ſo gut wie ausnahmslos katholiſch — Proteſtanten ſiedelten Anfangs (ſeit 1806) nur ſpärlich aus Franken, aus Augsburg, aus Norddeutſchland an die Iſar über — war das Bürgermädchen, wenn es nach Erledigung der Volksſchule noch eine Bildungsanſtalt beſuchte, in einem Kloſter herangebildet worden, wo es ſehr viel Religion, Fertigung (— etwas altmodiſcher —) zierlicher Handarbeit, franzöſiſch plappern, ſingen, vielleicht auch Spinet ſpielen, aber außerdem gewiß gar nichts lernte. Von Literatur, von Geſchichte, von dem claſſiſchen Alterthum, von bildender Kunſt, vom Schauſpiel war keine Rede: — ja, das Theater ward noch ca. 1840 vielfach als eine Veranſtaltung des böſen Feindes angeſehen. Ein Geſpräch führen mit „Fremden“ — unmöglich! Es gab gar keine Fremden: der Herr Vetter und d' Frau Bas, der Herr God (Gevatter) und die Frau Gödin, — ſonſt kam

Niemand zu Beſuch. Feſte gab es nur bei Hochzeiten, Kindstaufen, Begräbniſſen, der Geburtstag ward nicht gefeiert, der Namenstag durch ein „Präſent“ geehrt, die Weihnachtsfeier war unbekannt. Den Chriſtbaum haben erſt in den dreißiger Jahren proteſtantiſche Familien aus Norddeutſchland an die Iſar verpflanzt — ſtatt deſſen kam am 6. December der Nikla mit Ruthe und Sack und die Berchtfrau mit Aepfeln und Nüſſen. Im Carneval gingen Ehepare minder ſtrenger Weltanſchauung vielleicht einmal auf die „maskirte Redoute“: im Sommer „wallfahrtete“ man am ganz frühen Morgen in „d' Eich“ oder nach „Blutenburg“. Man reiſte nie: höchſtens, wieder im Wege der Wallfahrt, nach Altötting, aber gewiß nicht nach Berlin! Wovon hätte die Frau Aſſeſſor oder die Frau Priechlerin mit fremden Menſchen einen Abend lang ſprechen ſollen? (Gegenüber der Frau Bas freilich ging der Rede Fülle nicht zu Ende: über die „Ehehalten“ [Dienſtboten], die theuern Preiſe der Knackwürſtel, das letzte Mirakel in Deggendorf, die Krank-

heiten der Kinder, im Flüſterton auch über das viele Trinken des „Herrn“.) Und wie die Mutter, ſo die Töchter. Die ganze Einrichtung der Wohnung, wie die Tagesordnung ſchloſſen jede Geſelligkeit aus. Schon früh — was übrigens gar löblich! — ſtand man auf, in der Kirche und in der Küche verbrachten Mutter und Tochter den Morgen bis Mittag: um 12 Uhr ward — ausgiebig! — geſpeiſt: um 6 oder 7 — Abendeſſen: dann ging der „Herr“, ſo regelmäßig wie die Sonne zu Golde geht in das oft durch Erbgang vom Vater überkommene Wirthshaus — und Mutter und Tochter nach Abſtrickung der vorſchriftsmäßigen Maſchen ins Bett — ſehr früh: um 8 oder 9 Uhr. Im Sommer freilich ging die ganze Familie einſchließlich des „Schnauzl“ und der kleinſten Kinder auf den Keller um 5 oder 6 Uhr. An dieſer ſtreng geregelten Tagesordnung zu rütteln um des Beſuches eines Fremden willen: — das war ganz undenkbar.

Aber wie an Zeit, ſo fehlte es in dem Hauſe zur Geſelligkeit an Raum.

Zwar gab es den „Sal“ — oder die „Ehrenſtube“ — aber das war ein ſchrecklicher Raum! Muffige Luft verrieth, daß die Fenſter nie geöffnet wurden: die an den Wänden in Reih und Glied aufgeſtellten Stühle, mit roth und weiß gewürfelten Kattun- oder bunt geblümten „Pers“-Schonern überzogen, „das Kommod“ (die Commode) zwiſchen den zwei Fenſtern gegenüber dem Eingang mit dem Chriſtus und der „ſchmerzhaften Mutter“ aus Wachs, grell bemalt, unter einem zerſprungenen Glasſturz, links und rechts, in ſchnörkeligen Vaſen aus dem XVII. Jahrhundert, von den Töchtern im Kloſter zu Nymphenburg gefertigte höchſt unwahrſcheinliche Blumenſträuße, daneben eine Perlmutter-Muſchel, zwei Aepfel aus Wachs, über dem ganzen Aufbau von der Decke herab an einem Goldfaden ſchwebend ein „heiliger Geiſt“, d. h. eine Taube aus Wachs mit Flügeln von „Rauſchgold“: — dem ganzen entſtrömend ein dumpfer Geruch von Wachs und Staub und den Papierblumen und ein Hauch ſteifer gähnender Langweile: —

wie hätten Menſchen in dieſem Gelaß plaudern, lachen, zwanglos vergnügt ſein ſollen? Jeder — Wirthe und Beſucher — waren froh, hatten ſie dieſe feierliche „Tödten“ (Tod-heit) wieder im Rücken.

So iſt denn — für jene Zeiten — nur wenig übertrieben die gute Geſchichte der „Fliegenden Blätter“, wonach ein Alt-Münchener Monate lang (die Wintermonate) die Gaſtfreundſchaft einer befreundeten Familie in Berlin, Mittags und Abends deren Tiſch theilend, genoſſen, und bei'm Scheiden den Berliner zum Beſuch in München eingeladen hat.

An einem Sommerabend lehnt der Biedere in einem Fenſter ſeines Hauſes im erſten Stock: — da erſcheint der Berliner, höflich hinauf grüßend, vor ſeiner Thüre. „Jeſſes Maria und a biſſerl an Joſef,“ ruft der Verwandte des Herrn Nudelmeyer, „ja, wo führt denn der Teifi Ihna her? No, jetzt woll mer a mal g'müthli ſei. Alle Abend um achte treffen's mie im Franciskanerkeller.“

XXI.

Es iſt ein Verdienſt der Norddeutſchen in München, in dieſen Dingen nun ſchon ſeit vielen Jahrzehnten Wandel geſchafft zu haben.

Aber weſſen es in München zu wenig gab, deſſen giebt es in Berlin, Königsberg und Breslau zu viel: das Geſellſchaftsweſen artet in Geſellſchaftsunweſen aus. Nicht nur in Rentner- und in Kaufmannshäuſern, auch bei Profeſſoren und Gelehrten nehmen die unabläſſigen Geſellſchaften viel zu viel Zeit, Lebenskraft und — Geld in Anſpruch, die alle drei anders viel beſſer verwendet würden. Es giebt Familien, welche das ganze Jahr über ſparen an der Ernährung, an der Wohnungsmiethe, — kein erfreuliches Bild ſchmückt die Wand, kein gutes Buch wird je angeſchafft, — aber eine große „Fête“ muß gegeben werden, die an

einem Abend verſchlingt, was ſonſt für einen Monat reichen ſoll. Dabei werden viel mehr Menſchen eingeladen und auf einander gepfercht, als die engen Zimmer — auch nachdem ſie ausgeräumt ſind — faſſen können. Ueber die verderbliche Verſchwendung an der Tafel auch bei Profeſſoren und Schriftſtellern ward ſchon früher geklagt: als ob auch ſolche Menſchen, die doch „geiſtig gerichtet" ſein ſollten, ihre Gäſte lediglich einlüden, um ſie für Karlsbad vorzubereiten. Dazu die unſinnig ſpäten Stunden: — um 10 Uhr ſetzt man ſich zu einem Abendeſſen von vielen ſchweren Gängen: — vor 2 Uhr kommen Wirth und Gäſte nicht zu Bett: ich bezweifle, ob alsdann die Herren Amtsgenoſſen am andern Morgen ſo früh und mit ſo arbeitsfähigem Kopf an ihrem Pulte ſtehen wie es wünſchenswerth und mir wenigſtens Nothwendigkeit iſt, ſoll ich meine berufsmäßige Amtslaſt tragen und meine Pflicht erfüllen können. Und ein arger Schade geht durch dieſe ununterbrochene Geſelligkeit dem ſo viel gerühmten norddeutſchen Familien-Leben

zu: die Kinder ſehen am Abend Wochen hindurch nicht ihre Aeltern, welche als Gäſte oder als Wirthe ihren „geſellſchaftlichen Pflichten“ nachkommen müſſen. Eine junge Profeſſorin (— Mutter! —) in Königsberg ſagte mir einmal: ſie erachte jeden Abend ihres Lebens für verloren, den ſie allein zu Hauſe verbringen müſſe! Da ziehe ich faſt die Frau Nudelmeyer vor.

Kurz, die Berliner, Königsberger und Breslauer haben gar nicht Urſache, ihre Geſellſchafts-Einrichtungen als muſterhaft hinzuſtellen. Ich aber muß auch hierin wieder, wie in ſo vielen Dingen, ſeit bald vierzig Jahren ſowohl den Süddeutſchen wie den Norddeutſchen die Fehler ihrer Vorzüge vorhalten, wodurch man ſich bekanntlich ſo unfehlbar einſchmeichelt.

XXII.

Damals nun (1854—1858) hatten die aus Norddeutſchland und vom Rheine her zahlreich eingewanderten Gelehrten- und Maler-Familien in München längſt eine wirkliche Geſelligkeit eingeführt, die auch von den Eingeborenen nachgebildet wurde. Ich ſchwamm und plätſcherte in jenen Jahren recht vergnüglich in den angenehmen Gewäſſern dieſer Geſellſchaft umher.

Da iſt zuerſt — a Jove principium! — zu nennen das gaſtliche Haus Thierſch!

Der prächtige alte Herr war ſchon lang in München eingewurzelt: bei ſeiner Berufung hatte den Fremdling, den Norddeutſchen, den Proteſtanten, den Heiden die ganze dumpfe Wuth der Schwarzen und der verranntеſten Alt-Baiern empfangen. Er ward

eine Leuchte der Wiſſenſchaft in der Stadt der Mönche („Derviſchabad", wie Fallermayer München überſetzte), welche damals einer ſolchen Vorrichtung recht dringend bedurft hatte. Zugleich war der allverehrte, allgeliebte Lehrer allmälig eine für die Straßen Münchens bezeichnende Geſtalt geworden, auf welche man fremde Beſucher mit Stolz und Liebe hinwies, wie das kaum mittelgroße Männlein in ſeinem dunkelblauen Mantel und ſeltſamem Hütlein die Ludwigsſtraße hinabwandelte, das ſtark geröthete Antlitz vom ſchönſten ſilberweißen Langhar umflattert. Wir Alle, nicht nur ſeine philologiſchen Schüler, liebten und ehrten ihn: unabläſſig mußte er unſere Grüße entgegennehmen: er erwiderte ſie mit einem unſchilderbaren freundlichen Lächeln des faſt zahnloſen Mundes. An dieſem Spätling aus Goetheſcher Zeit konnte man mit Augen ſehen, was man unter echter edelſter Menſchlichkeit, als Frucht helleniſcher Bildung, zu verſtehen hatte. Segen ſeinem Andenken! In tauſende meiner Landsleute hat er ſelbſt oder durch ſeine

Schüler den Samen wahrer Bildung des Geiſtes und des Herzens geſtreut.

Schon im Jahre 1848/49 war er ſo gebrechlich, daß er uns Gymnaſiaſten bei aller Verehrung ein Lächeln abnöthigte, wie er, damals Rector, bei einer der zahlreichen kleinen urgemüthlichen Straßenaufläufe jener Jahre (Anfangs um des Bieres oder der Lola Montez, ſpäter um der „Freiheit" willen), ſich hoch zu Roß (lieber Gott, es war der alte Schimmel aus der Freundſchen Reitſchule: viele Geſchlechter von Studenten hatten auf ſeinem Rücken das Reiten zu lernen ſich beſtrebt) an der Spitze des Zuges der Studenten von der Univerſität aus durch die Ludwigsſtraße vor die Reſidenz begab, um dem alten König Ludwig irgend eine Forderung vorzulegen. Dadurch, daß ſich der Gütige und Weiſe ſelbſt an die Spitze ſtellte der Bewegung, machte er dieſe einerſeits völlig unſchädlich, deckte er andererſeits die unbeſonnenen Buben durch die eigene Verantwortung. Von dieſen Unruhen manches Drollige unten: im Zuſammenhang mit der „Politik".

Das „rothe Haus“, ſein freundliches Heim mit dem wohlgepflegten Garten an der Ecke der Arcisſtraße — nun ſchon lange Zeit verſchwunden! — gegenüber dem Glaspalaſt, bildete jeden Samstag Abend die wirthliche Empfangsſtätte für alte und junge Leute aus den Kreiſen der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der höheren Beamten. Der ehrwürdigen Hausfrau ſtand helfend zur Seite die verwittwete Tochter Frau Profeſſor von Schaden und dieſer ihr anmuthig Töchterlein Marie. Da traf man die Familien von Liebig (— der Sohn des Hauſes, der ſo berühmt gewordene Leipziger Profeſſor, heirathete die ſchöne Marie von Liebig —), Jolly, Biſchof, Bluntſchli, Sybel, Carrière, ebenfalls Liebig's Eidam, von Dönniges, von Kobell und Andere mehr. Hier lernte ich auch meinen lieben Joſef Victor Scheffel kennen, mit dem mich bis an ſeinen Tod innigſte Herzensfreundſchaft verbinden ſollte.

Sehr löblich war, daß an dieſen Abenden Speiſe und Trank ſich nicht ſtörſam hervordrängten:

vielmehr erfüllten Muſik, Geſpräch, zuweilen ein aus dem Stegreif gehaltener kleiner Vortrag, die kurzen Stunden: um 8 begann's, um 11 Uhr war's zu Ende. Der Herr Hofrath kam freilich oft erſt um 9 Uhr aus ſeinem Arbeitszimmer herüber gewandelt, langſamen Schrittes das ſtändige, faſt an die Aegineten erinnernde Lächeln auf den Lippen, freundlich nach allen Seiten grüßend, zuweilen wohl ein aufgeſchlagenes Buch in der Hand und dann, ohne jede weitere Einleitung, ſofort alle Geſpräche unterbrechend und ſeinen letzten an dem Schreibtiſch angeſponnenen Gedanken im Salon laut ſprechend zu Ende führend. Ich erinnere mich, daß er in dieſer Weiſe ein Geſpräch zwiſchen Liebig und Jolly über Agriculturchemie, dem wir Alle lauſchten, mit den Worten unterbrach: „Nein, nein, die Idee bei Plato hat wirkliche Exiſtenz.“

Aehnlich geartet (nur mit ſtärkerer Beimiſchung von Juriſten) war die Geſellſchaft im Hauſe Blumtſchli's, wo die gütevolle Hausfrau und die gar ſchalkhafte Tochter Louiſe (ſpäter Frau Hofrath

Hecker), die Strenge der politiſchen oder rechtsgelehrten Unterredungen mit lieblicher Anmuth zu mildern wußten. „Louiſe Blumtſchli“ iſt mir bis heute eine treue Freundin geblieben.

Auch in das ſchöne Haus an der oberen Gartenſtraße, welches früher Monten gehört hatte (I. S. 98), trat ich jetzt wieder ein, als Gaſt der Familie von Kaulbach. Oft, wann es unvermerkt geſchehen konnte, ließ ich von dieſen Fenſtern aus die erinnerungsſchweren Blicke ſchweifen in den anſtoßenden Garten meines verlornen Aelternhauſes, wo die Schwarzamſel ſo ſchwermuthvoll — wie vorahnend — geſungen hatte im hohen Ulmengipfel, der ſcheidenden Sonne nach, wo der Sonnenritter mit Schwert und Schild ſo manchen Strauß durchfochten!

In dieſem Kreiſe überwogen ſelbſtverſtändlich die bildenden Künſtler: ein weſtfäliſcher Portraitmaler aus Arnsberg, Engelbert Seibertz, ein alter Freund meiner Aeltern, hatte mich eingeführt: aber die wunderbar ſchöne Hausfrau empfing mich freundlich lächelnd mit

den Worten: „der Nachbarſohn iſt uns kein Fremdling! Oft haben wir ihm heimlich zugeſehen und zugehört, wann er allein oder mit den Waffenbrüdern lange, laute Reden da drüben bei dem Berg-Salettel hielt.“

Das Reizvolle an dieſen Geſellſchaften war nun aber gerade, daß in jedem Hauſe nicht nur die Berufsgenoſſen des Herrn, in anregender Miſchung auch andere Kreiſe vertreten waren.

So ward bei Kaulbach's zumal auch die Muſik gepflegt: hier lernte ich Franz Liszt kennen und deſſen Freundin, die Fürſtin Wittgenſtein, deren Tochter nach meinen lieben Schotten (II. S. 526) mir zuerſt wieder die Poeſie echt-ariſtokratiſcher Schönheit zum Bewußtſein brachte. Kaulbach ſelbſt ſprach an dieſen Abenden ſehr wenig: es vergnügte ihn, ſtill beſchaulich rittlings auf einem Stuhl zu ſitzen, die Lehne vor der Bruſt und die Arme darüber gekreuzt: dieſen Stuhl trug er ſich ſelbſt abwechſelnd aus dem großen Sal der reiferen Damen in das kleine

Zimmer zu uns, der weiblichen und männlichen Jugend, dann wieder in das Rauchzimmer zu den älteren Herren, bald den Einen, bald die Andere mit den Augen unverwandt muſternd: — und ohne ein Wort oder höchſtens nach einem gutgezielten Witzwort wieder abreitend mit ſeinem Stuhl.

Aber auch wann die Familie Abends allein verſammelt war, pflegte er nicht viel zu reden, vielmehr, während die Anderen plauderten oder vorlaſen, zu ſeiner Zerſtreuung und Beluſtigung zu zeichnen. Man erzählt, ſo ſeien die köſtlichen Zeichnungen zu Reinecke Fuchs entſtanden: (neben der Hunnenſchlacht, das genialſte Werk des Meiſters) während die Dichtung vorgeleſen ward, hatte er, ſchweigend zuhörend, angefangen, auf den Papierſtreifen, die er immer auf dem Abendtiſch vor ſich liegen hatte, das eben Gehörte mit raſchem Stift zu verzeichnen: achtlos ließ er ſie liegen oder warf ſie fort: aber ſorgſam ſammelte ſie die ſinnige Frau, und als ſie ihm eine Anzahl der Skizzen vorlegte, überzeugte er ſich bald von deren blei-

bendem Werth und beſchloß nun planvolle Vollendung.

Hier lernte ich auch X. Y. kennen[1]); ich habe ſpäter noch manchen eiteln Schriftſteller geſehen: aber — neben zwei Andern, deren Einer rühmte, ſeine jüngſte Dichtung ſei viel ſchöner als Goethe's langweiliger Taſſo, der Andere ſeine Kinder beklagte, weil Sprößlinge eines großen Mannes nie ſelbſt Großes leiſteten — verdient X. Z. den Wettpreis. Es ging in's Unglaubliche! Nach mehr als zwanzig Jahren traf ich ihn wieder in Berlin: ich erinnerte ihn an jenen Abend bei Kaulbach: „ja wohl", rief er. „Nicht wahr? Das war damals, da ich den wunderſchönen Toaſt ausbrachte?" Ich erwiderte, ich hätte ſeither allzuviel wunderſchöne Toaſte gehört, um mir jeden einzelnen merken zu können.

Auch Karl Piloty's Kunſtwerkſtätte durfte ich an der Seite ſeines Bruders Clemens oft betreten.

[1]) Ich will ihn doch lieber nicht nennen!

Aber am nächſten ſtand mir unter den Hiſtorienmalern Moritz Schwind, der, gleich ſeinem Freunde Franz von Lachner, mir ein gar gütiger Gönner war. Schwind's ganze Eigenart als Maler und als Menſch war mir ſo lieb. Seine Märchenbilder von den ſieben Raben und von der ſchönen Meluſine feſſelten mich mit zauberiſchem Reiz. Ich konnte mich dieſer duftigen, ſinnigen, echt deutſchen Poeſie nie genug erſättigen. Und der Meiſter hatte offenbar ſeine Freude an dieſem jugendlichen Entzücken, das nur zage Worte fand. Er mochte mich gern leiden. Eines Mittags ging ich auf der Nordſeite der ziemlich breiten Neuhausergaſſe auf das Karlsthor zu, während er auf der Südſeite in derſelben Richtung ſchritt. Ich grüßte hinüber und ging fürbaß.

Da ſcholl es über die ganze Straße laut zu mir herüber: „Halt, Herr Felixl. Stehn bleibſt.“

Ich blieb wie angewurzelt.

Eilfertig kam nun der Rundliche zu mir herüber, ging einmal von der Linken, dann von der

Rechten, mich ſcharf anſehend, von hinten nach vorn, an mir vorbei und meinte: „So! Jetzt kannſt d' weiter geh'n.“

Ich mochte ihn recht verwundert anſehen, denn nun lachte er: „I brauch grad' dei Naſn. Adje!“

Räthſelhaft klangen mir damals die Worte.

Als ich aber nach geraumer Zeit ſeine Zeichnung des Schlußbildes der „ſieben Raben“ zu Geſicht bekam, da entdeckte ich mit einer Art von Schreck und „Schanierlichkeit“ die Bedeutung jener Ausſprache: der Meiſter hatte, wie er mir nun lachend ſagte, damals „meine Naſe geſtohlen“ (und ein erhebliches Stück des dazu gehörigen Geſichtes dazu), um ſie im Profil als einen Zug allgemeiner Familienähnlichkeit den ſieben Brüdern zu geben, zumal aber dem auf weißem Roß Voranſprengenden: freilich hatte er dabei mir, d. h. meiner Naſe, meinem Mund und Flaumbart gar ſehr geſchmeichelt!

Zahlreich ſind die luſtigen Einfälle, in welchen

der Launige ſeinen Gegenſatz zu der „Piloty-Schule“ Ausdruck gab, deren Werkſtätte im erſten Stock des Akademiegebäudes lag, während er im Erdgeſchoß waltete. Er wollte immer nur das Schöne, das Holde, das Erfreuende gemalt wiſſen. Er ſtieß ſich daran, daß Piloty ſo häufig „Morithaten“ bringe: erſt die Ermordung Wallenſtein's, dann die Cäſar's. Als wieder einmal gar viele Leute die Treppe hinauf ſtrömten, gerade oberhalb Schwind's Gemach ein eben vollendetes Gemälde Piloty's zu bewundern, fragte er ſeine Schüler: „Gehts, ſchaut's doch a mal da droben, was in der Piloty-Schul wieder für a Unglück paſſirt is?“

Du lieber Gott! Wenn ihm ſchon die ledernen Reiterſtiefel Piloty's „zu ledern“ waren, was würde Meiſter Moritz zu der heute herrſchenden Anbetung des Ekelhaften, Uebelriechenden und in Fuſel Verthierten ſagen!

Ein echter Süddeutſcher, Oeſterreicher, Wiener, hegte er lebhaften Widerwillen gegen gewiſſe Aus-

wüchſe der Berliner „Gargſcheutheit“ und machte dem zuweilen Luft in verblüffender bajuwariſcher „Gröben“ (Grobheit). Zumal die äſthetiſirenden, Alles bemäkelnden, zerſetzenden, geiſtreichernden und ununterbrechbar fort ſchwatzenden Berliner Kunſtkrittler — getaufte wie ungetaufte — konnte er nicht ausſtehen. Auf einem der unvergeßlich ſchönen Waldfeſte bei Groß-Heſſellohe (ſ. oben S. 139, 149), welche die Münchener Künſtler damals ſo ſinnig, dichteriſch und launig zu geſtalten wußten (O jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum!), plagte den Meiſter Stunden lang ein ſolcher kürzlich erſt von der Spree eingetroffener Jüngling unter unabläſſigem, dem Plätſchern eines Springbrunnens ähnlichem Kunſtgeſchwätz mit dem aufdringlichen Verlangen, allen Berühmtheiten vorgeſtellt zu werden, namentlich Kaulbach wollte er um jeden Preis ſprechen. Nach wiederholter vergeblicher Bemühung, dieſen Freund zu retten, ſchrie Meiſter Schwind ganz laut: „So käm' es her, in drei Teifi's Name! Du, Kaulbach, ſchaug' um. Dös iſt der Herr

X. aus Berlin und er hat ſich für heut ſei' Maul extra friſch vorſchuhen laſſen!"

Allmälig hatte ſich aus den Familien der von König Max berufenen Profeſſoren und Schriftſtellern, gemiſcht mit ſolchen Einheimiſchen (meiſt proteſtantiſchen — doch fehlten auch katholiſche Häuſer nicht —), welche ſich jenen gern anſchloſſen — ein ſo weiter Kreis gebildet, daß ihre nun feſter geſtaltete Geſellung den Namen der „Fünfziger" annehmen konnte: zählte man uns junge unverheirathete Männer dazu, ſtieg die Zahl erheblich darüber.

In mehrfach wechſelnd gewählten Räumen kamen wir allwöchentlich zuſammen: die Führer waren die Häupter der oben genannten Familien. Die jungen Pare freuten ſich des Tanzes, die Mütter waren (— wie immer! —) wachſam und weiſe, die alten Herren ſprachen über Politik, Kunſt, Univerſität und Wiſſenſchaft; ganz vorzüglich gedieh aber unſere Kneipzeitung, die „Neueſten Nachrichten der Fünfziger", welche zu Mitarbeitern faſt alle Glieder der alsbald zu ſchil-

dernden Krokodil-Gesellschaft, aber auch manche andere lustige Gesellen und witzige Köpfe zählte: Dr. von Lützow, später Professor der Kunstgeschichte zu Wien, der Philosoph Johannes Huber (II. S. 472—499), Godin, Piloty, Freyberg und viele Andere wirkten munter darin mit.

Ich besitze die Blätter noch und gebe vielleicht im Anhang eine Probe.

XXIII.

Bevor wir aber nun den Werdenden zu den Gruppen von Dichtern und Schriftſtellern in dem damaligen München, bevor wir ihn zu Friedrich Rückert nach Neuſeß und zu dem theuren Herzensfreund Joſef Victor von Scheffel begleiten, müſſen wir nachholen, wie ſich denn in dieſen Jahren in ihm ſelbſt Begabung und Drang der Dichtung entfaltet, welche Richtung ſie eingeſchlagen hatten.

In der Zeit von der Rückkehr aus Berlin bis zum Abgang von der Hochſchule hatte die Poeſie faſt vollſtändig geruht; es fehlte während jenes unvernünftigen Ueberarbeitens (II. S. 558 f.) an der Zeit, mehr noch an der Stimmung: Lehrbücher und Vorleſungshefte auswendig lernen ſtimmt nicht eben dichteriſch: es entſtanden damals nur ein par Stoßſeufzer

und ſchrille Schreie bei dem ſchroffen Bruch mit Minna. (Jugendgedichte [II. Auflage. Leipzig 1891] S. 34 bis 38.)

Allein kaum war mir der Albdruck der Prüfung von der Seele genommen, da ſchnellte der ſo lange widernatürlich niedergehaltene Trieb freudig und kräftig empor. »A change came o'er the spirit of my dream«: Lebensfreude, Selbſtvertrauen, wie noch nie im Leben, ſchwellten die junge Bruſt; allerlei Hoffnungen von einem irgendwo meiner harrenden Glück bewegten mich mit beflügelten Hoffnungen, die deßhalb nicht minder glänzend ſchillerten, weil ſie wenig feſten Kern hatten. Nur daß die Liebe, die immer geſuchte, nie gefundene, jenes Glück gewähren werde, — das ſtand nun feſt, ob ich dieſe Ahnung auch ſchämig und ſcheu in mir verbarg.

Die neue Beſchäftigung am Gericht verſtattete bei ſtrenger Zeiteintheilung Muße genug, wieder, wie dereinſt auf dem Gymnaſium (I. S. 191—198), planmäßig die poetiſche Literatur aller Völker, womöglich

in deren Sprachen zu verfolgen, Altgeliebtes zu wiederholen, Lücken zu ergänzen, neue Erſcheinungen nachzuholen. Morgens vor dem Gang nach Haidhauſen ward freilich deutſches Recht gearbeitet, aber nach dem haſtig erledigten Mittagmahl blieb in dem ſonnigen Stüblein in der Wurzerſtraße faſt noch eine Stunde frei und dieſe, ſowie die Zeit nach dem ſtets zu Hauſe verzehrten Abendbrod bis gegen Mitternacht ward nun vor Allem zu einem gründlichen Studium und Genuß von Shakeſpeare mit den Anmerkungen von Malone und an der Hand von Gervinus verwendet: ich las zweimal alle ſeine, auch die nicht dramatiſchen Dichtungen: — mit mächtigſtem Gewinn für den Ausdruck, der nun feſter, ſchärfer, gedrungner ward, mehr noch durch gewaltige Erweiterung des Geſchichtskreiſes für Menſchen und Dinge.

Daneben ſtudirte ich mit Begeiſterung Viſcher's Aeſthetik: gierig harrte ich, bis wieder eine Lieferung erſchien und ergetzte den Geiſt an dem kunſtvollen Gewebe Hegel'ſcher Dialektik in den „Paragraphen" kaum

minder als das Kunſtgefühl an den Anmerkungen, welche eine in keinem andern äſthetiſchen Werk erreichte Fülle der feinſtſinnigen Beobachtungen darbieten über das Naturſchöne, das Kunſtſchöne, das Weſen der einzelnen Künſte, die Geſetze der Kunſtgattungen und zumal auch über die ſeeliſchen Vorgänge in dem Künſtler und Dichter bei der Geſtaltung des Kunſtwerks. Da ich nun auch Kant, Schiller, Baumgarten, Solger, Hegel, ja von Platon und Ariſtoteles an die ganze Geſchichte der Aeſthetik gründlich theils ſchon ſtudirt hatte, theils nun ſtudirte, trat ich in den Kreis der „Krokodile“ mit einer Gedankenſchulung, welche den allermeiſten, auch den älteſten Gliedern fehlte, ſo daß ich oft nur aus Beſcheidenheit ſchwieg, wann jene reifſten Selbſt-Geſchulten die unreifſten Vorſtellungen vorbrachten und verfochten.

Uebrigens war es bei meinen Mitteln kein Leichtes, mir das koſtſpielige Werk mit meinen „Blutkreuzern“ anzuſchaffen — tief kam ich auch dadurch bei Herrn Chriſtian Kayſer in die Kreide: als ich das ein Viertel-

jahrhundert ſpäter dem theuren, hochverehrten Meiſter einmal beim Abendtrunk in der „Kampenwand“ zu Prien erzählte, meinte er lachend: „Die Anmerkungen — nun ja! Aber das Geld für die „Paragraphen“ hätten Sie g'ſcheuter in Hofbräuhaus-Bier angelegt.“ Er ging ſpäter in Verwerfung der „Hegelei“ in jenen Paragraphen faſt all zu weit.

Da nun in jener Zeit meine Forſchung ganz unter dem Zeichen Jakob Grimm, Konrad Maurer, Eichhorn, Wilda, der Edda und der Sagen, dann der geſchichtlichen und Rechts-Quellen von Cäſar und Tacitus bis auf den Sachſenſpiegel ſtand (oben S. 31 f., 98, 106), konnte es nicht ausbleiben, daß, wie mir Scheffel einmal ſchrieb, „in dieſem hochaufgehäuften Geſtein germaniſcher Alterthümer auch das Gold germaniſcher Poeſie ſtark leuchtend zu Tage ſtand.“

In der That: damals vollzog ſich in und während der wiſſenſchaftlichen, d. h. geſchichtlichen, rechtlichen, mythologiſchen, ſittengeſchichtlichen Arbeit in den Quellen der germaniſchen Urzeit bis etwa

zum Untergang der Staufer auch jene Durchdringung meiner Einbildungskraft nicht nur mit den Gegenſtänden, auch mit der Denk- und Sprach- und Gefühls-Weiſe unſerer Ahnen jener Zeiten.

Allerlei Lyrik ging freilich nebenher, wie ſie die ſchöne Natur der Berge (II. S. 170 f.), aber auch der Iſar-Ufer, wie ſie die Freude an ſchönen Mädchen, die ſehnſuchtvolle Ahnung zu ſuchenden Liebesglückes, dann auch wohl die eigne oder fremde Philoſophie anregten.

Jedoch am mächtigſten drängte es damals zur epiſchen Geſtaltung der maſſenhaft aufgenommenen altgermaniſchen, nordiſchen, engliſchen, hohenſtaufiſchen Stoffe und ſo entſtanden zahlreiche Balladen ſolchen Inhalts, die nun in der Sammlung der „Jugendgedichte“ abgedruckt ſind.

Am ſtärkſten zog mich an, wie in geſchichtlicher Forſchung, ſo in dichteriſcher Vorſtellung, die Zeit der Völkerwanderung, in welcher die überreiche und überreife Bildung des Alterthums mit ihrer üppigen

Weltluſt, das fleiſchfeindliche, weltflüchtige Chriſtenthum und das rauhe, ja rohe, aber von heldenhafter Kraft ſtrotzende Germanenthum mit ſeinem Welteroberungsdrang auf einander ſtießen. Die Zeiten von der erſten Berührung der Germanen mit den Römern bis über Karl den Großen hinaus, beſchäftigten am dauerndſten meine Arbeit, am vertrauteſten meine Einbildungskraft. So entſtand, angeregt durch die taciteiſche Schilderung des Gefolgſchaftsweſens, die von Maurer erzählten Wikingerfahrten, und die alte Liebe zu helleniſcher Kunſt-, Lebens- und Natur-Schöne (I. Band, S. 13) die kleine Erzählung in Verſen: „Harald und Theano“: der Führer einer ſächſiſchen See-Gefolgſchaft landet (zur Zeit des Galerius) heerend auf Kypros, rettet die von dem Statthalter verfolgte kleine Chriſtengemeinde, gewinnt die Liebe der Schweſter des Statthalters, welche bisher zwiſchen griechiſcher Weltfreude und chriſtlicher Entſagung ſchwankte, wird aber ermordet und nun folgt Theano dem Chriſtenprieſter auf den Ger-

manen-Schiffen, im Nordland das Kreuz zu verkünden.

Im Laufe des Winters 1854/55 trug ich den allmälig reifenden Stoff mit mir umher: ohne eine Zeile niederzuſchreiben, entwarf ich ganz genau die Aufeinanderfolge der Geſchehniſſe, auch der Reden und Gegenreden: und erſt als ich hierüber wie über die äſthetiſche Verwerthbarkeit des Stoffes im Allgemeinen und in der Kunſtform der Erzählung in Verſen mit mir (und mit Viſcher, d. h. deſſen Buch) völlig im Reinen war, ſchrieb ich das Ganze, in mich ſelbſt überraſchend kurzer Zeit, nieder.

Es war meine erſte umfangreiche Dichtung: ich war auf jenes Verfahren, ohne Nachdenken, ganz von ſelbſt gekommen, meiner Eigenart und Neigung folgend.

Und dieſe Art, dichteriſch zu arbeiten, habe ich ſeither immer angewandt: ich bereue es nicht. Manche, welche mit Einzelausführungen beginnen, nach einem noch nicht genau feſtgeſtellten Plan, bleiben in jenen Einzelheiten ſtecken, räumen ihnen zu weiten Umfang

ein, gerathen durch dieſelben in Widerſpruch mit der Geſammtanlage und laſſen das Ganze liegen. Das iſt mir niemals widerfahren. Ich könnte auch gar nicht in anderer Weiſe ſchaffen. Forſchung und Lehre haben mir von je nur einen verſchwindend kleinen Theil von Zeit und Kraft für die Dichtung übrig gelaſſen. Dazu kam und kommt, daß ſich aus Leben, Natur und Forſchung in Philoſophie oder Geſchichte — im weiteſten Sinne — von jeher ſo zahlreiche Gegenſtände für dichteriſche Behandlung auf einmal aufdrängten und aufdrängen, daß ich, im Gegenſatz zu vielen Andern, ſtets an Ueberfülle der Stoffe, nicht an Stoff-Mangel, leide. Drei bis ſechs bis zwölf Gegenſtände für Ballade, Erzählung in Verſen, Schauſpiel, Proſa-Erzählung beſchäftigten ſeit Jahrzehnten und beſchäftigen mich noch heute in meinen ſtillen Gedanken gleichzeitig, oft in Einer Stunde wechſelnd, und unaufhörlich bis zur Erledigung.

Aber ach, Erledigung! Dieſe wird für die allermeiſten meiner Pläne ein frommer Wunſch bleiben.

Denn ob ich noch vierzig Jahre mit ungeſchwächter Geiſteskraft geſtalten könnte, — ich würde doch nicht fertig mit all' den Stoffen, die ich nicht etwa nur als unbeſtimmte Nebelflecken allgemeiner Aufgaben mir in der Ferne vorſchweben ſehe, ſondern bis in's Einzelne Bild für Bild, Stufe für Stufe des Aufbaues durchdacht habe, ſo daß ich jede Stunde beginnen könnte mit dem Niederſchreiben.

Ich hätte, wie geſagt, mit der winzigen, für die Dichtung mir freibleibenden Zeit nicht ſo viel Dichteriſches zu Ende bringen können, verwendete ich nicht zu dem ſchwerſten, wichtigſten Theil dichteriſcher Arbeit: dem Prüfen und Durchdenken des Stoffes bis in das Kleinſte, jene vielen Viertelſtunden, ja Stunden, welche der Spaziergang, die Reiſefahrt auf der Eiſenbahn, höchſt langweilige Geſellſchaften und ähnlicher Zeitvertreib in Anſpruch nehmen.

Ich kann ſo vortrefflich ſchweigen, ach, ſo viel beſſer, als reden oder ſchreiben. Und ich kann die längſten Reden anhören und auch ganz leidlich beant-

worten, während meine Gedanken im Stillen an irgend einer verwickelten Aufgabe in einer Dichtung Fäden lockern oder ſchürzen. Zuweilen merkt es dann freilich wohl der Andere, daß ich nicht ganz genau ſeinen Gedanken gefolgt bin: aber es freut ihn, daß er ſo viel ſchärfer und raſcher denkt, als ich. Und ſo iſt uns beiden geholfen. —

In ſolcher Weiſe habe ich den „Kampf um Rom“, ſiebzehn Jahre, „Biſſula“, „Odhins Troſt“, „die Kreuzfahrer“, „Attila“, „die Bataver“, „Weltuntergang“ alle länger als zehn Jahre mit mir in Gedanken herumgetragen, gleichzeitig bald an dem einen weiterbauend oder ſchnitzelnd, bald an dem andern.

Aber nun zurück zu „Harald und Theano“: dies Liebespar führt uns des Wegs zu Friedrich Rückert nach Neuſeß.

XXIV.

Weihevoll und feierlich wird mir zu Sinn und dankbare Rührung ergreift mich, gedenke ich der leisen, aber goldenen Fäden, welche mit dem poesie-umwobenen Dichterhause zu Neuseß mich verknüpfen.

Einiges, — nicht viel, — von meinen Beziehungen zu dem großen Dichter, dem herrlichen Menschen, mag nunmehr verlauten: ist doch bald ein Menschenalter darüber hingegangen. —

Wir sahen bereits (I. S. 14, 84, 191), Schiller und mein Garten waren meine ersten Lehrer gewesen: Homer mein zweiter: mein dritter ward Friedrich Rückert.

Im Jahre 1849 wählte Luthardt, der auch meine poetischen Neigungen kannte, als Preisbuch für mich die (I. S. 178) genannte Sammlung von Rückert's Gedichten.

Alsbald las und ſtudirte ich ſorgfältig auch alle andern Werke Rückert's; Rückert, ſpäter dann Platen und Geibel, wurden meine Lehrer in der Form: — dies Wort im weiteſten Sinne gedacht.

Aber außer der vollendeten Meiſterſchaft über die Sprache zog auch die moniſtiſche Weltanſchauung Rückert's („ſterbende Blume"), zumal „die Weisheit des Brahmanen", mich auf das mächtigſte an: ſchon deßhalb blieb Rückert's Brahmane mein wahres Erbauungsbuch: den größten Eindruck machte immer wieder die Fülle der Schönheit und Weisheit und tiefſinnigen Einfalt, welche an das Kleinſte das Größte zu knüpfen verſtand, aus unſcheinbaren Thautropfen das Göttliche hervorleuchten ſah.

Wohl gedenke ich noch, wie ich im Frühling 1853 zu Berlin, in meiner höchſt beſcheidenen Studentenſtube, wann die Glocken des nahen Doms an ſchönen Sonntagmorgenden in die Kirche mahnten, meinen Brahmanen ergriff und, mit lauter Stimme daraus leſend, im Zimmer auf und nieder ſchritt, bis ich,

berauſcht von Begeiſterung und Andacht zum Hauſe hinaus ſtürmte und erſt im Thiergarten, in den einſamſten Buſchwegen, oft in ſtrömenden Thränen unbeſtimmter Sehnſucht Ruhe fand (I. S. 363, 505).

Rückert war der Apoſtel, jenes Buch das Evangelium des Monismus für mich geworden.

Als ich nun nach dem Abgang von der Hochſchule wieder eifriger der Dichtung oblag, hegte ich doch bange Zweifel, ob ich irgend genügende dichteriſche Begabung beſitze, um es verantworten zu können, einen Theil meiner Zeit und Kraft der Wiſſenſchaft zu entziehen und zur Ausbildung jener Anlage zu verwenden?

Denn ich war ſehr beſcheiden und von der olympiſchen Selbſtzuverſicht, welche heutzutage ſo viele jüngſte Poeten in beneidenswerther Unfehlbarkeit beſeelt, ſehr weit entfernt.

Und dankbar gedenke ich es meinen Aeltern, daß ſie es an ſcharfer Beurtheilung nicht fehlen ließen, nicht durch Eitelkeit auf den Sohn dieſen ſelbſt eitel machten. Solche Selbſtbezweiflung hat mich auch

ſpäter glücklicherweiſe nicht verlaſſen: wollte ich doch aus lauter Bedenken, ob meine Kraft die Schwierigkeiten der Aufgabe löſen könne, noch nach der Ueberſiedelung nach Königsberg im Jahre 1873 die bis zum Tode des Witichis vollendete Handſchrift des „Kampf um Rom" verbrennen; nur die dringenden Bitten meiner lieben Frau Thereſe brachten mich davon ab und bewogen mich, die Vollendung zu verſuchen.

Während mich nun damals — Winter 1854/55 — ſolche Zweifel beſchäftigten, las ich in einem Gedicht Rückert's, daß ſein Geburtstag auf den 15. Mai falle. Da kam mir der Einfall, dem Hochverehrten zu jenem Tage eine kleine Freude zu bereiten. Ich vertiefte mich, alle ſeine Dichtungen nochmal durchgehend, in ſeinen philoſophiſchen und künſtleriſchen Entwicklungsgang und zeichnete in einem langen Gedicht ſeine dichteriſche Eigenart, ſeine Leiſtungen auf den verſchiedenen Gebieten der Lyrik, Erzählung, Lehrdichtung, auch des Schauſpiels. Das Gedicht

ſchickte ich ihm zu ſeinem Geburtstag, natürlich ohne meinen Namen zu nennen: Schüchternheit hielt mich davon ab: ich fügte nur bei, falls dem Gefeierten die Verſe nicht ganz werthlos ſchienen, möge er mir gütig unter einem Decknamen poſtlagernd ein kurzes Wort ſchreiben.

Ich war feſt überzeugt, daß ich keine Antwort erhalten würde.

Wie groß war daher meine Freude, meine Ueberraſchung, als ich bei der erſten Anfrage auf der Poſt wirklich eine Sendung aus Coburg vorfand, die folgendes Gedicht enthielt. Ich lief damit brennenden Kopfes an meinen lauſchigen Lieblingsplatz im „engliſchen Garten", tief in den Buſchwegen des „Aumeiſters", und las die ſchönen Zeilen wieder und wieder:

Neuſeß bei Coburg, Mai 1854.

Ich bin nun über meine Poeſien
  Soweit hinaus gekommen,
Daß ſie bei'm Rückblick halb, verſchwommen
  In Duft, dem Auge ſich entzieh'n.

Wer hat mit Liebeszaubermacht
Mich ſelbſt mir ſelbſt im Bild ſo klar zurückgebracht?
Nie ward der Tag, von dem in Mitten
Der ſchöne Maimond iſt entzwei geſchnitten,
Der ſeinen Jugendſchmuck nun ſchon vor mir entfaltet,
So oft, daß ich daran gealtet,
Nie ward er ſchöner angebunden,
Mit Kränzen, ſinniger gewunden,
Mit Wünſchen, inniger empfunden,
Als ich in Deinen Blättern heut gefunden.
Was wünſch' ich Dir? was ich aus Deinem offen
Gelegten Innerſten mit Zuverſicht darf hoffen:
Daß Du des Lebens Kampf, den ſchweren,
Mit Glück beſteheſt und mit Ehren.

Friedrich Rückert.

Dieſe gütigen Worte ermuthigten mich nun zu einem weiteren Schritt. Wem konnte ich mit größerem Vertrauen die Entſcheidung übertragen der mich quälenden Frage, ob ich eine der Pflege würdige Begabung beſitze, als dem verehrten Dichter, der dem Unbekannten ſo freundlich geantwortet hatte?

Als ich daher im Laufe des Jahres nun „Harald und Theano" vollendet hatte, ſchickte ich zum folgen-

den 15. Mai abermals eine Geburtstagssendung nach Coburg: die Handschrift der kleinen Erzählung, mit der Bitte, sie zu prüfen und mir das Urtheil zu sprechen. Ich erbat dies Urtheil unter dem Decknamen: „Felix Warten, Abgabe Herrn Clemens Piloty“ — den ich ins Vertrauen zog. Mit ängstlicherem Bangen ward wohl selten einer Entscheidung entgegen geharrt: war ich doch entschlossen, bei Verwerfung des Gedichts alle meine bisherigen Verse zu verbrennen und alle künftigen zu verschwören.

Wie schlug mir das Herz, als der gute Clemens mir eines Abends die Antwort brachte: ich erbrach eilig und las:

„Neuseß, Pfingsten 1855.

Diesmal brachte der Mai mir weniger Blumen im Garten,
Doch aus der Fern' ein Lied brachte mir schönen Ersatz:
Duftigen Glanz aus Nord und Süd, Harald und Theano,
Blüthe so reich, die noch reichere Früchte verheißt.

Mein lieber junger begeisterter Freund! Nehmen Sie freundlich diesen dürftigen Dank für ihre reiche diesjährige Gabe, die mich nicht nur innig erfreut,

die mich ſelbſt überraſcht hat nach der vorjährigen, welche mich zwar alles Schöne und Gute von Ihnen erwarten ließ, aber nicht gleich ſo was Großes, wie das hier Zurückfolgende. Es hat meinen ganzen Beifall, auch den meines Hauſes gewonnen: denn meine beiden Töchter haben es ihrer Mutter vorgeleſen. Es iſt vortrefflich erfunden, angelegt und ausgeführt, mit fortwährend geſteigertem Intereſſe bis zum befriedigenden Schluſſe. Nun laſſen Sie's bald drucken: ich denke, es ſoll auch den Leuten gefallen, und, wenn Sie nicht anders wollen, dediciren Sie es mir, was an ſich unnöthig wäre. An zwei Stellen hab' ich mit Bleiſtiftſchrift eine Verbeſſerung gefordert, die Ihnen leicht ſein wird, einmal daß der gute Junge das Gift nicht ſo unnöthiger Weiſe trinkt, ſtatt es wegzuſchütten. Sie werden's wohl mit ſeiner ſentimentalen Verzweiflung motiviren können. Sodann, daß Jungfrau Theano bei der Leiche etwas ſchwunghafter klage, Sie ſcheinen mir hier etwas geeilt zu haben. Vielleicht dürften Sie auch, wenn Sie das Ganze

noch einmal durchsehen, bei einigen Versen nachhelfen. Die gewählte Versweise hat zwar meinen ganzen Beifall, besonders auch, daß sie weder lauter Reimpare, noch lauter gleichmäßige Reimverschlingungen anwenden, sondern eine dem epischen Fluß zusagende Mischung. Aber hin und wieder sind die auf einander reimenden Zeilen zu weit und durch zu viele Zwischenglieder von einander getrennt, so daß sie einzeln wie reimlos klingen, weil man bei'm letzten den ersten vergessen hat. Ihre Reimtheorie selbst ist streng genug und rein Platenisch; aber nicht gelernt haben Sie von diesem Meister, den unangenehmen Hiatus zu vermeiden, das ablautende e vor anlautendem Vocal; dagegen werfen Sie, was mir hart klingt, dieses e nicht selten vor Consonanten ab, besonders beim Zeitwort, dann, wenn ein unmittelbar dazu gehörendes „ich", „er", ꝛc. aus metrischer Noth davon getrennt ist: z. B. „h a b' vieles i ch geduldet". Nicht nur die Apostrophirung hab' halte ich für fehlerhaft, sondern auch die Abtrennung des „ich", wenn nicht

ein beſonderer Nachdruck darin liegt. Weil ich einmal bei'm Schulmeiſtern bin, will ich einen wichtigen Punkt berühren, der nicht die Conſtruction des Satzes, ſondern das Gedicht ſelbſt betrifft. Gegen den epiſchen Ton ſelbſt hab' ich nichts einzuwenden und nichts gegen deſſen leichte lyriſche Färbung und ſtellenweiſe Erhebung zur wirklichen jenem Ton unterlaufenden Lyrik. Damit iſt wohl auch der eigentlich unepiſche Gebrauch des erzählenden Präſens zuzugeben, welches ja ſchon Virgil gegen Homer durchſetzt. Nicht zugegeben aber wird von mir das Rückwärtsſchlagen der Erzählung, das Zurückſpringen von einer Scene zu einer der Zeit nach früher zu denkenden. Das Epos, nach meinen Begriffen, muß eben ſo ſtetig vorwärts ſchreiten, von Scene zu Scene, wie das Drama, in welchem ein Rückwärtsgehen ſchon phyſiſch unmöglich iſt auf der wirklichen bretternen Bühne. Aber das Epos baut uns eben ſolche Bühne vor der geiſtigen Anſchauung auf, auf der es auch nicht rückwärts gehen darf. Ich weiß wohl, und damit ſind ſie freigeſprochen, daß

keiner unſerer Dichter dieſes Geſetz erkannt hat, ſelbſt Platen nicht, der in den Abaſſiden beſtändig dagegen ſündigt. In Hermann und Dorothea iſt das Geſetz beobachtet, aus dem göttlichen Inſtinkt, der Goethe überall ſicher leitet. Wenn Sie es aber für künftige Anwendung ſtudiren wollen, ſo gehen Sie die Zeitfolge der Odyſſe durch. Unſere Leſer wiſſen natürlich gar nichts davon: aber es hängt damit zuſammen, daß ſie alle Geſchichten ſo chaotiſch ſtoffmäßig aufnehmen, oder vielmehr an ſich vorüberbrauſen laſſen. Es verſteht ſich, daß Sie an Ihrem Gedicht in dieſem Stück nunmehr nichts ändern können; es würden dadurch mehrere der ſchönſten Scenen wegfallen. Aber ich wünſchte zu wiſſen, ob Ihnen meine Theorie einleuchtet?

Mit herzlicher Liebe

Ihr Rückert."

Da war der Jubel groß!

Sofort ſchrieb ich nun mit Nennung meines Namens und ſtrömte meinen Dank und meine Freude aus.

Der Brief mit ſeiner jugendlichen Begeiſterung muß dem Alten gefallen haben: denn alsbald erhielt ich folgende Zeilen.

„Geliebter junger Freund!

Nun aber darf ich Sie nicht länger auf Antwort warten laſſen, wie ſchwer mir auch die Feder geht. Anfangs waren es einige Beſuche, die mich ſtörten und zerſtreuten, dann lähmte mich völlig Wochen lang der feindſelige formloſe Regenhimmel, der auch heute noch mich verdüſtert, mich keinen hellen Gedanken denken, noch weniger ſchreiben läßt. Darum mach ich's kurz ab, um deſto weniger durch dumpfe Rede die klare warme Begeiſterung, in der Sie ſchwimmen, zu dämpfen. Zuerſt meinen Glückwunſch zu der ſiegreichen Doctorſchaft und den aus dem Felde geſchlagenen ſo und ſo viel Disputanten. Daß Sie „ſingend wie ein Spartaner" in den Kampf gingen, hat mir einen Freudenſchauer erweckt. Das angeſtrebte Lehramt wird Ihrer Poeſie kein Hemmſchuh, ſondern eine Balancirſtange ſein; jetzt aber

ſähe ich gern alsbald Ihr Gedicht gedruckt. Den Schlußgeſang wegzulaſſen, rathe ich nicht, eine ſolche Zuſammenfaſſung iſt ſchließlich ja nothwendig; man ſoll nichts Neues daraus erſehen, ſondern nur ſich beruhigt und erhoben fühlen; auf den materiellen Inhalt kommt dabei gar nichts an, und ich erinnere mich auch deſſen gar nicht, ſondern nur, daß mich ſicher Form und Kürze befriedigte.

Es freut mich, daß Sie ſo gründlich tapfer gegen meine Forderung des dramatiſchen Fortſchrittes im Epos ankämpfen, aber ich weiche um keinen Finger breit zurück. Ich räume der Lyrik nicht das Recht ein, auf dieſem Gebiet ihre ſonſtigen Sprünge zu machen; und Ihre Autoritäten verwerf' ich: einige davon, wie Taſſo und Cervantes, ſind in der That nicht gegen mich. Arioſto gehört als Humoriſt nicht hierher, Byron nicht als chaotiſch formloſer Ueberpoet, Platen's Abaſſiden verwerf' ich eben wegen dieſes Fehlers. Dagegen beruf' ich mich auf Wieland's Oberon, Goethe's Hermann und Dorothea, Wilhelm

Meiſters Lehrjahre und Wahlverwandtſchaften: doch der Streit iſt nicht ſchriftlich abzuthun, wir wollen ihn mündlich durchkämpfen. In meiner Familie ſind Sie geiſtig eingeführt und aufgenommen, und es ſteht nur bei Ihnen, daß Sie's auch perſönlich werden, indem Sie den kurzen Flug von München bis hieher machen und bei uns weilen je länger, je lieber. Meine Frau zwar iſt ſehr leidend, wird Sie aber gleichwohl gern ſehen, und meine Töchter fragen mich häufig, ob ich Sie denn noch immer nicht eingeladen habe? Jetzt eben haben wir keinen Beſuch, außer einer — es iſt ſeltſam — jungen Ruſſin, mit der meine älteſte Tochter letzten Winter in Weimar einen Freundſchaftsbund ſchloß; da gerade jetzt keine großen Siege der Alliirten [1]) zu feiern ſind, geht es ohne Colliſionen ab. Mit Anfang des nächſten Monats erwarten wir unſern gewöhnlichen Feriengaſt, meinen älteſten Sohn mit Frau aus Breslau, mit welchem Sie wohl wegen

[1]) Es war das Jahr des Krimkriegs.

naher Berührung Ihrer Fachwiſſenſchaften ſich ergiebig ausſprechen und verſtändigen könnten, wenn die Unterhaltung mit mir ſelbſt ſtockt, denn das Alter, das ſonſt geſchwätzig machen ſoll, hat in Verbindung mit der Einſamkeit mich einſilbig gemacht. Nun alſo, Sie ſind auf's freundlichſte eingeladen von uns allen und mir

dem Ihrigen

Rückert."

(Nicht datirt von Rückert, erhalten in München am 23. Juli 1855.)

XXV.

Eine Einladung von Friedrich Rückert! In ſein Haus! In jenes Neuſeß, das mir ſtets als der Inbegriff aller Natur-Poeſie, das Ideal aller Dorf-Idyllen vorſchwebte: — freilich kannte ich es ja nur aus gelegentlichen Schilderungen Rückert's: zumal aus dem Gedicht:

Abſchied von Neuſeß.

„Neuer Sitz am alten Koburg,
Mir im Herbſt ein neuer Lenz,
Meine kleine Freuden-Frohburg,
Ehrenſitz und Reſidenz;
Deſſen Schatten ein Vertrauter
Meiner Einſamkeit ſprießt,
Wo die Lauter hell und lauter
Meinem Zaun vorüberfließt.

Wer konnte glücklicher ſein als ich! Die Doctorprüfung war beſtanden, nur der Promotionsact ſtand

noch aus: Rückert erfreute ſich immer daran, daß ich, wie ich ihm wiederholt erzählen mußte, ſingend „wie ein Spartaner zur Schlacht“, an einem herrlichen Frühlingsmorgen meinen geliebten engliſchen Garten entlang in das Univerſitätsgebäude gegangen, dort die Clauſur-Arbeit (oben S. 38) zu machen.

Rückert's zweifelloſe Anerkennung meines Talents hatte mich gewaltig gehoben: ich glaubte von nun ab feſt an meinen Stern und ſelten und nie auf lang hat er ſich ſeither verdunkelt: es war eine frohe, frühlingsfreudige Zuverſicht über mich gekommen: eine unbeſtimmte Ahnung, eine drängende Sehnſucht trieb mich vorwärts: mir war, alsbald müſſe nun ein nie gekanntes Glück Einzug halten in mein Leben. — —

Mit Freuden gaben die Aeltern die Erlaubniß zu der kleinen Reiſe, und an einem lachenden Sommermorgen fuhr ich von München nach Coburg, nach Neuſeß, zu Friedrich Rückert! Ich ſagte mir das manchmal leiſe vor: denn ich wagte kaum, es für wirklich zu halten.

Wie ward mir ſo heiß und ſo bang und ſo wonnig zu Muth! Ich war in einem Rauſche von Begeiſterung, von Dank, von Poeſie, von Ahnung, von verwirrender Sehnſucht; mächtig ſtieg mir das Blut in Herz und Haupt: dazu die volle Pracht und Ueppigkeit des Hochſommers: das ſtrahlende Blau des Himmels, die ſtrotzenden Gefilde, die feuchte Wärme der wallenden Luft: mir ſchwindelte manchmal. Ich bin aus dieſem Zuſtand ſeliger Berauſchtheit nicht heraus gekommen, bis ich wieder nach München zurückgekehrt war. Ich ſchrieb Rückert die Woche, in der ich kommen werde, aber nicht den Tag: ich fand es „poetiſcher", ihn zu überraſchen.

Höchſt überſchwänglich! wird man ſagen. Gewiß: aber ich war gerade einundzwanzig Jahre alt. Und ich war doch ganz anders als die allermeiſten Einundzwanzigjährigen, zumal wie ſie heutzutage ſind. Ich war mit all meinem Spinoza und Hegel — ein Kind, ein Knabe, der noch nichts erlebt hatte: wohl hatte ich ein Jahr in dem großen Berlin ſtudirt,

aber eben wirklich faſt nur ſtudirt: ich war — wie ſoll ich ſagen? — es klingt affectirt: aber ich weiß kein beſſeres Wort: ich war wie jung Giſelher, da er die erſte Fahrt von Worms thut und jung Dietlind findet. Sicher war ich ſehr überſchwänglich, aber in Aufrichtigkeit, nicht in Gemachtheit. Und wenn ein Poet mit 21 Jahren nicht überſchwänglich iſt, — dann hat er wohl nicht viel Einbildungskraft und — Blutwärme.

Mittags 2 Uhr kam ich über Lichtenfels in Coburg an: — „abermals in ſechzehn Jahren bin ich dann gleichen Wegs gefahren" — ich warf mein Ränzel im „Schwan" ab, wie damals das ſpätere Hotel Leuthäuſſer hieß, ſchleuderte dem Kellner, der mich fragte, ob ich nichts eſſen wolle? einen verächtlichen Blick zu — (ich! eſſen! auf dem Wege zu Rückert!), — fragte „welches iſt der nächſte Weg nach Neuſeß?" und ſtürmte hindann.

Wie wunderſchön das Thal ruht, von Waldhügeln umhegt, wie maleriſch die alte Veſte da oben ragt,

— ich ſah es damals kaum —: es riß mich fort, wie es das Eiſen zum Magnet zieht. —

Eine halbe Stunde mag Neuſeß von der Stadt entfernt ſein: aber viel zu lang ſchien mir der Weg auf der ſtaubigen Landſtraße: nördlich liegt Neuſeß, das wußt' ich: ſo ſprang ich denn bald über den Straßengraben nach links in die Felder und lief durch die Wieſen, mit und ohne Weg, auf die in der Ferne auftauchenden kleinen Häuſer zu. Bald hielt ich in dem Dorf vor der Kirche. Links neben dieſer ſtand, eine Ecke bildend, an der einen, der Süd-Seite, von einem ſchmalen, aber lebhaft rinnenden Waſſer umſpült, ein nicht hohes, einſtöckiges, ziemlich in die Länge gezogenes Haus: die Theile zur Rechten ſchienen Oekonomiegebäude: das Wohnhaus war wunderſchön von grünem Schlinggerank überzogen. „Das iſt ſein Haus," ſagte ich mir, und zog die Glocke. Alsbald öffnete ſich oben an der Thür ein rundes Fenſter und aus der Umrahmung von grünem Weinlaub ſchaute auf mich herab — ein ganz pracht-

voll ſchöner Mädchenkopf: mir ſchoß alles Blut in das Herz: eine Zeit lang blickte ich ſtarr nach oben — ſehr unpaſſendermaßen! —, wie mir, zu meiner weiteren Verwirrung, nachgerade beifiel; endlich fragte ich: „wohnt hier der Dichter Rückert?“ Wieder höchſt unpaſſend! Der Mann war ja Doctor, königlich preußiſcher ordentlicher Profeſſor, vielleicht Geheimrath — und ich nannte ihn ſo kurzweg den „Dichter Rückert“. Dieſer neue Verſtoß muß mich aber nicht ſehr ſchwer gedrückt haben: denn als das ſchöne Mädchen nickte und mich fragend anſah, rief ich: „ſagen Sie nur, der Harald ſei da!“. — Zu flog klirrend das Fenſter, — ich glaube mit einem leiſen Schrei — auf flog alsbald die Thür und das ſchöne Mädchen ſtand vor mir, von der Sonne in dem ſonſt beſchatteten Hausgang voll beleuchtet. Es war die ältere Tochter Rückert's, Fräulein Marie: ſie war damals imponirend ſchön: ich darf es ja jetzt, obgleich ſie ſelbſt dieſe Zeilen leſen wird, nach bald dreißig Jahren, wohl ſagen: eine ſtolze, faſt allzu

gewaltige Geſtalt, viel größer als ich, mit dem mächtigen Bau ihres Vaters: tief dunkelbraune Locken fielen auf eine junoniſche Büſte; prachtvolles Incarnat wie Pfirſichbraunroth färbte die vollen Wangen.

Das Fräulein blieb bei dem Vater, lange nachdem er ſeine unvergleichliche Frau verloren und die andern Kinder ſich den eignen Herd gegründet, als ſeine treueſte Freundin, Vertraute, Gehilfin, ſpäter als ſeine Stütze und Pflegerin. Das ganze deutſche Volk hat ihr dafür zu danken, wie ſie dieſe Pflichten der Pietät erfüllt hat.

Da ich zwei Augen im Kopf hatte, Lyriker und einundzwanzig Jahre alt war, verſteht es ſich von ſelbſt, daß die blendende, ja beherrſchende Erſcheinung Eindruck auf mich machte; aber bei aller Bewunderung dieſer faſt allzu ſchimmervollen Schönheit konnte ich mich eines Gefühles nicht erwehren, das einen ſehr ſeltſamen Gegenſatz zu dieſer Anziehungskraft bildete. Ich war ganz unfähig damals, mir dieſe Empfindung zu deuten: es war — es klingt freilich geradezu

lächerlich — beinahe eine leiſe Furcht; heute kann ich es mir ſeeliſch ganz klar zurecht legen. Das Fräulein, gerade ſo alt oder vielleicht etwas älter als ich — war ein in ſich ganz fertiges Mädchen und mir kaum Einundzwanzigjährigem und noch ſehr, ſehr lange nicht Fertigem — trotz meiner Philoſophie und ſonſtigen Wiſſenſchaften — ſo unvergleichlich, nicht geiſtig, aber menſchlich überlegen, daß dieſe Empfindung unbewußt mich immer niederbeugte in ihrer Nähe, ſo blendend, ja verwirrend die ſtolze ſüdliche Erſcheinung wirken mußte; ſie ſah leider ſo gar nicht deutſch aus, vielmehr ſüditaliſch, ſicilianiſch; einmal legte ſie echt italieniſche Tracht an: das war wie ein Bild von „Riedel in Rom“. Aber in dieſe echt deutſche Landſchaft und in meine deutſche Balladen-Phantaſie paßte dies „Mädchen von Capri“ nicht. —

Jedoch allzulang ſchon ſtehen wir beide in dem Hausflur. —

Das Fräulein führte mich durch das Haus in den Garten, wo der Vater wandelte: ich ſah ihn von

Weitem einen Weg, der von hochſtämmigen Roſen umſäumt war, heran kommen.

Da ward mir doch noch anders zu Muth, als bei dem Anblick des mächtigen Mädchens.

Eine ganz ungewöhnliche, hoch gereckte Hünengeſtalt, breit von Schultern, ein mächtiges Knochengerüſt, faſt um zwei Haupteslängen mich überragend: hoch empor mußte ich blicken, wollte ich ſein Auge treffen. Und welches Auge!

Eine Schirmmütze in das Geſicht gezogen: lange weißgraue Locken auf die Schultern niederwallend: ein langer Rock mit nicht endender Taille und bis auf die Knöchel reichenden Schößen, aus ſchlichtem Stoff, faſt wie ihn die fränkiſchen Bauern tragen: keine Halsbinde: eine lange Pfeife in der Hand: die Züge des edeln Antlitzes ebenfalls mächtig, groß, ſtark ausgebildet — wie aus Eichenholz geſchnitten: eine ſtarke Naſe, buſchige Brauen — und ein Auge — wie ich es nie wieder geſehen auf Erden. Goldbraun die Farbe, wie das Auge des Königsadlers, und

durchdringend hell und ſcharf, wieder wie des Adlers, der Blick! Ich habe verſucht, die herrlichſte Geſtalt gothiſcher Geſchichte nach Rückert's Bild zu zeichnen: Dietrich von Bern, der weiſe große Theoderich, der Friedenskönig, wie ich ihn in ſeinen letzten Augenblicken im Anfang des „Kampfes um Rom" geſchildert: — er iſt Friedrich Rückert nachgebildet.

Ein gewaltiges Antlitz: voll Gedankenhoheit und Gedankentiefe, ernſt, ſtrenge, ja einmal, da er in Unmuth gerieth in Verurtheilung des Lob-Verſicherungweſens einer gewiſſen Schriftſteller-Geſellſchaft, war der Ausdruck, von grimmig drohender Leidenſchaftlichkeit, faſt erſchreckend.

Aber wie konnte dieſes ernſte, ja herbe Antlitz verklärt, anmuthig leuchten, wenn er, was nicht ſelten, einen neckenden Scherz, oft im Reimſpiel aus dem Stegreif ausſprach: — zumal gegen ſeine geliebte Louiſe.

Er empfing mich mit einer väterlichen Güte, mit einer edeln Einfachheit und Schlichtheit, welche

gleich nach den erſten Worten mir jede Scheu, jede Verlegenheit benahm. Mir war alsbald — das iſt der Zauber einer wahrhaftigen Natur —: als hätte ich ihn ſchon längſt gekannt: und zutraulich, herzlich, wie der Sohn zum Vater: ſprach ich zu ihm — aber freilich: eben wie der Sohn zum Vater: immer empor! Mußte ich doch zu ihm nahezu ſo ſteil wie zu den Sternen aufſehen.

Ich weiß nicht mehr Alles, was wir beſprochen an jenem Abend — ſind es doch 37 Jahre! —: welchen Eindruck aber jene Tage auf mich machten, erhellt wohl aus der photographiſchen Genauigkeit, mit der ich ſo zahlreiche Einzelheiten in der Seele geſpiegelt forttrage bis auf den heutigen Tag.

Aber ſorge nicht, liebe Leſerin, ich werde Dich nicht ermüden durch Erzählung von all dem Einzelnen, das Dich nicht ſo intereſſiren kann, wie es für mich wichtig war und — blieb.

Gleich in jenen erſten Stunden verhandelten wir über Rückert's in dem obigen Brief (S. 207) ent-

wickelte Lehre vom Epos, die ich, mit einigen Vorbehalten, als richtig anerkannte und bei Umarbeitung von „Harald und Theano“ nach Möglichkeit befolgte. Ich mußte dann gleich am erſten Tag und an den folgenden lyriſche Gedichte und Balladen vorleſen, bald ihm allein, bald in Gegenwart der Seinen: er beurtheilte Alles eingehend, tadelte, lobte, verbeſſerte gleich ſelber, wobei mir gewaltigen Eindruck machte, mit welcher Raſchheit und Leichtigkeit der unerreichte, auch von Platen nicht erreichte Sprach-Gebietiger alle Schwierigkeiten von Reim und Versmaß überwand, die mir unlösbar däuchten.

Auch an Witz und Humor fehlte es nicht: als ich ein Gedicht „Lorelei“ vorleſen wollte, ſprang er in komiſchem Unmuth auf und rief: „Von der will ich gar nie mehr was hören!“ — als ob ſie was Garſtiges angeſtellt hätte. Von vielem, was er lobte, will ich nur eins anführen: „Ihre Balladen ſind prächtig,“ meinte er. „Jede iſt ein kleines Drama: ich glaube, Sie haben ein ſehr lebendiges dramatiſches

Talent. Viel mehr als ich! Verſuchen Sie doch einmal eine Tragödie: — aus Ihrer Lieblingszeit, ſo was wie Völkerwanderung oder Nibelungen."

Er litt es nicht anders — ich mußte auch unter ſeinem Dache ſchlafen! So hatte ich die Einladung gar nicht zu verſtehen gewagt; mein Ränzel ward aus dem Gaſthaus geholt.

Aber allmälig, nachdem ſich meine Spannung unter dem Einfluß ſeiner väterlichen Freundlichkeit gemindert, gingen mir nun auch die Augen auf über die wunderbare Lieblichkeit dieſes ganzen Landſchafts- und Stillleben-Bildes. Das Thal der Leinach und der Lauter mit ihren Wiesgründen, die fernen Waldhügel, der Garten, das maleriſche, einfache, aber höchſt behagliche Wohnhaus und — das Poeſievollſte, Stimmungsreichſte von Allem — das unmerkliche Hinübergleiten des Gartens in das offene Feld, in die freie Wieſe, in die Flur. Durch eine kleine Oeffnung im Gartenzaun traten wir — ich merkte es gar nicht — in die Feldflur: „des Vaters Flucht-

pförtlein", ſagten mir am andern Morgen die Töchter, „falls unliebſamer Beſuch auf die Hausthür zu kömmt": — und noch am erſten Abend führte mich Rückert auf einem wunderlieblichen Wieſenpfad hügelaufwärts nach ſeinem Lieblings-Platz, dem „Goldberg", den eine unvergleichlich mehr ortvertraute und berufene Feder darſtellen ſoll.

XXVI.

„Ueber dem Hausgarten war ein zweiter, der Goldbergsgarten, angelegt, welcher von einem jeden Glied der Familie als das Heiligthum des Dichters respectirt wurde.

„Wo der Goldberg seine Halde
Sanft zum Mittagsstrahle kehrt
Und die Stirn mit Eichenwalde
Gegen Nord und Ost bewehrt."

Es war eine Halde des sanft ansteigenden Hügels, der von Neuseß ab anschwillt, nach 2000 Schritten doch nur eine Höhe von 70 Fuß erreicht, zuletzt etwas steil hinanführt. Ein ehemaliger Obstgarten aus der Zeit der Weinberge, nach Süden offen, im Norden durch Berge und Eichwald geschützt. Nur Rasen und Obstbäume, von einer lebendigen Hecke

umzogen. In dieſes beſcheidenſte Ideal eines Berg-geländes baute ſich der Dichter ein Gartenhaus, zweiſtöckig, mit der Einrichtung nothdürftiger Woh-nung, als welche es aber nie benutzt wurde. Oben und unten eine freundliche Stube mit der Ausſicht, oben mit bedecktem Altan. Dort ſaß er auf einer Bank, nun morſch und verfallen, am liebſten allein, in ſeine Brieftaſche die ſtillen Gedanken des Dichters eintragend. Wer ihn kannte, — dort durch zwanzig Jahre wandelnd und ſitzend an jedem Nachmittag der leidlichen Jahreszeit — der ſtörte ihn nicht. Da hat er unendlich viel gedacht und gedichtet. In der Ecke neben der Thür ein altmodiſches Sopha, der ſtändige Sitz, daneben ein kleiner Tiſch, deſſen Schubfach Packete, Bücher, eine wechſelnde Blibliothek enthielt. In der Ecke lehnten die Pfeifen, von denen hie und da eine verſchwand. Denn die iſolirte Lage brachte oft wunderliche Gäſte, die Angſt erregten: nur ihm nicht. Von den offenen Fenſtern und der offenen Flügel-thüre auf dem Altan, vom Sopha aus das lieblichſte

Bild: die Wipfel der von ihm gepflanzten Bäume, die mächtige Waldrebe, ſeine Lieblingspflanze, mit ihrem lila und prächtig grünem Blatte; darüber eine ſtille Flur, ſanft geneigtes Getreidefeld, nur durchſchnitten von der ſelbſt gebauten Straße mit ihren ſelbſtgepflanzten Bäumen; dahinter Neuſeß, echt dörflich, von ſeinem ſpitzen Thurm überragt: im Grünen verſteckt Haus und Garten, dahinter die Stadt Coburg, amphitheatraliſch gekrönt von dem reichſten Bergkranz mit der Feſtung; endlich weiterhin die blauen Kuppen und Sattel der Berge an und über dem Main: — ein Blick, nicht von erſter Schönheit, aber von ſo wohliger, ſatter Ruhe, wie kein zweiter, und ihm ſelbſt nie ſatt geworden. Dieſer Garten wurde ſich ſelbſt überlaſſen, nicht einmal der Weg verkieſt. Hier durfte Alles wachſen, wie es wollte. Ihm galt es gleich, wenn die Fremden ſich über die bemoſten Wege wunderten. Mit den Jahren wurde der Goldberg das einzige Ziel, während er ſonſt nur der Schlußpunkt ſeiner ausgedehnten Spaziergänge in der

Neuſeßer Gegend war. Noch wenige Monate vor ſeinem Tode hat er ſich mühſam hinaufgeſchleppt.

Als ſo alle ſeine Schöpfungen in Neuſeß vollendet waren, da konnte man ihn zu faſt unverändert beibehaltenen Stunden unter denſelben wandeln ſehen. Da waren es in den erſten Morgenſtunden die kurzen Läufe, wie ſeinen Blumen die Nacht bekommen, ob Thau oder Reif ihm und ihnen Luſt oder Schmerz gebracht; und wieder am Abend, da wandelte er langſam von einer Pflanzung zur andern, und ſagte ihr gute Nacht. Aber nie iſt er aus ſeiner Sphäre herausgetreten, nie Landwirth oder Gärtner ſelbſt geweſen. Er ordnete an und wußte ſachverſtändige und werkthätige Hände dafür anzuſtellen.

Seine große Freude waren die Vögel, die unter ſeinem Schutz eine wahre Vogelweide hatten, deren Stimmen ihn am Morgen weckten, — Kukuk und Nachtigall — auch das muntere Volk der Sperlinge, die ihm brüderlich nahe waren."

So ſchreibt Heinrich Rückert, des Dichters

Sohn, der allzu früh verſtorbene Profeſſor der Geſchichte zu Breslau (abgedruckt in dem Buch von Amalie Sohr, über deſſen Leben und Wirken, Weimar 1880).

Als es dunkelte, führte mich Rückert vom Goldberg auf einem zum Theil andern Weg in den Garten zurück und zu ſeiner Frau, in das große, helle Wohnzimmer in der Ecke des Hauſes im erſten Stock, wo man bei jedem Schweigen des Geſprächs das flüſternde Rauſchen des Waſſers vernahm.

Frau Rückert, die Roſe des „Liebesfrühlings“, war damals ſchon ſehr leidend; die zarte, kleine, ſchmächtige Geſtalt ruhte auf dem Sopha, von dem ſie ſich nicht oft erhob, ſo lang ich dort weilte; nie werde ich den ſeelenvollen Blick des Auges, den ſanften Wohllaut dieſer Stimme vergeſſen! — „Da bring' ich Dir unſeren Poeten,“ ſagte Rückert, ſich freundlich, der hoch Ragende, zu ihr nieder neigend. „Sieh nur mal, wie jung der noch iſt.“ Wiederholt ſagte er mir, er hätte mich viel älter geglaubt: —

auch viel reifer, dachte er wohl. Ach ja: ich war ſehr jung und ſehr fern von der Reife. —

Wie eine Mutter fragte nun freundlich die feine Frau, langſam und leiſe ſprechend, nach all den Menſchen und Dingen, die ſie mir die Liebſten, meinem Herzen Theuerſten denken mußte: vor Allem nach meinen Aeltern und Geſchwiſtern.

Zu dem Abendbrod erſchienen nun außer Fräulein Marie und ihrer Freundin, der oben erwähnten jungen Ruſſin, Helene hieß ſie — nur das weiß ich noch — die andern Glieder der Familie: der nun auch ſchon verſtorbene Sohn, ein ſtattlicher Mann, hoch und ſtark wie ein Baum, welcher die ausgedehnte, mit dem Hauſe verbundene Oekonomie leitete: und einmal ſah ich auch Etwas mit zwei blonden Zöpfen ſcheu durch das Zimmer huſchen: es war die jüngſte Tochter Anna, ein Mädchen — oder Kind — von etwa 14 bis 15 Jahren. — Gar viele, viele Gedichte, zumal in den „ſchlichten Weiſen“ hat ſie zu verantworten; nun, es ſind nicht gerade meine ſchlechteſten. —

Früh gingen wir zur Ruhe. Rückert ſelbſt führte mich in das mir beſtimmte freundliche Zimmer, das in den Garten blickte. Die erſte Nacht unter dem Dache Rückert's! Ich hatte gemeint, ich würde nicht einmal im Hotel Schlaf finden. Aber die Natürlichkeit dieſer ſchlichten Menſchen, und die Luft, die Landſchaft, das liebliche Geſammtidyll, die mich umgaben, hatten meine erſte Aufregung wohlthätig aufgelöſt: ich ſchlief vortrefflich und erwachte erſt, als der helle Morgen in das Fenſter leuchtete; vor dem Fenſter aber, im Weingerank, ſang hellen Tons mein alter elfiſcher Schutzgeiſt —: das Rothkehlchen. Und damit genug für diesmal von Rückert und ſeinem Hauſe, und lange ſchon genug von mir.

Ich füge nur noch bei, daß der herrliche Mann echt väterlich, mild und weiſe ſich gegen mich verhielt, vom erſten bis zum letzten Wort, das wir wechſelten. Reich angeregt und gefördert, belehrt in tiefen Grundwahrheiten unſerer Kunſt ſchied ich von ihm: dankbar und treu bewahrte ich ſein Bild und ſeine Worte

im Herzen. Die Landſchaft aber und die Staffage von Neuſeß lebte fort und klang nach in gar manchem Gedicht, zumal in den „ſchlichten Weiſen“ der erſten Sammlung, auch in der Erzählung „Ernſt und Frank“ in den „kämpfenden Herzen“ und in vielen Balladen. Noch manchen Wink und Rath verdanke ich ſpäteren Briefen Rückert's. Aber wiedergeſehen habe ich ihn nicht. Er ſtarb 1866, nachdem er ſeine Louiſe ſchon 1857 verloren. Im Mai 1871 ſtand ich, tief bewegt, an ſeinem Grabe. Mit ſeinem Hauſe aber, mit Kindern, Eidam und Enkeln hat mich ſchöne Freundſchaft verbunden gehalten bis zur Stunde, gar oft noch bin ich mit meiner lieben Frau Thereſe zu Gaſt gekehrt in dem lieblichen Neuſeß und die Herzensneigung dieſer Menſchen zählt zu den Kleinodien meines Lebens; auf ihren Wunſch ſprach ich im Jahre 1890 das Feſtgedicht bei der Enthüllung des Rückert-Denkmals zu Schweinfurt.

XXVII.

Von den deutſchen Dichtern, welche einem älteren Menſchenalter angehören, iſt mir Friedrich Rückert am nächſten geſtanden; unter den mir gleichalterigen aber iſt mir als Menſch und als Künſtler der Liebſte, wohl auch der innigſt Artverwandte geweſen mein trauter Herzensfreund und in faſt allen Dingen mein Geſinnungs- und Geſchmacks-Genoſſe — in Neigung und in Abneigung! — Joſef Victor Scheffel: ich erzähle hier die ſchöne Geſchichte unſerer ſchönen Freundſchaft, von ihrer Anknüpfung bis zu ihrem Ende, d. h. bis zu des herrlichen Menſchen Tod.

Es war im Winter von 1856 auf 57; ich hatte gerade den „Ekkehard“ geleſen: welchen Eindruck dieſes Werk auf mich, den dreiundzwanzigjährigen, machen

mußte, brauch' ich nicht zu ſagen. Ich war ganz begeiſtert von dem Buch und — unbekannterweiſe — von dem Mann, der dieſen Ton anſchlug: deutſch, geſchichtlich und echt: keine Salon- und keine Boudoir- und keine Thee- und keine erotiſche Damen-, Novellen- und Conditor-Poeſie, ſondern ſtarker, edelblumiger Firnewein! Wir trafen uns zuerſt eines Abends in dem gaſtlichen Hauſe des alten Thierſch (oben S. 169) und obwohl wir beide nicht zu den Naturen zählten, welche gar ſo geſchwind Freunde an die Bruſt drücken wurden wir doch gleich an dieſem erſten Abend ſehr vertraut: es war »love at first sight«. Ich hatte damals an Poeſieen nichts als die kleine Dichtung „Harald und Theano“ und eine dünne Sammlung von Gedichten veröffentlicht; Scheffel hatte ſie durch Geibel kennen gelernt und den gemeinſamen Zug auf das Deutſche und das Geſchichtliche herausgefühlt.

Wir kamen alsbald in ein langes Geſpräch über germaniſche und geſchichtliche Stoffe und fanden ſofort

ſehr ſtarke Uebereinſtimmung in unſeren Neigungen und — Abneigungen: dieſe angeborne Verwandtſchaft der Empfindungsweiſe ſowie die vielfach gemeinſamen Gebiete der Forſchung haben uns zunächſt zuſammengeführt: ſo ſind wir allerinnigſte Freunde geworden, und ſo haben wir bis zu Scheffel's Tod — faſt dreißig Jahre — in allen Wandelungen unſerer Lebensgeſchicke eine ſchöne, niemals durch den leiſeſten Mißklang getrübte Freundſchaft gepflegt, wie ſie ſelten iſt auf Erden. Unter allen mitlebenden Dichtern iſt mir innerlich keiner ſo artverwandt geweſen wie Scheffel: beide haben wir wiederholt Wilhelm Hertz als den uns dann am nächſten Stehenden bezeichnet.

Wir gingen gleich am erſten Abend nach dem Aufbruch von Thierſch noch lange Zeit ſelbander ſpazieren, indem wir uns abwechſelnd in ſeine Wohnung in der Ludwigs- und in meine Wohnung in die Wurzer-Straße begleiteten. Er lud mich ein, am folgenden Morgen zu ihm zu kommen, ſeine Schweſter Marie kennen zu lernen.

Was war es für ein herrliches Geſchöpf! Schlank und hoch wie eine Schwarzwaldtanne, ſchön, mit ihren prachtvollen goldbraunen Flechten, und von herzgewinnender, unwiderſtehlicher Anmuth des Leibes und mehr noch — der Seele. Tief, echt poetiſch, ohne jedes ſentimentale „Gethu“ — wie wir an der Iſar ſagen —, voll des köſtlichſten ſchalkhafteſten Humors, von unvergleichlicher Innigkeit, Sinnigkeit und angeborner Lieblichkeit jeder Bewegung, der Stimme, des Aufſchlagens der langen Wimpern, des ſeelenvollen hellbraunen Auges. Ich ſehe noch — nach einem Menſchenalter! — ihr reizendes Lächeln, wann ſie die alamanniſchen Gedichte Hebel's oder — und das ſtand ihr am Holdeſten! — die kleinen Scherzgedichte ihrer Mutter in jener Mundart vortrug.

Doch: „es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht!“ Wenige Wochen darauf war dieſes wunderherrliche Geſchöpf, dieſes Muſterbild von einem ſüddeutſchen Mädchen, eine Leiche. Scheffel war ganz zerſchmettert: er hat ſich von dieſem Schlag (in einem gewiſſen

Sinne) nie wieder erholt. Marie war am Typhus geſtorben, der damals in München ſtark herrſchte, namentlich Fremde gefährdete: er machte ſich ſelbſtquäleriſche Vorwürfe, weil er die Schweſter veranlaßt hatte, ihn nach München zu begleiten, dann zumal noch im Spätherbſt einen Ausflug an den Starnbergerſee mit ihm zu unternehmen, bei welchem ſie ſich, wie er meinte, erkältet und die Erkrankung zugezogen habe: — völlig grundlos, da Marie ſchon vor jener Fahrt recht unwohl war: — aber ſie wollte dem Bruder, an dem ſie mit begeiſterter Liebe hing, die Begleitung nicht abſchlagen. Das Verhältniß der Geſchwiſter war ein wunderſam ſchönes; Marie hatte ein ganzes Rudel von Freiern abgewieſen: ſie konnte ſich von dem Bruder, von dem geiſtigen Zuſammenleben mit ihm nicht trennen.

Nie werd' ich des Abends vergeſſen, an welchem es zum erſten Mal gelang, Scheffel zu einem Spaziergang zu bewegen, während die ſchöne Todte eingeſargt ſtand, um von ihm zur Beſtattung nach Karls-

ruhe gebracht zu werden. Wir gingen ſchweigend, von tiefſtem Schmerz erfüllt, zum Siegesthor hinaus; es war ein wolkendunkler Winterabend; wir hatten beide gen Himmel geſchaut, plötzlich blieben wir beide ſtehen: ein wunderſchöner hell leuchtender Stern trat aus dem Gewölk, grüßte uns mit flüchtigem Strahl und — war wieder verſchwunden. Wir drückten uns ſchweigend die Hände: der Stern Maria, fühlten wir, bleibt uns beiden gemeinſam unverloren; wir kamen im ſpäteren Leben niemals zuſammen, ohne in kurzen verhaltenen Worten, ihrer zu gedenken; und auch des Sternes vergaßen wir nicht. —

XXVIII.

Der Tod Maria's hatte eine traurige Folge auch für die deutſche Literatur. Scheffel hatte einen groß angelegten geſchichtlichen Roman begonnen, der, umfang- und farbenreicher als der „Ekkehard", die Kämpfe der Albigenſer in Südfrankreich gegen die Inquiſition des Papſtthums im XIII. Jahrhundert mit zum Gegenſtand hatte, aber zu großem Theil auch in Italien, in Rom und Venedig ſpielte. Er las mir die Eingangskapitel theils vor, theils gab er mir die Reinſchrift zu leſen: ſie zählten zu dem Allerſchönſten, Ergreifendſten, was Scheffel gedichtet hat! Gleich das erſte Capitel, welches den Gottesdienſt der frommen, armen Berghirten ſchildert, wie ſie, aus den faulen, heuchleriſchen und verweltlichten Zuſtänden der Statskirche hinweg nach reinerer Gottesverehrung ſich

ſehnend, aus dem Thal emporſteigen auf die höchſten Gipfel der Berge und hier, ohne Kirche und Altar, bei'm Aufgang der Sonne ihre weihevolle Andacht verrichten, wobei ſie dann von den Spähern der Inquiſition überraſcht werden, war von hinreißender Schönheit. Scheffel legte nach dem Tode Mariens das Werk, für welches er Jahre lang Studien gemacht hatte, ſo gründlich wie für den „Ekkehard" und ſpäter für „Frau Aventiure", weg und war durch keine Bitte zu bewegen, es zu vollenden. Die Heldin, die weibliche Hauptgeſtalt, war ſeine Schweſter geweſen: es war ihm nicht möglich, an dieſer Figur weiter zu arbeiten.

München war ihm durch dieſe Eindrücke verleidet; er konnte ſich nicht entſchließen, nach der Beſtattung Mariens dorthin zurück zu kommen. Er hatte neben Herrn Profeſſor (von) Riehl die Redaction des großen Werkes „Bavaria, Völker- und Länder-Kunde des Königreiches Baiern, herausgegeben auf Veranlaſſung und mit Unterſtützung des Königs Max II.",

übernommen, eine Arbeit, die nur in München beſorgt werden konnte. Er bat mich, an ſeine Stelle zu treten und vermittelte das Erforderliche bei Herrn Profeſſor von Riehl: ich war Scheffel dafür — aus mehr als Einem Grund — ſehr zu Danke verpflichtet. (Davon bald mehr unten.) Wir blieben ſeither in brieflichem Verkehr, ob die Briefe auch wenig zahlreich waren: weder er noch ich hatten Muße und Luſt zur Briefſchreiberei. Aber manchmal tauſchten wir unſere Anſchauungen aus, nicht über Poeſie — da waren wir ohnehin ſtets einig und das viele ſchöngeiſtige „Phraſendrehen über das Dichten konnten wir beide nicht ſchmecken", wie er auf gut alamanniſch ſagte — ſondern über unſere geſchichtlichen Studien in längeren Ausführungen: ſo ſchrieb er einmal eine ganz vortreffliche Auseinanderſetzung über Völkerwanderung und limes.

Zunächſt kamen wir wieder zuſammen im Jahre, 1859, da er über München nach Pienzenau bei Miesbach ging; wiederholt beſuchte ich ihn da draußen, wo er ein

kleines Landhaus des bekannten Kunſthiſtorikers Ernſt Förſter miethete und nicht nur den Sommer, ſondern, in tiefſter Einſamkeit, nur von einem alten Knecht bedient, auch einen großen Theil des Winters zubrachte, arbeitend an der köſtlichſten Gabe, die er dem deutſchen Volke gebracht hat, jener „Frau Aventiure“, die an poetiſchem Werth noch über dem „Ekkehard“ und ſehr hoch über dem „Trompeter“ ſteht. Er erlebte viel Verdruß an dem Buche. Manche Leute, welche weder für das Deutſche noch für das Geſchichtliche noch für das körnig Poetiſche darin Sinn hatten, zuckten die Achſeln und meinten: was geht uns Heinrich von Ofterdingen an und das XIII. Jahrhundert? Das iſt ja nicht „modern“! Wie darf der Dichter ſich erlauben, zu thun, als wäre er Walther von der Vogelweide? Warum ſpielt er Komödie! (Scheffel und Komödie ſpielen!) Das iſt nicht erlaubt. (Das ſo unausdenkbar geiſtreiche, nicht oft genug zu wiederholende Wort: „Buzen-Scheiben-Lyrik“ war damals, glaub' ich, noch nicht erfunden: ſonſt wäre natür-

lich auch Frau Aventiure unter dieſe Rubrik geworfen worden.) Wenn aber Goethe „thut“, als wäre er „Prometheus“ oder „Muhamed“ oder wenn Geibel „thut“ als wäre er der „Bildhauer des „Hadrian“ oder ein „Prätorianer“ oder „Volker von Alzei“ oder wenn Lingg „thut“ als wäre er eine mittelalterliche Stadt oder ein Sieger von Salamis — ja, Bauer, das iſt ganz was Anderes!

Wiederholt hat Scheffel darüber geklagt, daß der Trompeter mehr als der Ekkehard, daß Frau Aventiure weniger als beide Verbreitung und Beifall gefunden.

Ich ward 1862 nach Würzburg berufen. Dahin ſchickte er mir das Gaudeamus aus Heidelberg mit der Zuſchrift:

„Mein lieber Felix Dahn,
Dies Büchlein ſchau Dir an,
Alt-Heidelbergiſch Weſen: —
Auch in Wirzburg gut zu leſen.“

Dazu ſchrieb er mir einen köſtlichen Brief, in

dem er ſcherzend meinte, nach dem unabläſſigen Trinken, das in dieſem feuchten Buche verübt wird, könnten die Leute am Ende gar meinen, er ſelber trinke mehr als gut. Er ahnte nicht, dieſes Herz von Gold, daß in der That alsbald die niederträchtigſte Verläumdung, welcher ich zumal in Norddeutſchland ſehr oft auf den Kopf zu treten hatte, ziſchend und züngelnd um dieſe Studentenlieder und um ihn ſelbſt ringeln ſollte!

Bald darauf — ich hatte ihm eine Beſtellung von „Stein“ und „Leiſten“ zu hoher Befriedigung durch meine Auswahl ausgeführt — kam er zu mir nach Wirzburg herüber. Das war ein fröhlich und gewinnſam Wandern mit ihm!

Damals hieß es:

Jüngſt kam zu mir zu Gaſte,
Ein froher Wandersmann,
Den ich in jungen Tagen
Zum Herzgeſpiel gewann.

Durch kahle Winterfelder
Und Hügel ſchritten wir,

Doch wo ſein Fuß gewandelt,
Bald grünte das Revier:

Und auch mein Herz ertönte,
Das winterſtumm er fand —
Ich glaub' in ſeinem Ränzel
Trug er den Lenz ins Land.

Allerlei Schnurren, die er mit unvergleichlicher Wirkung ſeines trockenen, verhaltenen Humors zu erzählen wußte, wechſelten mit Geſprächen über altdeutſche Geſchichte, zumal auch über römiſche Alterthümer in Deutſchland. Damals theilte ich ihm den Plan zu dem „Kampf um Rom“ mit, den ich ſchon 1858 begonnen, aber nur bis zum Schluß des zweiten Bandes geführt hatte: er war Feuer und Flamme dafür und als ich das Werk in Königsberg im Jahre 1875 abſchloß und ihm ſchickte, ſchrieb er mir einen herrlichen Brief darüber.

Damals auch ſchon erzählte ich ihm die Grundzüge des kleinen Romans Biſſula; er drängte mich ſeither oft, doch endlich meine „Schwäbin“ und den

„Auſonius 'naus“ zu ſchicken. Auf einer unſerer Wanderungen und Limes-Forſchungen kamen wir nach Oſterburken, wo es ihm unbeſchreibliches Vergnügen machte, einen Ziegel der XIX. Legion von einem alten Weiblein verwendet zu finden, um ihn, gewärmt, als Surrogat eines Hafendeckels auf den Bauch zu legen — wider Bauchſchmerzen. „Sihſcht, ſo kann das Heldethum verlaufe,“ meinte er.

XXIX.

Als bald darauf der preußisch-österreichische Krieg ausbrach, stimmten wir abermals in unseren Anschauungen völlig überein. Leidenschaftliche Patrioten alle beide waren wir bis zum Jahre 1867 „großdeutsch“: wie sehr viele Leute in Süddeutschland, welche jetzt freilich thun, als ob sie bereits in dem Herrn von Bismarck der Conflictszeit (1863) den Begründer des Reiches vom Januar 71 und den Wiederhersteller guter bundesfreundlicher Verhältnisse zu Oesterreich weissagend erkannt hätten. Das war nicht Jedem gegeben. Wir beklagten den Bruderkrieg sehr schmerzlich; erst das Jahr 1870 hat Scheffel über seine Verbitterung von 1866 hinweggehoben.

Im Jahre 1869 machten wir beide eine herrliche etwa vierzehntägige Wanderung, den Main und

Neckar entlang, ſtets zu Fuß, bei Gelegenheit des Hölderlin-Feſtes zu Laufen, wo wir unter Andern auch Freiligrath trafen, mit dem wir ganz beſonders gut uns verſtanden. In liebenswürdigſter und kundigſter Weiſe machte Scheffel die „Honneurs“ ſeines geliebten alamanniſchen Landes: ich lernte ſo gern von ihm! Und mir erging es nicht ſo ſchlimm, wie einem gemeinſamen Freund (deſſen ſehr viel genannten Namen ich lieber verſchweigen will), der durchaus ein gut ehrlich alamanniſch „Gold-waſch“ aus dem Keltiſchen ableiten wollte, bis Scheffel in drolligem Zorndräuen den Wanderſtab erhob und rief: „Jetz machſcht aber, daß d'naus kommſcht, aus em alamanniſche Land.“

Natürlich war aber Scheffel ſtets bereit, auch über ſich ſtets herzhaft zu lachen, wenn er im Eifer der Forſchung einen Bock geſchoſſen hatte. Bei jener Fußwanderung trieb er mich in heißem Sommerbrand Mittags bei Laufen über ſchattenloſe ſteinige Kletterſteige auf einen rings von Rebgärten umgebenen

kahlen Hügel, neben welchem eine große Menge von etwa faustgroßen Neckar-Kieseln aufgeschichtet lag. Er behauptete, hier sei offenbar eine heiße Schlacht zwischen Alamannen und Franken geschlagen worden und die Steinhämmer der Alamannen lägen hier zu Haufen geschüttet. Ich erlaubte mir leise Zweifel: nach meiner Meinung erkläre sich die Aufschüttung sehr einfach daraus, daß hier, wie so oft in Franken und Hessen, die Winzer seit Menschenaltern die störenden, die Rebwurzel beengenden Steine aus den Rebgärten hinausgeworfen und auf einen Haufen geschüttet hätten, es seien „halt Steiner", aber keine Hämmer. Jedoch Scheffel beharrte und belud sich — und leider auch mich, der sich gutmüthig, ob zwar kopfschüttelnd wegen der großen Hitze, fügte — Ranzen und alle Taschen mit den schweren, staubenden Steinen. Mein Gebrumm „tröstete er ab" (wie man sehr bezeichnend am Pregel sagt) durch das Versprechen eines vorzüglichen Trunkes von Neckarwein in dem kühlen Herrnstübel des unten im Thale winkenden Wirths-

häusleins, beſonders aber durch die Zuſage, er wolle dort unſern Streit entſcheiden laſſen durch einen höchſt ſachverſtändigen Schiedsmann, einen ihm befreundeten Geologen, der in der Nähe Direktor einer Fabrik ſei. Ich ſtieg, bei jedem Schritte mit den Rocktaſchen zuſammen klappernd, den kahlen Hang hinab. Das Wirthshaus war trefflich, ganz altväteriſch, reinlich, höchſt gemüthlich, das Herrenſtübel im Erdgeſchoß mit dem vorſpringenden Erker braun getäfelt, voller Stimmung, kühl und ſtill: der Wein erwies ſich der Rühmung voll würdig. Alsbald kam auch der herbeigerufene Herr Direktor, ein ſehr angenehmer kenntnißreicher Mann: er ſetzte ſich zu uns in den Erker, auf deſſen Fenſterſims Freund Scheffel alle die alamanniſchen Streitäxte ſäuberlich neben einander „aufgeflayet“ hatte, wie man in Oſtpreußen ſagt. Lieblich wehte der kühlende Wind zu dem offenen Fenſter herein. Scheffel entwickelte nun vor dem Sachkundigen ſeine Anſicht und meine Zweifel und forderte ihn zur Entſcheidung auf. Der Mann

beſah die Steine und in einem lieblichen Schmunzeln ſchob er ſie alle miteinander mit einer Armbewegung über das Fenſterſims hinaus, daß die mühſam herunter getragenen luſtig patſchend auf das Straßenpflaſter kollerten und lachte: „Herr Doctor, von dene Stoi' rede's nur koi' Wörtle mehr und zahle ſe dem andre Herr en Schoppe.“ Und ſo geſchah's; ſehr viel ward bei dieſem Schoppen gelacht, am meiſten von Scheffel ſelbſt. Und noch gar oft ward er ſpäter in Karlsruhe und in der Seehalde zu Radolfzell von mir mit den Streitäxten von Laufen geneckt, was er ſtets mit vielem Humor ertrug.

XXX.

Schon etwas früher hatte ich Anlaß gefunden, ihm vom deutſchen Privatrecht her behilflich zu ſein. Er war ein eifriger „Kämpfer um's Recht“. Der angeborne echt alamanniſche ſtarkmüthige Eigenſinn war ſehr begreiflicherweiſe dadurch geſteigert worden, daß er von ſeinem Ekkehard in Folge eines unvorſichtig abgefaßten Verlagsvertrages und der ſpäteren Zahlungsunfähigkeit des Verlegers ſehr lange Zeit einen höchſt geringen Ertrag gewann, obwohl das Buch ſo gewaltigen Abſatz fand (freilich zunächſt nur in Süddeutſchland: die ſehr deutlich wahrnehmbare Geſchmacks-Scheide, welche die Höhe des Thüringer Waldes bildet, hat er erſt nach längerer Zeit überſtiegen). Er führte mit einem Berliner Verleger, welchem bei dem Concurs des urſprünglichen Ekkehard-Verlegers vom Gericht das

Verlagsrecht am Ekkehard als datio in solutum zugesprochen worden war, lange Rechtsstreite, in welchen er Rechtsgutachten von mir erbat: — er wußte, daß ich über Urheberrecht geschrieben hatte. In dem Einen Punkt konnte ich ihm Recht geben, daß nämlich dieser Verleger nicht das Recht gehabt hatte, eine Ausgabe mit Fortlassung der Anmerkungen zu veranstalten: in dieser Frage erstritt denn auch Scheffel ein obsiegend Urtheil. Dagegen konnte ich ihm nach Lage der nun einmal geltenden Gesetzgebung leider nicht Recht geben in der Hauptsache: er bestritt, daß ein Verlags- wie ein anderes Vermögensrecht des Gemeinschuldners einem Gläubiger desselben in dem Concurse durch Richterspruch an Zahlungsstatt zugesprochen werden könne. Dies kann allerdings geschehen, obwohl es richtig ist, daß für den Urheber die Eigenart des Verlegers, der Firma, bei Abschluß des Verlagsvertrages keineswegs gleichgiltig ist; damit drang er denn auch selbstverständlich nicht durch. Auch später noch habe ich ihm wenigstens mündlich Rechtsgutachten

zu ertheilen gehabt in seinen Streitigkeiten mit den Fischern der Reichenau bei Radolfzell, welche bei Hochwasser des Sees auf seinen Wiesen mit ihren Kähnen und Netzen hantirten, bis der streitbare Sänger zur Waffe griff; ich konnte ihm auch nicht überall Recht geben in diesen Dingen, bei welchen übrigens hin und wieder uralte alamannische Rechts- und Spruchformen zur Erklärung kamen: es handelte sich um Auslegung sehr alter Privilegien und Gerechtsame der See-Fischer daselbst.

Als ich ihm im Jahre 1870 mein Gedicht die „Schlacht von Sedan" schickte — ich habe sie mitgemacht — hatte er große Freude daran: er schrieb mir: „man merkt überall den Staub des Schlachtfeldes: an den Ferſen und an den Verſen": auch das »Macte senex Imperator« gefiel ihm sehr: — hatte ich doch meine mittelalterlich-lateinische Dichtung außer an den alten Vaganten und an den carmina Burana besonders an seinen wunderschönen lateinischen Liedern in der Frau Aventiure geschult. Nach Königsberg

berufen (1872) gab ich nach dem „Kampf um Rom“, über deſſen Erfolg er ſich wahrhaft rührend freute — Er war keine „Neid-Skalde!“ —, das kleine Epos „die Amalungen“ heraus, welche ich ſchon im Jahre 1858 geſchrieben und ihm zugeeignet hatte. Nun ergab ſich ein ſehr heiterer Briefwechſel. Ich wollte ſchon lange gern Geibel, dem ich ſo viel Schulung verdanke, eine Dichtung zueignen; dafür waren die Amalungen viel mehr geeignet, als andere Sachen von mir, weil die Philoſophie (oder heidniſche Theologie!) jener kleinen Erzählung noch am eheſten der Geibel'ſchen theiſtiſchen Anſchauung entſprach. Es ward nun in ſehr luſtiger Weiſe Scheffel der Amalungen „enteignet“, ſie wurden Geibel „zugeeignet“ und Scheffel erhielt als „Expropriationspreis“ die „Statskunſt der Frauen“ zugeeignet, wobei er ein „glänzendes Geſchäft“ gemacht zu haben behauptete.

XXXI.

Damals 1876/77 hatte ich aber neben dieſen Scherzen in einer ſehr ernſten Scheffel'ſchen Sache einzuſchreiten, in welcher ſich die ganze Häßlichkeit unſeres deutſchen „Schriftſtellerweſens“ — Gott erbarm ſich darüber! — gegen Scheffel heraus gekehrt hatte.

Im Jahre 1876 hatte all Deutſchland den fünfzigjährigen Geburtstag ſeines Lieblingsdichters — denn keiner iſt ſeit Schiller und Goethe bei lebendem Leib ſo ſehr der Liebling ſeines Volkes geworden wie Scheffel — in einmüthigſter Bewegung ſo ſchön, ſo begeiſtert gefeiert, daß es eine wahre Freude war.

Leider ärgerte ſich hierüber maßlos — „ſchlagrührend“, ſagt man in Königsberg — ein Mann, der in ſeiner zügelloſen Subjectivität wohl ſchon

lange bis an die Gränzen der Seelenkrankheit gelangt war. Ich beeile mich, dieſe mildeſte Beurtheilung voraus zu ſchicken. Denn obwohl der Unglückliche nach meiner Meinung als Dichter ſtark überſchätzt wurde und obgleich mir ſeine Perſönlichkeit nicht ſehr angenehm war (I. S. 255), ſo muß ich doch ſagen, daß eines ſeiner Werke — aber auch nur das Eine — ſehr hohen Werth hat und ſtehen bleiben wird: das Werk iſt „Zopf und Schwert“, und der Mann iſt Gutzkow.

Ich wiederhole: ich will annehmen, er war ſchon lange geſtört und die Bitterkeit, — ich ſuche nach dem maßvollſten Ausdrucke, — mit welcher er Alle, die Erfolge errangen, während er mehr in den Hintergrund trat, beurtheilte, war ihm wohl nicht mehr als ſittliche Verſchuldung anzurechnen. So argumentirte ich auch Scheffel gegenüber, um dieſen von gewiſſen alleräußerſten Schritten abzuhalten, als Gutzkow ſich über dieſe Scheffel'ſche Geburtstagsfeier und über die dabei gedruckte Lyrik in einer deutſchen

Zeitſchrift (unbegreiflichermaßen ließ ein Herausgeber das durchgehen. Wahrſcheinlich hatte er den Beitrag, weil von Gutzkow, ohne ihn zu leſen, in den Druck gegeben) in Ausdrücken erging, welche ich nicht wiederhole. Sie ſind — auf das Gelindeſte, Allergelindeſte, geſagt — empörend und nur bei einem Kranken kann ſo viel Verblendung vorkommen. Scheffel war — und zwar mit beſtem Recht — wüthend. Er ſchrieb mir ſofort. Er forderte Gutzkow auf Piſtolen — es iſt freilich zweifelhaft, ob der Geforderte die Forderung jemals erhielt! — und da dieſer, was man voraus ſagen konnte, ſich auf gar nichts einließ, wollte er zuerſt gegen Gutzkow in anderer Weiſe vorgehen, dann den Herausgeber fordern — aber noch eine ganze Reihe anderer Leute auch! — und verlangte von mir — der ich auch gelegentlich in jene Zeitſchrift ſchrieb), ich ſolle dieſe Forderungen ins Werk ſetzen!!! Viele Briefe („ſchmerzlich viele", ſagt man in Königsberg) mußte ich damals ſchreiben, bis es mir endlich gelang, Scheffel zu bewegen, Gutzkow

als zurechnungsunfähig ganz aus dem Spiele zu laſſen und ſich bei einer Erklärung jenes Herrn Herausgebers, welche ich ihm vorſchrieb, zu beruhigen. Das war ein Stück Arbeit! Aber ſo bereit ich bin, Scheffel's Eigenſinn und alamanniſche Hitze oder Verranntheit in manchen Stücken einzugeſtehen, — jener häßliche Vorfall war dazu angethan, den Geduldigſten in Entrüſtung zu jagen.

Ueberhaupt ſind ſogar dieſem Herzen von Gold abſcheuliche Erfahrungen im Gebiet der Erbärmlichkeiten unſerer literariſchen und Preß- und „Kritik"-Zuſtände nicht erſpart geblieben: und nicht immer hat er ſie mit ſolchem Humor abzuſchütteln vermocht, wie einmal gegenüber einem ſolchen ..... Herrn, gegen den die Drohung kämpflichen Anreitens mit der Piſtole wohl nur im Scherz gemeint, aber von wirkſamſtem Erfolg begleitet war. Schwärzeſter Undank von „Talenten", die er durch Geld und durch Rath unterſtützt hatte, hat ihn heimgeſucht. — Neid und Undank ſind leider recht häufig begegnende Tugenden der Deutſchen.

Geradezu niederträchtig war die bewußte Verläumdung, welche ein von ihm mit Wohlthaten Ueberhäufter verbrach; er ſchrieb, Scheffel ſei ſeit ſeiner Adelung Hofſchranze und ſpeichelleckeriſcher Fürſten-Schmeichler geworden: habe er doch drucken laſſen bei der Jubelfeier ſeines Großherzogs, im ganzen Lande Baden fließe keine Thräne, walte nicht Schmerz noch Noth. — Mit ſtummem Ingrimm zeigte mir Scheffel das in dem Treppengang ſeines Hauſes aufgehängte Feſtgedicht und ſagte nur: „da ſteht dabei gedruckt: ‚das war ſein Ideal‘ und jene Worte ſtehen in Gänſefüßchen: beides hat der Verläumder ſehen müſſen und hats verſchwiegen!“

Allein ſchließlich überwand ſein herrlich Gemüth, ſein edles, warmes Herz, ſein reich gebildeter Geiſt dies wie Anderes in ſeinem Leben. Und wann er Freunden, ohne jede Spur von Eitelkeit, in dem alten Haus an der Stephanienſtraße in Karlsruhe die in dem Sale ſorglich aufbewahrten Geburtstags-Spenden jeder Art — viele tauſend! — vom ſchwerſten Schmuckgeräth

aus Edelmetall bis zum Blumenſtrauß oder einem Schülerverslein vorwies, im vollberechtigten Gefühl, der Liebling ſeines Volkes zu ſein, oder wann er, neben ſeinem ſtattlichen Sohn hinſchreitend, ſeinen Gäſten die Seehalde zeigte gegenüber dem Hohentwiel, wann er dann, ein unvergleichlich anmuthvoller Wirth, ſeine Gäſte bald mit ſinnigem Ernſt, bald mit köſtlichem Scherz unterhielt, dann fühlte man doch, — er war glücklich, trotz Allem! —

Dort, in der Seehalde, habe ich ihn von meinem regelmäßigen Zufluchtort Friedrichshafen aus in den letzten zwölf Jahren gar oft beſucht —, das ſind die letzten Eindrücke und Bilder, die ich von ihm habe: ſie ſind durchaus harmoniſch und mir unausſprechlich theuer. Es war ſo friedlich-heiter dort. Auch mit meiner Frau ſchloß er eine wackere Freundſchaft und der Jungherr und meine Frau entdeckten eine, durch die Laßberg'ſche Familie vermittelte, heraldiſch etwas zweifelhafte Verwandtſchaft nach der Mutterſeite hin, über welche wir Alten ſie viel neckten.

Nun wäre noch gar mancher Scherz von jenen Besuchen zu erzählen: so wie einmal der Jungherr den für unser Mahl bestimmten Hasen anschoß und in Ermanglung eines Jagdhundes in einen verlassenen Fuchsbau scheuchte, aus welchem Lampe dann, wie sonst Reinecke, „ausgekesselt" werden mußte. Oder von dem schwäbischen Schulmeister, der im feinsten Hotel zu Genf unter strahlendem Gaslicht verlangte, daß man ihm „naufzünde". Und solches mehr.

Aber genug: mir kommen statt der Scherze die Thränen!

Ich schickte ihm zu seinem 60. Geburtstag folgende Verse:

Mein theurer Freund! Nun wirst Du sechzig Jahre,
Und dreißig werden's, daß wir Freunde sind,
Ein Menschenalter voll von Lieb' und Treue,
Von keinem leisen Mißklang je gestört.

Um uns're Schläfe wogte braun Gelock,
Da wir zuerst im Haus des alten Thiersch

In München uns geſeh'n und bald empfunden,
Daß innerlichſt zuſammen wir gehören.

Es hatte juſt der Ekkehard, der ſtille,
Selbſt des Trompeters helle Ruhmfanfaren
Laut übertönt: Du aber ſannſt bereits
Auf and're Weiſen von noch höh'rem Ton:
„Die alte Freundin geiſtert auf den Straßen!“
Frau Aventiure lockte Dich davon
In Einſamkeit des Bergwalds und des Winters
Und dort erwuchſen jene Lieder, denen
In deutſcher Sprache keine ſich vergleichen. —

Welch bunte Wechſel ſahn die dreißig Jahre!
„Modern“ ward Mancher raſch, vergeſſen raſcher
Und in der deutſchen Dichtung hat der Wind
Des Taggeſchmacks unzählbar oft gewechſelt.
Du bliebſt Dir gleich: — und gleich auch blieb ich mir,
So ſind wir immer Hand in Hand geſtanden.
Mag den modernſten Schmutz man von Paris,
Mag den Berlins man als „das Schöne“ preiſen
Und als der Dichtung Zweck, das Ekelhafte
Zu conterfein, „zu löſen die Probleme
Der Gegenwart“, — (mit Verſen und Romanen!)
Mag Volk und Stat man aus der Dichtung bannen,
Langweilig unſ're Heldenvorzeit ſchelten,
Nur Liebesgirren als der Dichtung Stoff

Zulaſſen in Boudoir und Thee-Salon: —
Uns kümmerts nicht! — Fernab vom Lärm des Tages,
Von der Reclame Narrenſchell'ngeraſſel,
Steh'n wir, getreu den Jugendidealen,
Das Schöne bildend um der Schönheit willen,
Aus grauer Vorzeit bis zur Gegenwart
Die Wandlungen und minder nicht die Stäte
Von unſ'res Volkes Eigenart erkundend,
Des neuen Reichs uns freuend, deſſen Werth
Die freilich nicht verſtehen, die es nicht
Gleich uns entbehrt, erſehnt und miterkämpft.
Weil wir der Jugend treu geblieben ſind,
Blieb uns die Jugend treu. Drum Gaudeamus!

Glück auf zu Deinen Sechzigen, mein Victor,
Im Jubeljahr von Deinem Heidelberg —
Ein Sieger, — ſchauſt Du rückwärts auf Dein Leben!

Obwohl ſchon ſchwer leidend, ſchrieb er mir mit zitternder Hand — wie ſchön war ſeine Handſchrift geweſen! — noch ein par Worte des Dankes.

Ich hatte mir vorgenommen, das Feſt mitzumachen, ihn dort zu treffen. Jetzt nach Heidelberg gehen — es war mir unmöglich: ich würde überall nur ihn geſucht, ich würde Alles wie durch einen

Trauerflor geſehen haben. Denn ich hab' ihn geliebt dieſen Victor Scheffel, dreißig Jahre lang, wie keinen andern Dichter und wie nur noch drei oder vier Menſchen außer ihm! —

XXXII.

Wir haben aber nun noch die äußeren Schickſale meiner erſten Dichtungen nachholend zu vermelden. Den Verlag der kleinen Erzählung übernahm freundlich und gütig Vetter Adolf Herbig in Berlin (II. S. 365): ja, er zahlte mir ſogar Honorar. Das erſte durch die Feder verdiente Geld! Es freute mich gewaltig: wie viele Bücher konnte ich bei Herrn Chriſtian Kaiſer für dieſe hundert Thaler kaufen! Die Auflage (1855) betrug 1000 Exemplare: ſie iſt noch immer — alſo in 37 Jahren! — nicht vergriffen, obwohl die Beurtheilung des Gedichts ausnahmslos günſtig ausfiel: (— Moritz Carrière, der Wohlwollende, ſchrieb gleich nach dem Erſcheinen in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung eine freundliche Anzeige, was mir der höchſte Gipfel jemals von mir zu

erreichenden Dichterruhmes däuchte —) und obwohl ſpäter, wenigſtens ſeit dem Erſcheinen von „König Roderich“ (1874) und „Kampf um Rom“ (1876), mein Name bekannter geworden iſt. Aber die Deutſchen widerſtehen der Verſuchung, Verſe zu kaufen, mit bärenhafter Tapferkeit; noch eher entſchließen ſie ſich, einen Roman aus der Mieth-Bibliothek zu ermiethen [1]. Später (1886) erſchien dann eine illuſtrirte

[1]) Dieſe alte Klage deutſcher Schriftſteller — in drolligem Zorne brachte ſie Freund Steub immer wieder vor — habe ich in folgende Verſe gefaßt, welche Leipziger Buchhändlern ſo ſchön — und namentlich wohl ſo wahr! — ſchienen, daß ſie dieſelben gar zierlich drucken und, fein ausgeſtattet, unter Glas und Rahmen mir zuſtellen ließen: die Inſchrift ſchmückt die Wand meiner Bücherei.

Chorus der Buchhändler.

„Bücher ſchreiben iſt leicht: es verlangt nur Feder und Tinte,
Und das geduld'ge Papier. — Bücher zu drucken iſt ſchon
Schwer, weil meiſt das „Genie“ ſich erfreut unleslicher Handſchrift.
Bücher zu leſen iſt noch ſchwerer —— von wegen des Schlafs!—
Aber das ſchwierigſte Werk, das ein ſterblicher Mann bei den
Deutſchen
Auszuführen vermag, iſt: zu verkaufen ein Buch!
Denn es kauft ſie nicht gern, das unſträfliche Volk der Germanen!
Nein, ſie miethen ſie, was höflicher „leihen“ man nennt

Ausgabe mit Bildern von Gehrts in Düſſeldorf bei Tietze in Leipzig: ich beſorge, der Verleger hatte auch bei dieſem Wagniß mehr Muth als Erfolg. — Auf Wunſch des vortrefflichen Componiſten Profeſſor Dr. Lorenz in Stettin geſtaltete ich aus der Erzählung einen Operntext (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1880): die Muſik gefiel nicht nur mir, auch einem großen Kreiſe von Hörern bei einer Probe-Aufführung zu Stettin (mit gemiſchtem Chor und Orcheſter) ganz ausnehmend: aber nirgend wurde die Oper angenommen. Die Hofbühne zu Berlin — jedoch nicht der mir ſehr wohlwollende Herr von Hülſen — ließ den Text durch einen Berliner „Sachverſtändigen" prüfen: dieſer verwarf meine Dichtung, weil darin

---

O Leihbibliothek, wo, vergleichbar den Droſchken am Haltplatz,
Schmierig vom vielen Gebrauch, gelb vom verſpritzten Kaffee,
Schiller und Goethe ſtehn und des Miethers, des gütigen, harren,
Welcher am Dichter erſpart, was er verraucht und vertrinkt!"

Steub pflegte zu klagen, daß je Ein Exemplar die ganze Ludwig- und die ganze Maximilianſtraße in München verſorge und ſchrieb in die von ihm verſchenkten Exemplare: „auszuleihen nur an ganz bedürftige Verwandte!"

das Wort „Kreuz-Altar“ vorkommt, d. h. Altar des Kreuzes. —

Durch die freundliche Aufnahme der Erzählung ermuthigt, ging ich nun daran, die lyriſchen Gedichte, wie ſie ſeit meinem 14. Jahr allmälig entſtanden waren, zu ſammeln, zu ſichten und für den Druck auszuwählen, wobei mir Rückert in gütevollſter Weiſe behilflich war. — So brachte ich ein Bändchen zuſammen mit den Gruppen: „Balladen und Romanzen“, „Lyriſches“, „Didaktiſches“. Vetter Herbig übernahm (1857) opferwillig abermals den Verlag. Erfolg: ganz wie im erſten Falle: günſtige Beurtheilung, aber kein Abſatz. Erſt im Jahre 1891 ward das letzte der tauſend Exemplare verkauft und ein neues Tauſend gedruckt, das nun wohl wieder 34 Jahre vorhalten, alſo erſt im Jahre 1925 erſchöpft ſein wird.

Der Inhalt der Sammlung ſpiegelt den Inhalt meiner Lieblingsforſchungen ab: germaniſche, deutſche, engliſche Geſchichte und Sage in den Balladen, Philoſophiſches in dem Lehrhaften. Von der Lyrik war

wohl das Beſte der Liederkreis: „Schlichte Weiſen“, nach den im Anzeiger des germaniſchen Muſeums zuſammengeſtellten Anfangsworten alter deutſcher Volkslieder gedichtet, deren Verlauf über jene par Worte hinaus mir unbekannt war; von dieſen „ſchlichten Weiſen“ ſind viele in Muſik geſetzt worden von Max Zenger, Rheinberger, Giehrl, Freiherrn von Hornſtein und Anderen. Die fehlerfreie Form, von Rückert warm gelobt, fand ſich ſchon in den allerfrüheſten Gedichten, Dank der Schulung durch Rückert, ſpäter von Platen und Geibel: ich konnte ſie im vorigen Jahr ohne Nachfeilung abdrucken laſſen. Die Sammlung kommt mir jetzt gar jugendlich vor: es fehlt an Blut, an Sinnlichkeit, an Leidenſchaft: die Sachen erſcheinen mir im Vergleich mit den drei ſpäteren Sammlungen von 1873 (II. Sammlung), 1878 (III. Sammlung: „Balladen und Lieder“ und 1892 (IV. Sammlung) wie mit Waſſerfarben gemalt gegenüber Oelbildern. Doch eignet ihnen — (ſo will mir ſcheinen) — in ihrer Reinheit und Zartheit mit

den Schranken auch der Reiz, das „Thaufriſche“ des Jugendlichen.

„Harald und Theano“ und die „Gedichte“ wurden nun meine Einführungsbriefe bei den Dichtern Münchens, die ich faſt Alle in dieſen Jahren (1855—1863) im Hauſe meines Vaters kennen lernte —: als Glied des Leſe-Ausſchuſſes (der zur Aufführung eingereichten Dramen [II. S. 137]) als Regiſſeur, als Träger der Heldenrollen und wahrlich nicht am wenigſten als einſichtvoller und wohlwollender Berather, als ein in allen Stücken prächtiger Mann war er von den Herren gar eifrig geſucht.

XXXIII.

Die damaligen Dichter und Schriftſteller zu München gliederten ſich in drei Gruppen: die „Berufenen“ oder die „Fremden“, die dieſen wohlwollend nahe ſtehenden Eingeborenen und die ihnen bitter feindlichen Ultramontanen oder Ultra-Bajuvaren.

König Max II. hatte, eigener innerer Neigung folgend und im Unterſchied von ſeinem Vater, der für Pflege der bildenden Kunſt in Baiern Unerreichbares geleiſtet, beſchloſſen, der Dichtung und der Wiſſenſchaft ſeine beſondere Fürſorge zuzuwenden.

Wie dringend die Hochſchule München in gar manchen Fächern einer Verjüngung, einer Vermehrung der Lehrkräfte bedurfte, — wir haben es früher angedeutet. Daß man nicht all' dieſe Kräfte plötzlich aus bajuvariſchem Urboden hervorſtampfen

konnte, alſo auch auf Berufungen angewieſen war, ſprang in die Augen. Ja, die Heranziehung von Nord- und von Mittel-Deutſchen, von Proteſtanten, mußte als ſolche günſtig wirken. Es war alſo eine recht unerfreuliche Erſcheinung, daß dieſe Berufungen von vielen Seiten grundſätzlich angefeindet wurden: — wie ſchon früher die Berufungen von Thierſch und Anderen. Brodneid, Mißgunſt, Vorurtheil, Selbſtüberſchätzung, dumpfe Verranntheit und Roheit wirkten hier auf das Häßlichſte zuſammen mit anderen Gründen ſolcher Befeindung: mit dem ultramontanen Haß gegen die proteſtantiſche Bildung und mit dem particulariſtiſchen Haß der äußerſten Blauweißen wider das Preußenthum der meiſten Berufenen. Es würde dieſe Blätter entſtellen, ſollten die Unfläthigkeiten erzählt werden, welche damals aus jenen unſauberen Schichten gegen die Berufenen nicht ſelten geſchleudert wurden.

Nachdem die Verwerfung dieſer Abſcheulichkeiten auf das Schärfſte ausgeſprochen iſt, erheiſcht die Ge-

rechtigkeit hervorzuheben, daß auch bei den Berufungen und von den Berufenen ſehr vielfach gefehlt wurde.

Neben ausgezeichneten Männern, wie Windſcheid, Sybel, Liebig, Jolly, Pfeuffer, Biſchoff, Siebold, Nägeli, Geibel, Heyſe, Bodenſtedt, Carrière, wurden auch Leute „gewonnen“, deren Wahl ſachliche Gründe unmöglich haben konnte, unbedeutende und manchmal recht unerfreuliche Herren, die wiſſenſchaftlich die Mittelmäßigkeit auch nicht von Fern erreichten. Es mußte erbittern, ſolche — Weſen verdienten, ungleich tüchtigeren Baiern vorgezogen zu ſehen: z. B. hätte der Baier Ludwig von Rockinger ſchon ſehr, ſehr viele Jahre früher in dem baieriſchen Reichsarchiv die Stelle einnehmen müſſen, welche Herr von Löher erhielt, nämlich die oberſte. (S. oben S. 112.) Rockinger iſt nach Sickel in Wien leicht der hervorragendſte deutſche Urkundenkenner. Herr von Löher, . . . nun, ich will nur ſagen: konnte ſich hierin nicht im Entfernteſten mit ihm vergleichen.

Und ähnliche arge Mißgriffe bei den Berufungen und bei der Verwendung der Berufenen geschahen nicht selten. Es wäre recht, recht viel davon zu erzählen. Selbstverständlich geben solche Dinge den Gegnern scharfe Waffen in die Hände.

Auch die Hochschule ward dadurch hart getroffen, daß einzelne der vom König, ohne jede Befragung der Facultäten zu „Professoren" gemachten Herren zwar im Anfang ihr Gehalt aus der Kabinetscasse bezogen, später aber der Hochschule nicht nur als Zierde und Geschenk, sondern auch zur Bezahlung überwiesen wurden.

Männer wie Geibel und Bodenstedt waren gewiß nicht Universitätsprofessoren nach des lieben Gottes Vor-Absicht und inter pocula gestanden sie das lächelnd selbst.

Allein, auch abgesehen von solchen Fehlern, die Berufenen — viele waren berufen, wenige auserwählt! — oder vielmehr Manche von ihnen waren selbst durchaus nicht frei von Schuld an der häßlichen Gestaltung

der Dinge. Mildernde Umſtände müſſen ihnen freilich zugebilligt werden: ſie wurden durch die maßloſen Gemeinheiten der Ultra's gereizt: aber ſie — d. h. immer nur Einzelne ſind gemeint — vergalten nun, ihren Einfluß bei'm König rückſichtlos gebrauchend, mit einer Schärfe ätzender Lauge der Verachtung alles Baieriſchen überhaupt, mit einer „Hybris", welcher die „Nemeſis" nicht ausblieb.

Die treibende Kraft in jener Partei war Herr von Dönniges, dem es wahrlich an, nun — ſagen wir: Schärfe und Rührigkeit nicht gebrach; in Aeſthetiſchen, in Theaterdingen und in der Geſellſchaft ließ Herr von Dingelſtedt ſeinen beißenden und übermüthigen Einfällen herzlich wenig gezügelten Lauf: er zügelte ſich überhaupt nicht: prügelte er doch in dem unter ſeiner Hausgewalt ſtehenden königlichen Theatergebäude einen verwachſenen und wehrloſen Literaten höchſt eigenſtöckig durch, der allerdings des Intendanten Gattin frech beleidigt hatte. (Siehe über Dingelſtedt [der aber niemals „ausgepfiffen" werden

ſollte, wie er ſchrieb] unten.) Und Heinrich von Sybel war nun auch nicht gerade der Mann, der die linke Wange darbot, war ihm die rechte unſanft berührt! Allein dieſer Hecht im Teiche zum Theil recht moſiger Karpfen wirkte wohlthätig: daß die Bemoſten beſondere Freude an ſeinen raſchen Bewegungen und ſcharfen Biſſen haben ſollten, war nicht zu verlangen.

Aber ihm, der ſo Erhebliches, zumal in ſeinen Vorleſungen Glänzendes, leiſtete, konnte auch die unabläſſige Streitfertigkeit nicht verübelt werden: ich bin, obzwar ich die Verwegenheit hatte, der Anfänger, der Privatdocent, dem in dem Cultusminiſterium damals Allmächtigen auf das Allerſchärfſte in der Lehre vom germaniſchen Königthum entgegen zu treten, perſönlich immer vortrefflich mit meinem „größten Feind" ausgekommen: ſein Verdienſt um Prantl (II. S. 582) wiegt gar ſchwer bei mir. Und wie tapfer und ehrenhaft war es, daß er zuletzt, von den Gegnern gedrängt, Farbe zu bekennen, dem König unverholen ſchrieb, ja, er halte die preußiſche Vorherrſchaft über

Deutſchland für die einzige mögliche Zukunft! Bald darauf ging er nach Bonn! —

Nur die Ueberhebung derer, die nichts leiſteten als eben Ueberhebung, war das Erbitternde, Vergiftende. Einer der Herren fragte mich, nachdem die erſten beiden Bände meiner „Könige der Germanen“ erſchienen waren und auch bei meinem Gegner Heinrich von Sybel vollſte Anerkennung gefunden hatten, ganz erſtaunt: „Und Sie ſind Baier?“

„Ja, gewiß.“

„Hätt's nicht geglaubt.“

„Warum nicht?“

„Das iſt ja eine ganz tüchtige Arbeit.“

„Dieſe Bemerkung zeigt,“ erwiderte ich, „Herr Profeſſor, daß Sie den Stamm nicht kennen, von deſſen Geld Sie leben.“

Ein hübſches Zwiegeſpräch zwiſchen Profeſſor und Privatdocent! —

Dieſe verletzende Ueberhebung — dieſe ὕβρις — vieler der Herren Preußen machte nun am aller-

ſchwerſten das Leben uns, d. h. der dritten Gruppe, denjenigen „Eingeborenen“, welche die Neigung zu Preußen, zu norddeutſcher Bildung, zum Proteſtantismus, der Widerwille gegen Ultramontane und Particulariſten, die Erkenntniß der Erſprießlichkeit der Berufungen zu freundlichſtem Verhalten zu den „Fremden“ drängte: wir erhielten — wie alle Mittelparteien — die Stöße von beiden Seiten: die Ultra's behandelten uns als abtrünnige Verräther am Baiernthum, als Preußen-ſchmeichleriſche Streber, und die Berufenen verlangten eine mehr unbedingte Heeresfolge als wir leiſten konnten, bei den mancherlei uns auch in dieſem Lager unerfreulichen Dingen.

Am ungünſtigſten wirkte, daß neben den zweifellos bedeutenden älteren Herren und unter deren ſchützenden Fittigen allerlei jüngere Herrlein als Schüler, Anhänger, Aſſiſtenten und dergleichen ſich auf dem, unter dem Schutz ihrer Schirmherren, guten Nährboden der Iſar einfanden, den gleichalterigen und wahrlich nicht verdienſtloſeren oder unbegabteren „Einge-

borenen“ mancherlei Vergünſtigung wegſchnappten und deſto vorlauter und überhebender auftraten, je weniger ſie leiſteten: dieſe enfants terribles plauderten dann wohl auch aus der Schule, verbreiteten, unvorſichtig und meiſt mit Uebertreibung, geringſchätzige Aeußerungen ihrer Schutzvögte und ſchadeten ſo viel mehr als jene Männer, deren berechtigtem und herausgefordertem Selbſtgefühl man Vieles zu Gute hielt.

XXXIV.

Nenne mir nun, Muſe, die Namen der Helden in dieſen drei Heerſcharen!

Das wird der „Muſe“ für die „Schwarzen“ und „Blauweißen“ ſchwer fallen: denn die meiſten Schmähungen aus dieſen Streithaufen geſchahen unter der Tarnkappe der Namenloſigkeit hervor. Selbſtverſtändlich waren gewaltige Rufer in dieſem Streit die ultramontanen Blätter „Volksbote“ und das „Baieriſche Vaterland“. Leider ließ ſich auch zu ſcharfer Feindſchaft verſtimmen der reich begabte Martin Schleich, Verfaſſer recht wirkſamer Luſtſpiele und Herausgeber des Witzblattes „Münchener Punſch“, deſſen ſpitze Pfeile oft empfindlich trafen [1]). Er hat ſeinen verrannten

[1]) Harmlos — verhältnißmäßig! — war ſeine Strophe:

„Hütet euch, ihr Geibel, Heyſe,
Die der Wind be-Liebig dreht:

Preußenhaß ſpäter ſchön geſühnt: er war Einer der wenigen muthigen Männer in der baieriſchen Kammer der Abgeordneten, die, nach 1866 unter dem Zeichen jenes Haſſes gewählt, in jenen entſcheidungsreichen Julitagen von 1870 gleichwohl für die Betheiligung Baierns an dem Kriege ſtimmten: maßlos ward er dafür angefeindet. —

Eine ſehr feindliche Stellung gegen die Bevorzugten nahm auch ein Auguſt Becker, der Verfaſſer von „Jung Friedel der Spielmann", der ſpäter (in Eiſenach) manch recht lebenswahre gute Erzählung geſchrieben hat. Nach Veröffentlichung eines

---

Hofgunſt iſt ein ſchwankes Dingel —,
Das auf glattem Boden—ſteht."

Anfänglich, bis er ſich vom König und den Berufenen zurückgeſetzt glaubte, hatte Schleich die maßloſe Abſperrung der Münchener gegen die Berufenen ſelbſt ergetzlich verſpottet; ſo, wenn er in einem ſeiner Luſtſpiele einen Münchener Philiſter ganz wüthend gegen einen Wettbewerber brüllen ließ: „Schmeißt' ſen naus. Es is a Fremder!"

„Woher is er?" frägt ein Wohlwollender.

„Aus der Au!" donnert der Münchener. (Die Au iſt die Vorſtadt Münchens auf dem rechten Iſar-Ufer.)

Romans „Verfehmt", der manche Leute ſcharf angriff, verließ er München.

Oskar von Redwitz ſtand nicht gerade feindlich, aber kühl zur Seite: der Dichter der „Amaranth" war damals noch nicht, wie ſpäter, über einen ſtark betonten Katholicismus hinaus geſchritten; ähnlich der wackere, ebenfalls eifrig katholiſche Franz Trautmann, deſſen Schilderungen des Alt-Münchener Lebens (XVII. und XVIII. Jahrhundert) viel Anziehendes und Heiteres enthielten.

Zur Seite ſtand auch Hermann (von) Schmidt, ſchon als Jüngling ein Freund meines Vaters, der früher ſich mit wechſelnden Erfolgen als Dramatiker verſucht, damals aber ſeine erſten baieriſchen Dorfgeſchichten veröffentlicht hatte, die (das „Schwaberl" zumal) in der That werthvoll, ja, hervorragend waren, bis ſpäter die Viel-Schreiberei bei der doch unvermeidlichen Eintönigkeit der treibenden Beweggründe und der in dem engen Rahmen des bäuerlichen Lebens allein möglichen Widerſtreite zu Wiederholungen oder zu recht

unwahren Empfindungsſeligkeiten führten; verdienſtlich ſind manche — nicht alle! — Dramatiſirungen ſeiner Erzählungen für die ſo unſchätzbare Münchener Volksbühne[1]); er war, ſo lang ich in München lebte (bis 1863), meines Erinnerns nur einmal als Gaſt bei den „Krokodilen“.

---

[1]) Vgl. über dieſe meine Gedichte IV. Sammlung, Leipzig 1892 (Breitkopf und Härtel). S. 236.

XXXV.

Wer aber nun waren dieſe viel beſprochenen Ungethüme?

Es waren jene Dichter und Schriftſteller, welche damals meiſt aus Nicht-Baiern und Norddeutſchen, aber auch aus einigen Baiern und anderen Süddeutſchen, Geibel um ſich geſchart hatte: der Name, der mir nie recht geiſtvoll gewählt vorkam, war daraus entſtanden, daß ein willkürlich erſonnener, ſchöntöniger (mit Recht) vermieden und ein „erlebter" angenommen werden ſollte, aus irgend einem Geſchehniß in unſerem Kreiſe. Ein ſolches aber ließ auf ſich warten. Da fiel es einmal bei einer ſolchen Zuſammenkunft Geibel ein, daß er wie Hermann Lingg das Krokodil in Gedichten verherrlicht hatte und dieſes Zuſammentreffen unſerer beiden älteſten Häupter mußte nun ge-

nügen, uns den Namen abzugeben. Ich fand das ein wenig froſtig und gezwungen, wie überhaupt die Art des Humors in unſerem Verband mir am wenigſten behagte: ich war an den ſüddeutſchen Humor und Witz von Scheffel, Steub, Kobell, Schleich, Kaspar Braun, Ille gewöhnt.

Die übrigen Krokodile, nach Geibel, waren nun der von dieſem erſt „entdeckte“ unvergleichliche Hermann Lingg, der geniale Dichter der Völkerwanderung. Es iſt bezeichnend — und tief beſchämend! — für die damaligen literariſchen Zuſtände an der Iſar, daß wirklich erſt ein Mann aus Lübeck kommen mußte, um einem der allererſten deutſchen Lyriker, zumal lyriſchen Epiker, dazu zu verhelfen, gedruckt und gekannt zu werden! Dies Verdienſt iſt Geibel nicht hoch genug anzurechnen. Dann Paul Heyſe, Bodenſtedt-Mirza Schaffy, der immer freundliche[1]). Ferner Moritz Carrière, deſſen milde, wohlwollende Art ſich redlich

[1]) Während ich dies ſchreibe, 19. April 1892, trifft die Nachricht von ſeinem Ableben ein.

bemühte, etwa im Bunde mit ſeinem Freunde Melchior Meyer, die Schroffheit des Gegenſatzes zu den Eingeborenen zu mildern, auch Zwiſte, die unter den Krokodilen ſelbſt nicht eben ſelten ausbrachen, zu ſchlichten. Ich, der Schüler Prantl's und Viſcher's, ſtand zwar und ſtehe ſeiner Weltanſchauung recht ſchroff gegenüber: ich kann nicht den „Sieg der ſittlichen Weltordnung" in der Geſchichte der Menſchheit finden, jener Geſchichte, in der das ſcheußliche, obzwar großartige Rom faſt ein Jahrtauſend hindurch alle erreichbaren Völker unter die ehernen Füße tritt und knechtet, in welcher Karl der Große friſch, fromm, fröhlich ſeine Sachſenſchlächtereien zum Erfolge führt, in welcher gewiſſe Capitel der Kirchengeſchichte des IV., IX., X., XVI. Jahrhunderts ſpielen, in welcher die Spanier die harmloſen Eingeborenen Amerika's am Spieße braten, in welcher Jahrhunderte lang Ketzer und Hexen verbrannt werden, in welcher — von Chriſtus zu ſchweigen — Sokrates, Arnold von Breſcia, Gallilei, Huß, Johann Servett von Stats- oder Kirchen-wegen als Verbrecher geſtraft

worden. Und ich kann nicht mit Moritz Carrière „ewig den Strom der ewigen Liebe rauschen hören“ auf der Erde, auf welcher in jedem Augenblick Millionen von Menschen und Myriaden von Thieren unverschuldet die fürchterlichsten Schmerzen leiden. — Ich habe mich oft geärgert über diese beneidenswerthe Selbsttäuschung: aber dankbar erkenne ich an, in welch ersprießlicher Weise Moritz Carrière von jeher seine nicht immer leichte Stellung in München im Sinne der Aufklärung, des Fortschritts und der Versöhnung verwerthet hat. Ich hab' ihm sogar verziehen, daß er in jener Besprechung von „Harald und Theano“ von mir verlangte, ich solle Harald am Schlusse von Wotan abfallen und Christ werden lassen! Das hätte er mir später nicht mehr im Ernste zugemuthet.

An Carrière reihe ich den ihm so nahe stehenden Melchior Meyer, diesen prächtigen Schwaben aus dem Ries mit allen guten Eigenschaften und Vorzügen seines Stammes: mit der starken Neigung zu der (ein bischen mystisch angehauchten) Speculation, die

ein wenig mehr pantheiſtiſch als die Lehre Carrière's, aber doch theiſtiſch ſein wollte, mit ſeinem tiefen verhaltenen Gemüth, mit dem trockenen Humor: Gemüth, Humor und liebevollſte Verſenkung in Land und Leute machen ſeine „Geſchichten aus dem Ries" zu wahren Perlen, mit denen ſeine ein wenig hausbacknen Dramen (Agnes Bernauer und Karl der Kühne) ſich ſo wenig vergleichen mochten, wie ſein politiſcher Roman „Vier Deutſche". Der Vortreffliche, es ging ihm ſchlecht oder doch knapp ſein ganzes arbeitreiches Leben hindurch und doch ward er nicht verbittert und nicht neidiſch auf — oft unverdiente — Erfolge gewandterer Wettbewerber. Uns verknüpfte am innigſten der gemeinſame Zug zur Philoſophie[1]).

Der dritte Philoſoph im Bunde war Adolf Zeiſing, der Entdecker des Schönheitgeſetzes vom goldnen Schnitt, wonach im menſchlichen Leib, in

[1]) Ehrenmitglied war der Geibel nahe befreundete, von uns Allen hochverehrte Graf Schack: ich habe ihn aber nie in der Geſellung getroffen.

den griechiſchen Statuen und an anderen Erſcheinungen das unſern Sinnen, zumal, aber nicht nur, dem Auge, auch dem Gehör, Wohlgefälligſte ſei, ein Verhältniß, in welchem der kleinere Theil zum größeren ſich verhalte wie der größere zum Ganzen (alſo z. B. 2:4:8). Dies Geſetz, übrigens ſchon früher angedeutet, wird ja neuerdings ſcharf angefochten. Sein Entdecker verſtand es aber ſinnig zu vertheidigen und durch viele Beiſpiele zu erläutern; er war Einer der Wenigen, die aufgenommen wurden, obgleich ſie Verſe gar nicht oder nur zum Scherze machten, wie Zeiſing in ſolchen mit liebenswürdiger Selbſtironie ſein eigen Geſetz belächelte („und die Verſe mit dem rhythmiſchen Schritt ſind ganz nach dem goldenen Schnitt"); es war belehrſam und anregend, mit dem Klugen zu ſtreiten.

Andere nicht dichtende Krokodile waren von Lützow, der Kunſthiſtoriker, ſpäter Profeſſor in Wien, eine Säule der Fünfziger (oben S. 182), und der Reichs-Freiherr Robert von Hornſtein, ebenfalls ein echter,

höchſt liebenswürdiger Alamanne, der eine hervorragende Gabe beſaß, das für das Einzelne Stück bezeichnendſt Dichteriſche in ſeinen melodiſchen Weiſen darzuſtellen —: (ich, ohne muſikaliſche Bildung, vermag das nicht geſchickter zu ſagen); ſeine Technik ward zuweilen angeſtritten, aber ich muß ſagen: treffender als er hat kein Muſiker, was ich in meinen Balladen und Romanzen dichteriſch zum Ausdruck bringen wollte, muſikaliſch zum Ausdruck gebracht: ſo in ſeinen Compoſitionen meiner Gedichte: Geſang der Legionen, Teja's Todesgeſang, Klagelied der Mauren von Granada, Lied des Kreuzfahrers, Lied Robin Hoods, Romanze von Richard Löwenherz und anderer mehr.

Eingeführt war Hornſtein worden durch ſeinen Stammesgenoſſen Wilhelm Hertz, der mir unter allen Krokodilen — Scheffel tauchte nur ein- oder zweimal in dem heiligen Teich auf — im Herzen und in der Dichtungsweiſe, in der zugleich auf Forſchung und Poeſie gerichteten Neigung (und auch in manchen Ab-

neigungen!) am nächſten ſtand. Wir wurden aus fröhlichen Geſellen ernſte, treue Freunde für's Leben. Seine viel zu wenig gekannte Dichtung „Lancelot und Ginevra" (ich glaube, ſie iſt auch noch in erſter Auflage zu haben) iſt das Allerſchönſte, was ich in dieſer Art von poetiſcher Erzählung kenne. Manch guten Trunk und manch guten alamanniſch-bajuvariſchen Scherz haben wir getheilt.

Auch der wahrhaft goldtreue Julius Große ward mir gar lieb; als Generalſecretair unſerer Schillerſtiftung bewährt er eine Gewiſſenhaftigkeit, Pflichttreue, Einſicht und Herzensgüte, von der jene Leute keine Vorſtellung haben, welche ihn und uns Vorſtandsglieder alle deßhalb ſchmähen, weil wir nicht Allen helfen können, die es zu verdienen meinen und oft auch wirklich verdienen oder doch dringend brauchen können. Große hatte viele Jahre eine dornige Aufgabe: in der Münchener Baieriſchen Zeitung die Neuigkeiten der Bühne, auch der Literatur und der Malerei zu beſprechen — unfehlbar war auch er

nicht, aber unbeſtechlich und uneinſchüchterlich und grundehrlich. Auch dieſer echte Dichter hat — vielleicht auch, weil er die Reclame nicht wie Andere verſteht — im Leben viel weniger Lorber und Gold geerndtet als er verdient.

Eine ſtille in ſich gekehrte, ſinnige Natur war Dr. Lichtenſtein, lange Zeit Lehrer der Literaturgeſchichte in dem Aſcher'ſchen Mädcheninſtitut. Donnerwetter! Das war ein großer Schweiger, trotz Moltke. An den allermeiſten Abenden that er den Mund nicht auf: — gegen ihn war der ſtille Lingg ein Schwätzer! — ſprach er einmal, — Alle lauſchten dann, als ob eine Schildkröte plötzlich die Gabe der Rede gewonnen — ſo waren's kurze, epigrammatiſche, ſcharf zugeſpitzte und ſicher gezielte Worte: ſeine „Sprüche" ſind ſpärlich, aber trefflich.

Ferner iſt zu nennen Bernhard Hofmann, mein Schulcamerad vom Gymnaſium her: bei nicht eben mächtig ſprudelnder Ader zeichnete ſeine Dichtung ſich durch muſterhafte, fein geglättete Form aus: „du

Platenide!“ donnerte ihn einmal Heinrich Leuthold an, — als ob das ein Scheltwort wäre.

Heinrich Leuthold, der Schweizer! Viel wäre über ihn zu ſagen. Jedesfalls war er ſelbſt ein eifriger, erfolggekrönter Schüler Platen's, wie Rückert's und Geibel's. Leuthold war ein ganz hervorragender Lyriker und ein Formtalent allererſten Ranges, wie, außer ſeinen eigenen Gedichten, ſeine mit Geibel zuſammen unternommenen Uebertragungen aus dem Franzöſiſchen auf das Glänzendſte darthun. Leider gelangte er nie dazu, neben der Lyrik ſeine Kraft einmal an einer größeren — epiſchen oder dramatiſchen — Aufgabe zuſammengefaßt zu erproben: Bruchſtücke ſeines epiſchen Gedichtes Penthesilea, welche er mir vorlas, enthalten unvergleichliche Schönheiten. Viel Kraft und Zeit nahm ihm die Sorge für den täglichen Lebensunterhalt in Anſpruch: er war lange Leiter der ſüddeutſchen Zeitung in München, welche, unter Karl Brater, muthig und ſcharf den Gedanken der „Gothaer Partei“, des Nationalvereins, vertrat. Vieles in ſeiner

Art ſtand ſo weit von der meinen ab, wie etwa ſeine hünenhafte Landsknechtgeſtalt von meiner Leiblichkeit. Auch war der Mißtrauiſche unſchön gegen mich eingenommen worden, ſo daß es Anfangs an ſcharfen Zuſammenſtößen zwiſchen uns nicht fehlte. Aber in de Folge ſah er ſeinen Irrthum ein, erklärte mir das mit ergreifender Offenheit und Wärme und wir wurden nun ganz gute Cameraden. Gar oft hab' ich ihm, fehlte es ihm für ſein Feuilleton an Stoff, in aller Geſchwindigkeit eine Beſprechung irgend eines Buches geſchrieben; Beſſeres von mir ſparte er dann wohl, pour la bonne bouche, wie er ſagte. Schon damals traten nicht ſelten Anzeichen der Krankheit auf, die ſpäter dieſen reichen, kraftvollen Geiſt umnachten ſollte: auch in plötzlichen Wuthausbrüchen ohne greifbaren Anlaß! In nach-mitternächtiger Stunde, bei einem unſerer Stiftungsfeſte, gelang es mir einmal nur mit alleräußerſter Anſtrengung, den Rieſenſtarken, dem der Schaum des Zorns auf dem Munde ſtand, von einem ungleich ſchwächeren Gegner los zu machen,

der ſich vergebens mit einem Tiſchmeſſer gegen ihn wehrte und dem die Erdroſſelung recht nahe ſtand. Selbſtverſtändlich wurden dem Armen ſolche und ähnliche Dinge arg verdacht: ich will nicht behaupten, daß ich an Wahnſinn dachte: — aber höchſt unheimlich war mir der ſchon damals ſtiere Blick ſeines Auges: ich habe (ſpäter) nur Wahnſinnige ſo blicken ſehen. „O welch' ein reicher Geiſt ward hier zerrüttet!"

Bei dieſer Aufzählung drängt ſich mir auf, — zum erſten Mal — wie ſtark doch auch in dieſem Kreiſe von Künſtlern wieder der Alamannenſtamm vertreten war: Lingg, Scheffel, Melchior Meyr, Hertz, Leuthold, Hornſtein: unter 15 Krokodilen ſechs, welche ſchwäbiſch ſprachen! Die Alamannen ſind der für Krieg und Frieden, für Statsleitung, für Philoſophie und Dichtung begabteſte deutſche Stamm: ſie haben uns Schiller, Uhland, Hölderlin, Hegel und Schelling und David Strauß und Bauer, aber auch die Hohenzollern wie die Hohenſtaufen gegeben.

Nur als Gäſte führte ich einige Male ein

Max Beilhack, den Sohn des (oben I. S. 214) erwähnten Schulmannes und Max Haushofer (II. S. 228, 617: dieſer ward nach meinem Abgang von München Mitglied).

Dagegen früh ward Mitglied Hans Hopfen, jetzt Ritter Hans von Hopfen. Der flotte Studio, Francone, entfaltete plötzlich eine ganz hervorragende lyriſche Begabung; ſeine lyriſchen Gedichte (zuerſt in dem bald zu erwähnenden Münchener Dichterbuch) zählen nach Formgefühl und Inhalt mit zu dem Schönſten, das ich kenne (ſie haben Aehnlichkeit mit denen von Karl von Heigel [oben S. 128]) und ſtehen nach meiner Meinung hoch über Allem, was der Verfaſſer an Erzählungen und namentlich an Schauſpielen veröffentlicht hat. Uebrigens hat er, ein eifriger Durchforſcher der franzöſiſchen Romane der Neuzeit, das Verdienſt, längſt vor Zola und längſt bevor in Deutſchland das neue Licht des „Realismus“ und deſſen höchſte Verklärung im „Naturalismus“ empor ſtieg, pariſeriſch, real- und natural-iſtiſch — und „freilichterlich“ geſchrieben zu haben, und ohne Zweifel

verdankt er der hierbei erlernten und vielfach bewährten Kunſt ſeine ja ſo lebhaften Erfolge. Daß mir die Ausſchreitungen dieſer Richtung bis zur Ekelerregung zuwider ſind, ſchließt meine Anerkennung der Berechtigung dieſer Richtung an ſich keineswegs aus und ich kann alſo — trotz meiner ſtark entgegengeſetzten Neigungen — hier ein wirkliches Verdienſt Hopfen's anerkennen, das noch zu wenig gewürdigt iſt. Im Uebrigen ſchmerzt mich ein nicht von mir verſchuldeter Mißklang zwiſchen uns. Ich glaubte, wir ſeien, wenn icht geradezu Freunde, doch recht gute Cameraden: ich hatte an einen Anfängen zu München ſo warme Freude! Auch ſpäter kamen wir gedeihſam und fröhlich zuſammen aus, zumal ſeine erſte Gemahlin (von unvergleichlicher Liebenswürdigkeit!) eine freundliche Gönnerin von mir und gute Geſellin meiner Frau ward. Da erſchien mein Buch „Odhins Troſt". Bald darauf veröffentlicht H. von Hopfen ein Werk, dem er in Verſen die Erklärung vorausſchickte: „Er ſei nicht Odhin im Profeſſorenfrack." Wozu das? Ich fand es nicht hübſch von

ihm, auch nicht beſonders witzig: ich trage niemals einen Frack, wenn ich es irgend vermeiden kann. Und überflüſſig fand ich es auch. Denn auch ohne ſolche Warnung würde Niemand H. von Hopfen für einen germaniſchen Gott oder auch nur für einen deutſchen Profeſſor halten. Ich hatte ihm im Leben nie etwas zu Leide gethan.

XXXVI.

Ich beſchränke mich in dieſer Aufzählung der Glieder und bei Schilderung der Hergänge bei den Krokodilen auf die wenigen Jahre, die ich ihnen, in München wohnend, angehörte: etwa 1858/59 bis 1862/63, da ich nach Würzburg überſiedelte: ſpäter ſind noch gar manche Baiern und Nichtbaiern hinzu getreten und ſind andere Veränderungen — z. B. des Verſammlungsorts und der Zeit — eingetreten, von denen ich Genaueres nicht weiß.

Vor mir liegt ein wohlgelungenes Bild, das, in der Gartenlaube, glaube ich, veröffentlicht, die Schriftſteller Münchens bei Gelegenheit der Schillerfeier 1859 verſammelt darſtellt: außer den Krokodilen: Geibel †, Lingg, Heyſe, (Schack) Bodenſtedt †, Leuthold †, Zeiſing †, Carrière, Melchior Meyer †, Große, Hertz, Hopfen,

den Lieutenant Neumann (der bald nach Regensburg verſetzt ward) und mir ſtellt es noch dar A. May, Trautmann, Becker†, (von) Riehl, Kobell †, Hermann Schmidt†, Steub †, Oskar von Redwitz†, den Gymnaſialprofeſſor Fr. Beck† und den Kanonicus Schott: wie Viele von der damals geſellten Schar ſind ſchon vorausgegangen [1])!

Die Krokodile kamen früh am Abend zuſammen, am längſten in einem Kaffee auf dem Marienplatz unter „den finſtern Bogen“ und blieben nicht gar lang: dies, urſprünglich wohl auch aus Rückſicht auf den leidenden Zuſtand Geibel's eingeführt, war äußerſt erſprießlich. Geibel oder Heyſe führte den Vorſitz:

---

[1]) Ein ähnliches Bild zeigte, ungefähr gleichzeitig, ebenda die hervorragendſten Münchener Künſtler und ein par Gelehrte auf einem Mai-Ausflug vereint: Eduard Schleich, Peter Heß, Graf Pocci, Enhuber, Voltz und Philipp Foltz, Heinlein, Kaulbach, Schwind, Piloty, Neureuther, Schraudolph, Liebig und Dr. Ernſt Förſter (der Kunſt-Revier-Förſter, Eidam Jean Pauls): es iſt traurig zu ſagen, daß von all dieſen trefflichen Männern heute auch nicht Einer mehr am Leben iſt: die Liſte iſt eine Todten-Liſte!

es ging übrigens Alles ziemlich formlos her, ſehr verſchieden von dem Verfahren im Tunnel unter der Spree (II. S. 432). Wer etwas zum Vorleſen mitgebracht hatte, las vor: darauf entſpann ſich eine beurtheilende Verhandlung über das Gehörte, welche aber, gerade weil ſie nicht, wie weiland im Tunnel, ſtreng gegliedert war, bei Weitem nicht ſo belehrend ausfiel wie dort und wie von einer Verſammlung ſo berufener Sachverſtändiger zu erwarten geweſen wäre. Das große Wort führte Geibel — und zwar ſehr von Rechtswegen: — denn dieſer „Lyriker" hatte ein ganz vortreffliches, raſch den Kern der Sache treffendes Urtheil. Ich habe von Geibel mehr gelernt als von allen Anderen zuſammen: allerdings aber nicht im „heiligen Teich" — da ging es ein wenig zu tumultuariſch her für erſchöpfende methodiſche Durchſprechung ſchwieriger Fragen: wohl aber auf den ſtundenweiten Spaziergängen, auf welchen ich den Leidenden, dem ſolche Bewegung vorgeſchrieben war, begleiten durfte. Auch in ſeinem Hauſe, das ja nur

ſo kurz die Hausfrau ſchmückte, war ich gar freundlich aufgenommen: Frau Amanda, „ſein holdes Schweigen“, war mir gewogen. Dankbar rühm' ich mich Geibel's Schüler in vielen Dingen, in welchen aus Platen und Rückert und auch aus dem gedruckten Geibel nichts zu lernen war: gar viele Grundſätze über Form und Geſtaltung des Kunſtwerks im Kleinen, im Einzelnen, mancherlei Kunſtgriffe des Handwerks theilte er mir mit, ſeit er an „Harald und Theano“ und an den Balladen der erſten Sammlung, wie er ſagte, ſeine „helle Freude gehabt“. Ihm verdanke ich es auch, daß ich es aufgab, wie Hebbel und Andere, den ganzen Nibelungenſtoff dramatiſch zu behandeln, vielmehr mich auf das echt tragiſche Geſchick des Markgrafen Rüdiger beſchränkte, das mühelos in den Rahmen Eines Theaterabends zu bringen iſt: ich halte das — trotz den dawider erhobenen Einwänden — auch heute noch für eine glückliche Beſchränkung und dankbar gedenke ich jedesmal Geibel's, gehe ich in den Arkaden des Hofgartens an

der Stelle vorbei, wo er mich, den Widerſtrebenden, endlich überzeugte. — Mein Verhältniß zu Geibel blieb, nach Beilegung eines kurzen Zwiſtes, der ſich auf einen Dritten bezog, ein ungetrübt ſchönes: mit Rührung ergriff mich der Anblick des ſilberharigen Greiſes, als ich ihn zu Lübeck meiner lieben Frau Thereſe zuführen durfte: — es war ein Jahr vor ſeinem Tode und treu und dankbar und warm werd' ich ſein Andenken in hohen Ehren halten für und für. —

Von den anderen Krokodilen hab' ich aber im Teiche ſelbſt nicht gerade viel gelernt: — lange nicht ſo viel wie von Fontane, Eggers, Kugler und Anderen im Tunnel. An philoſophiſch-äſthetiſcher Bildung war ich, trotz meiner Jugend, Dank meinen langjährigen philoſophiſchen Studien, Dank zumal Viſcher (oben S. 187) den Andern „über", ausgenommen Carrière, Melchior Meyer und Zeiſing, von denen ich aber auch außerhalb mehr als in den Teich-Verhandlungen Vortheil zog: es ging da doch zu laut und unge-

ſtüm her: die Wellen des Teiches ſchlugen leicht hoch[1]): auch war es viel leichter, Geibel unter vier Augen zu widerſprechen als im Teich, wo ſein ſo voll begründetes Anſehen, auch ſeine dröhnende Stimme den Widerſtand erſchwerte. Aber freilich mittelbar hab' ich auch von den anderen Krokodilen gar Manches gewonnen, weniger durch Geſpräch, als durch ihre Anregung, zumal durch Ergänzung und Berichtigung meiner Einſeitigkeiten durch dieſe ſo verſchiedenen Geiſter: und auch deſſen gedenke ich dankbar.

Jene Verſchiedenheit ſchloß aber doch durchaus nchit

---

[1]) Ja, manchmal tauchten plötzlich bei den führenden Geiſtern ganz ſeltſame äſthetiſche Grundſätze auf. So ward auf einmal das Loſungswort ausgegeben, man dürfe, zumal im Schauſpiel, nur Stoffe früheſtens der Reformationszeit behandeln, „weil wir nicht auf heidniſchem oder katholiſchem Bewußtſein ſtünden, ſondern auf dem durch Luther geſchaffenen proteſtantiſchen." Ich griff mir beſorgt an den Kopf. Dann fragte ich ſchüchtern: Und Iphigenie? Und Tell? Und die Jungfrau? Und Julius Cäſar? Und Coriolan? Und Macbeth? Und Nathan? (Und Brunhild? hätte ich beifügen können.) Und dann fragte ich, wie viele von uns 15 auf dem Standpunkt Luther's ſtünden? — Vielleicht Einer!

ein gemeinſchaftliches Banner aus, unter welchem wir Alle zogen und fochten — und Einmal — auch gemeinſam ſiegten: in dem Münchener Dichterbuch, welches Geibel im Jahre 1862 herausgab.

Das Gemeinſame war ein gewiſſer „Idealismus", ſofern man hierunter die ſorgfältigſte Pflege der Form-Reinheit, die Vorliebe für den hohen Stil, die Schulung durch die Antike und die übrigen Claſſiker der Weltliteratur verſteht und eine Neigung zu dem Vornehmen, ſowohl in der Wahl als in der Behandlung der Stoffe.

Der heute lärmtobende, ganz falſch ſo genannte „Naturalismus" — denn die Natur iſt keineswegs ausſchließend häßlich und gemein: es giebt auch ſchöne Wahrheit und ſchöne „Naturen" — bildet den denkbar ſchärfſten Gegenſatz zu unſerer Richtung. Jene Vorzüge, freilich auch zugleich Schranken, kamen nun mehr oder minder ſämmtlichen, in dieſem Dichterbuch unter Geibel's Führung Auftretenden zu. Es waren außer Geibel vertreten: Heyſe, Hertz, Graf Schack, Carrière, Scheffel, Bodenſtedt, Groſze, Melchior

Mayer, Schott, Lichtenſtein, Beilhack, Leuthold, Lingg, Hopfen und ich. Man nannte uns dann wohl die „Münchener Schule“, nur, weil wir damals in München lebten: es waren aber nur vier Münchener unter den ſiebzehn. Das Buch hatte ſchönen Erfolg: bald erſchien eine neue Auflage. Der realiſtiſche Rückſchlag, der vor etwa zehn Jahren in der deutſchen Schriftſtellerei eintrat, an ſich voll berechtigt und wohl begreiflich, wie ja ſolche ſich ablöſende Strömungen in aller Literaturgeſchichte vorkommen, richtete ſich ganz erklärlichermaßen auch gegen die Meiſten der einſt unter jenem Banner Vereinigten: nur (von) Hopfen, der ſchon damals oder doch ſehr bald darauf, neben dem Idealismus ſeiner Lyrik, in der Proſaerzählung den modern-franzöſiſchen Realismus unerſchrocken und geſchickt vertrat, iſt früh — in gewiſſem Sinn — in dieſe Richtung abgeſchwenkt. Uebrigens muß man ſich über die Auswüchſe des „Naturalismus“ nicht unnöthig erhitzen: es iſt dafür geſorgt, daß auch ſeine Bäume nicht in den Himmel wachſen und ſchon iſt

in ſeinem Ausgangspunkt — Paris — ein beginnender Umſchwung wahrzunehmen.

In gar vielen Stücken haben wir ſogenannten Idealiſten (dieſe Schlagwörter ſind, wie alle ihresgleichen, falſch: Homer nnd Shakeſpeare und Goethe ſind die größten aller Realiſten und Idealiſten zugleich, weil ſie eben die größten aller Dichter ſind) von den Realiſten zu lernen: das Berechtigte in dem Realismus (aber nicht das Ekelhafte bei den Naturaliſten, die man die Anarchiſten der Kunſt nennen ſollte) wird auch auf uns „Idealiſten“ wirken und ſo wird auch dieſe Erſcheinung in einer höheren Einheit „aufgehoben“ — im Hegel'ſchen Sinne: d. h. zugleich überwunden und erhalten (tollitur simul atque conservatur).

So viel über die Krokodile von 1858—1862: von deren ſpäteren Geſchicken bin ich, wie geſagt, faſt gar nicht unterrichtet, aber jenes „Dichterbuch“ wird dauernd beſtehen bleiben, als ein ſchönes Denkmal Geibel's und ſeiner edlen Einwirkungen auf uns

Alle. Unvergeßlich bleibt mir der theure Meiſter, wie er in ſeiner dröhnenden Stimme, dabei zugleich aber ein wenig näſelnd und den Rhythmus allzu ſtark betonend, „ſingend“, ſeine formvollendeten Verſe vortrug: ſie gewannen nicht immer dabei, hatte man ſich aber an ſeine Weiſe, ſeinen „Geſang“, wie wir böſen Buben es nannten, gewöhnt, gewann man ſie lieb. Oder wie er, den vielgequälten Knebelbart drehend, auf unſeren Wandelwegen ſeine Lehren ſehr laut ſprechend, mit lebhaften Kopf- und Armbewegungen, aufzwang. Er meinte es prieſterlich ernſt mit der Kunſt und heiliger Zorn konnte ihn gegen die Schänder ſeines Weihthums hinreißen. Oh alle neun Muſen, wie würde er gedonnert haben, hätte er unſere Jüngſten bei'm Dichten und Malen an der Arbeit geſehen. Er ſelbſt lernte und bildete ſich unabläſſig weiter: mit Recht ärgerte es ihn, daß ihn die „Tagskritik“ [1]) immer

[1]) „Mit unſ'rer Tagskritik verdarb ich's leider . . .
Daß ich ſie nie um ihre Weisheit frug.
Sie klopft noch ſtets die abgelegten Kleider,
Die ich vor fünfzehn Jahren trug.“

noch als den Verfaſſer ſeiner erſten Gedichte und etwa der „Juniuslieder“ behandelte, während er doch in ſeinen ſpäteren Gedichtſammlungen und in „Brunhild („Sophonisbe“ halte ich für verunglückt) ganz gewaltig hinausgeſchritten war über jenen „Lyriker in der Vanillen-Sauce“, wie er ſelbſt ſagte.

Uebrigens würde ſich ſehr zu ſeinem Schaden geirrt haben, wer dieſen ſüß ſingenden „Emanuel“[1]) nur für den ſchwärmeriſch weltfremden Liebeslyriker genommen hätte. Gott behüte! Er hatte ſein vollgerüttelt Maß von jenem weltklugen, kühlen, praktiſchen Verſtand[2]), durch welchen

---

Neue Gedichte, Stuttgart und Augsburg 1856, S. 128. Das grundfalſche „frug“, das aus Norddeutſchland immer ſtärker auch im Süden ſich eingeniſtet hat, findet ſich alſo ſchon damals und ſogar bei Geibel, der freilich auch das norddeutſche falſch geſprochene ſang = ſank, auf Dank reimte und das ebenſo falſche Glas, geſprochen Glaß, auf naß.

[1]) „Gott mit dir Emanuel!
Und kein Weiblein geht dir fehl!“
ſang in reizendem, wohlwollendem Humor Freund Altenhöfer von der Augsburger Allgemeinen.

[2]) Siehe die Vergleichung der deutſchen Stämme in meiner Frankfurter Bismarck-Rede vom 31. März 1892 (Leipzig 1892).

die Niederdeutſchen uns warmfühligen Oberdeutſchen am meiſten überlegen ſind. Ohne ſolche — höchſt löb-liche — Klugheit würde Geibel ſich auch nicht bei König Max II. auf dem glatten Boden höfiſcher Gunſt ſo lange haben halten können, zumal es an offnen, plump gemeinen und gefährlicheren verſteckten Angriffen auf ihn und die anderen Glieder des königlichen Sympoſion wahrlich nicht fehlte (oben S. 272).

XXXVII.

Betrachten wir nun noch näher die außerhalb der Krokodile, aber nicht feindlich gegen sie ſtehenden Münchener Schriftſteller jener Jahre.

Da iſt vorab zu nennen Franz von Kobell, Profeſſor der Geſteinskunde, Jäger und Poet dazu, ein Claſſiker der baieriſchen (und der pfälziſchen) Mundartdichtung (wie Fritz Reuter der niederdeutſchen). Damals noch der einzige: denn mein lieber, prächtiger Freund Karl Stieler, der ach! allzu früh Verſtorbene, war in jenen Jahren noch zu jung. Kobell bildete ſo zu ſagen den Uebergang von den Krokodilen, mit deren Häuptern Geibel, Heyſe, Bodenſtedt er zu den Symposien des Königs gezogen wurde (— war er doch als ausgezeichneter und leidenſchaftlicher Waidmann deſſen regelmäßiger Jagdgaſt und Jagd-

begleiter —), zu den Eingeborenen: er ſprach am liebſten in der baieriſchen Mundart und trug auch in der Stadt gern die Joppe, ſo daß er als Vertreter des Bajuvarenthums gelten mochte. Ich erfreute mich des gemüthlichen Verkehrs in ſeinem wirthlichen Haus und zumal mit den drei klugen Töchtern: Marie, ſpäter Gattin des Göttinger Profeſſors Weber, Louiſe, ſpäter Gattin des Statsraths von Eiſenhart (Freundin Döllinger's; ſie hat höchſt anziehend über ihn geſchrieben) und Emma, ſpäter Frau von Truchſeß, welche, mit Anna von Schlichtegroll (I. S. 110) zuſammen, gar anmuthig und ſchön in den Ritterſpielen aufgetaucht und recht mit Vorliebe von mir „geraubt" worden war. Kobell war mir freundlich geſonnen, obzwar meine ſtarke Hinneigung zu den Preußen ihm nicht gerade gefallen mochte: er machte König Max auf „Harald und Theano" merkſam, der mir durch ihn ein par freundliche Worte ſagen ließ; aber ich hatte kein Glück bei König Max II.: war ich doch der Schüler Prantl's (II. S. 480) und der Verfaſſer

der „Könige der Germanen", die er wirklich lange Zeit für ein „preußenfreundliches" Werk im Sinne der Gothaer und des Nationalvereins gehalten hat (II. S. 483, ſ. unten): unglaublich faſt, aber mir durch den Referenten im Cultusminiſterium Dr. von Völk ſelbſt bezeugt: vor meiner (ſehr lange hinaus gezögerten) Anſtellung als Profeſſor mußte dem König erſt dieſer Irrthum benommen werden. — In richtiger Umrahmung ſah man Kobell in der Gebirgslandſchaft: im hohen Alter glich er ſelbſt einem ſtarken Berghirſch, unter den buſchigen Brauen blitzte ihm noch im ſchneeweißen Har das ſcharfe Jägerauge hell hervor; nun iſt er auch lang ſchon vorangegangen in die ewigen Jagdgründe. Es freute ihn, zu hören, daß ich ſchon als ganz kleiner Knabe ſeine luſtigen Geſchichten (vom Juchtenſtifi, vom Purzelbaum, vom Ducatenbeuterl) in der Mundart grundecht vorgetragen hatte. Er hatte ein warmes Herz für mich: dankbar gedenke ich's ihm bis an's Ende. — Er war es, der mich als Mitglied der zwangloſen Ge-

ſellſchaft zuführte, die im „Muſeum“ ſich verſammelte.

Auch A. May (oben S. 42, 48) zählte nicht zu den Krokodilen, ohne ſie irgend anzufeinden: gerade damals hatten ſeine Stücke ſchöne Erfolge: er blieb mir ein gütiger Freund und Berather.

Durch den gemeinſchaftlichen Eifer für alte baieriſche und tiroliſche Geſchichte und für Sprachgeſchichte, dann auch durch eine gewiſſe Aehnlichkeit des Humors war ich eng verbunden mit meinem lieben Freunde Ludwig Steub, dem ich nun auch ſchon den längſt von ihm im Voraus beſtellten Nachruf in der Allgemeinen Zeitung (ſ. den Anhang) ſchreiben mußte. Wir lernten uns kennen im Achaz-Garten bei'm Bock, wo nach ſchöner ſüddeutſcher Sitte (ſ. oben) „in bunter Reihe“ die verſchiedenſten Menſchenarten neben einander ſaßen und ſich des guten Tropfens, des blauen Himmels und ihres Lebens im Allgemeinen freuten: das iſt die einzige Art von Frühſchoppen, welche, vier Wochen im Jahr, eben während der Bockzeit,

damals in München bekannt war. Ich war längſt ein Bewunderer von Steub's unvergleichlich feinwitziger, anmuthiger Schreibweiſe: ein Aufſatz von Steub in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung war ſtets ein Leckerbiſſen für Feinſchmecker des Stils: er und Fallmereyer und Adolf Bacmeiſter, mein lieber, ebenfalls ſo früh verſtorbener Freund, waren damals die leuchtenden Sterne dieſer werthvollen Zeitung: wer in Deutſchland ſchreibt heute eine Proſa wie jene drei ſie leiſteten? Steub's Witz hatte einen Stich in's Boshafte (und dann am wenigſten glich und gleicht ihm die mir gewordene Gabe des Humors, mehr in dem Formaliſtiſchen, in der Verwerthung der Sprach-Eigenart): auch ſogenannten „guten Freunden", konnte er ſchonungslos mitſpielen, quälten ſie ihn mit zudringlichen Bitten um Beſprechungen ihrer Bücher: „der kommt mir nicht wieder," lachte er wohl in ſeinen Rauſchebart hinein, „den ich einmal beſprochen habe." Wir wurden durch gemeinſame Forſchungen, durch gemeinſame Freude an einem gut gedrechſelten Wort-

witz, auch durch gemeinſchaftliche Abneigungen gegen gewiſſe Bücher und deren maßlos eitle Verfaſſer, durch die gemeinſame Liebe zu Tirol, zumal Meran, und endlich auch durch die gemeinſame Neigung zu einem recht guten Glaſe Wein oder Bier recht gute Cameraden; „wir trachten zuſammen!“ (d. h. wir ſtreben, uns wieder zu treffen) war ſein letzter Zuruf an mich bei'm Abſchied in Meran im Jahre 1887; aber ach! es ſollte der letzte Abſchied ſein: wir kommen jetzt erſt da wieder zuſammen, wo man ſich nicht mehr ſieht und hört. — Er hat mich herzlich lieb gehabt und hat über meine Witze beinahe ſo gern gelacht wie ich über ſeine, und das will viel ſagen. Denn an Steub's Humor hab' ich mich erfreut, wie nur noch an dem von Boz, Thackeray, Fritz Reuter und Scheffel. Die gemeinſchaftliche Luſt am Sprachwitz führte manchmal dazu, daß wir im fröhlichen Geſpräch bei'm Wein gleichzeitig über daſſelbe Buch, denſelben Mann, daſſelbe Scherzwort ausſprachen, wozu freilich beitrug, daß

wir in ſolcher Stimmung beide baieriſch oder tiroleriſch ſprachen.

Steub litt ernſthaft — ob er es auch gern in Späßen verhüllte — unter dem theils begründeten, theils unbegründeten Glauben, es fehle ihm an verdienter Anerkennung. Unabläſſig, ja zu oft, klagte er mündlich, brieflich und in ſeinen Büchlein, daß er nicht zahlreichere Auflagen erlebe: nördlich des Thüringer Waldes ſei er unbekannt — das ſei ſeine Ruhmesgränze. Das Erſtere war nun leider wahr: ſeine Bücher wurden nicht viel gekauft — ſ. oben S. 267 — aber das Letztere war übertrieben: ich erfreute ihn gar oft durch Mittheilungen über ſeine Beliebtheit auch in Berlin und Königsberg. Und ich habe nach Kräften dazu beigetragen, ihn bekannt zu machen: ſeit dreißig Jahren habe ich faſt alle ſeine neu erſcheinenden Büchlein beſprochen: in dem III. Band meiner „Bauſteine" ſteht ein ganzer Haufe ſolcher Steubiana wieder abgedruckt. Der Grund ſeiner Verſtimmung lag aber tiefer. Er hätte Profeſſor der Sprach-

wiſſenſchaften werden ſollen: auf dieſem Gebiet lag ſeine Stärke: ſeine rhätiſche Ethnologie iſt ein grundbauendes Werk, wie Jakob Grimm, Kiepert und Theodor Mommſen anerkannten. Allein — dem frei und deutſch geſinnten Manne war unter dem pfäffiſchen Miniſterium Abel jede Ausſicht auf die akademiſche Laufbahn ſchwarz verhangen und ſo wurde er denn ſehr gegen ſeine Neigung Rechtsanwalt und Notar. Dieſer ſein Beruf, war ſo wenig ſein „Beruf", daß er ſchwer unter dem Actenſtaube litt. Wir kamen, ſo lang' ich in München wohnte, von 1856—1863, wohl jede Woche einmal zuſammen, tranken, beſprachen unſere Arbeiten oder auch Thorheiten und lachten über uns und Andere. In ſeinem gaſtlichen Hauſe lernte ich eine Reihe hervorragender Männer kennen, ſo David Strauß[1]) und ſpäter deſſen Bruder in Chriſto: Ernſt Renan.

---

[1]) Eine ergetzliche Geſchichte erzählte dieſer von ſeiner erſten Fußwanderung in Tirol. Nachdem das „Leben Jeſu" erſchienen und eine Fluth von Angriffen gegen den kühnen

Oft war der Dritte im Bunde Marcus Müller, der ausgezeichnete Orientaliſt, oder Julius Braun, der früh verſtorbene Aegyptologe, oder Bibliothekar Thomas oder der humorvolle Adolf Baemeiſter: dieſe Art Witz — eben ſüddeutſcher — behagte mir, wie geſagt, ungleich mehr als der oft froſtige, gemachte bei den Krokodilen.

Mythologen losgebrochen war, pilgerte er auf den Rath Steub's allein in's Tirol, um von Jeſus Chriſtus und deſſen Prieſtern einige Zeit lang gar nichts mehr zu hören. Der erſte Menſch, den er hinter Kufſtein auf der Landſtraße trifft, begrüßt ihn mit dem Anruf: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus", ebenſo der zweite, dritte und der vierte macht Miene, ihn zu verhauen, weil er nicht die landesübliche Antwort zu geben weiß: „in Ewigkeit, Amen". Strauß ward roth vor Aerger und kehrte ſchleunig um; er hat es nie mehr betreten, das ſchöne Land Tirol.

XXXVIII.

In tiefer, warmer Dankbarkeit habe ich für jene Jahre noch zu gedenken des geſellſchaftlichen, geiſtigen, künſtleriſchen Lebens in dem Hauſe meines Vaters, Briennerſtraße No. 13: es war daſſelbe, in welchem auch ich 1851 gewohnt hatte (II. S. 320), nur war jetzt ein andres Stockwerk bezogen worden. Es ward früher erwähnt (II. S. 558), wie mein Vater während meines Berliner Aufenthalts ſich wieder verheirathet hatte: ſeine junge Frau, Marie Hausmann, die Tochter eines ſeiner älteſten Freunde, des verdienſtvollen Schauſpielers und vortrefflichen Menſchen Ludwig Hausmann, war ſchon vorher mehrere Jahre eine höchſte Zierde der Münchener Bühne geweſen (II. S. 144). Mir iſt ſie bereits als Mädchen, dann als meines Vaters ihn länger als drei

Jahrzehnte beglückende Gattin in ſchöner, idealer Freundſchaft verbunden geweſen und als deſſen Wittwe verbunden geblieben.

In dem Hauſe meines Vaters, deſſen Mittelpunkt Er, deſſen Zierde ſeine junge Gattin, deſſen täglicher Gaſt ich war, verkehrten nun alle die oben bereits geſchilderten oder doch genannten dramatiſchen Münchener Dichter wie Geibel, Heyſe, Bodenſtedt, Melchior Meyer, Redwitz, vor Allem der viel getreue May (ſ. oben S. 42, 314); jedoch auch gar viele fremde Schriftſteller, deren Stücke mein lieber Vater, der nie Ermüdende, las, prüfte, einrichtete, oft in der Hauptrolle trug — und zwar, wo irgend möglich, zum Siege trug! — am Abend, während er vom frühſten Morgen an die Proben als Regiſſeur geleitet hatte.

Gar manche Freunde und Freundinnen dieſes Hauſes werden wir ſpäter noch genauer kennen lernen: ſo den philoſophiſch hoch gebildeten Gerichtsrath Adam von Doß und deſſen prächtige, uns bis

heute innigſt verbundene Gattin, Anna, unſere „Frau Rath“.

In jenem — damals ſo heiteren! — Kreiſe zahlreicher Künſtler und Künſtlerinnen, aber auch anderer liebenswürdiger Menſchen verbrachte ich all jene Jahre (1854—1863) hindurch, bis ich München verließ, Stunden, die zu den geiſtig, ſittlich und künſteriſch höchſt ſtehenden meines Lebens zählen und nur mit feuchten Augen, mit Thränen dankbarer Rührung und Wehmuth kann ich jenes verſunkenen, verblühten, begrabenen Lebens gedenken! Dank den Vorausgegangenen: — Dank den Wenigen, die noch als Zeugen jener Tage leben! —

Selbſtverſtändlich ſpielte unter den Gäſten jenes Hauſes eine hervorragende Rolle der „Chef“ meines Vaters: Franz (von) Dingelſtedt. Es wäre recht viel über ihn zu ſagen! Dankbar und pietätvoll — nicht gerade gegenüber dieſem Ironicus Maximus ſelbſt! — aber gegenüber den Erinnerungen an jene

Zeiten, an jenes Haus will ich hier das Heitere, das Humorvolle an ihm heller beleuchten als — andere Seiten, die auch nicht fehlten.

Das aber darf ich der Wahrheit gemäß vorausschicken: das Allermeiſte an Arbeit, was damals in der Geſamtleiſtung und Regie des Münchener Schauſpiels geleiſtet wurde, hat nicht Dingelſtedt auf „ſeinen langen Fortſchritts-Beinen“ getragen, ſondern mein lieber Vater. Denn Fleiß zählte nicht zu den glänzendſten Tugenden des glänzend Begabten! Wie wenig hat der Mann auch in den vielen Jahrzehnten geſchaffen, in denen ihn die „Schulmeiſterei“ nicht mehr in Anſpruch nahm. Ein Hauptzug in jenem manchfaltig zuſammengeſetzten „politiſchen Nachtwächter“, Vorkämpfer des jungen Deutſchlands, der als k. k. Hofrath (und Baron?) von Dingelſtedt zu Wien ſtarb, war eine beißende, nie raſtende, ſchillernde Ironie, die man gern ertrug, weil ſie ſich ganz ebenſo gegen ihren Träger ſelbſt wie gegen ſeine Opfer wandte.

Dingelſtedt war der liebenswürdigſte Geſellſchafter, ein Virtuoſe der Geſelligkeit: Stunden lang konnte er Weiblein und Männlein feſſeln durch ein nie unterbrochenes Feuerwerk von — meiſt recht boshaften — Witzen, von geiſtreich hingeworfenen Pfeil-Worten und Wort-Pfeilen. Selbſtverſtändlich kannte er dieſe ſeine Begabung — wie als ſeine Anderen! — ſehr genau und ebenſo ſelbſtverſtändlich ſpielte er damit — wie mit den meiſten Anderen. Rechter Ernſt war es ihm mit gar wenigen Dingen. Aber auch das wußte er ganz klar: es freute ihn, wie mit den anderen Menſchen auch mit faſt allen Sachen auf der Welt, ſo mit ſeinen eignen Schwächen zu ſpielen: und daß er dies offen zur Schau trug, entwaffnete den Zorn auch derer, die er gereizt hatte. Er ertrug es lachend, ſagte man ihm in's Geſicht, daß er es beinahe mit nichts und mit Niemand verläſſig meine.

„Ja, was wollen Sie," lachte er, als ich ihm einmal vorhielt, daß er immer fort Theater ſpiele.

„Freilich! Ich bin der beſte meiner Schauſpieler ſelbſt. Der Chef darf ſich doch nicht übertrumpfen laſſen.“

Er hatte ſich einen hohen Purpur-bezogenen Lehnſtuhl aufbauen laſſen, — den „Tyrannenthron“ nannte ihn der Schalk Chriſten — auf dem er in ſeinem Bureau feierlich Platz nahm, wollte er mit einem der Künſtler eine Haupt- und Statsaktion aufführen oder einen jungen Dichter in Schreck und Ehrfurcht verſetzen. Mitten drin aber ward er des trockenen Tones ſatt, ſprang lachend auf, faßte den Erſtaunten bei den Schultern und bot ihm eine treffliche Cigarre.

Mein Vater hatte das Hauptverdienſt um Einrichtung der Antigone, die, nach kurzem Auftauchen auf der Berliner Bühne, zuerſt in München und zwar in Vollendung dargeſtellt wurde (die Damböck-Straßmann Antigone, Richter Hämon, mein Vater Kreon, deſſen Frau Ismene, Chriſten der Bote) und zwar mit glänzendſtem Erfolge. Tags darauf meinte mein Vater, man ſolle doch Carrière veranlaſſen,

in der Augsburger Allgemeinen über den wirklich künſtleriſch bedeutſamen Abend zu berichten (was dann, glaub' ich, auch in einem ſpäteren Aufſatz geſchah). Lachend unterbrach ihn Dingelſtedt. „Lieber Dahn, was bleiben Sie doch altmodiſch! So was macht man ſelbſt am beſten! Der Bericht — von mir verfaßt — liegt ſchon drei Tage in Augsburg."

„Wie? auch über den Erfolg?"

„Natürlich! den wußt' ich doch voraus."

Ein andermal, gegen Ende eines für meinen Vater höchſt arbeitreichen Winters, ſaß der Intendant auf ſeinem Tyrannenthron — er war gerade in der Geberlaune — und ſprach zu meinem Vater, der, an dem Schreibtiſch ſitzend, den Spielplan für die nächſte Woche machte: „Hören Sie, Dahn, haben ſich wieder rieſig gequält ſeit Herbſt. Werde Ihnen im Sommer zwei Wochen Urlaub zulegen." Mein Vater ſtand auf, brachte ihm mit einer tiefen Verbeugung ein Blatt Papier und die eingetauchte Feder.

„Was? Sie trauen wohl meinem bloßen Worte nicht?“

„Nein, Herr Intendant, durchaus nicht.“

„Haben Recht, Dahn, haben ganz Recht,“ lachte er und unterſchrieb.

Als er ein par Jahre ſchon das Wiener Burgtheater geleitet hatte, ſah ein deutſcher Dichter in ſeiner Loge eine Aufführung der Jungfrau von Orléans. Nach der großen Scene Lionel's fragte der Gaſt nach dem Namen des vortrefflich Spielenden. Dingelſtedt beugte ſich nachläſſig vor, ſah auf die Bühne und erwiderte: „Der? Ich kenne ihn nicht! Wie kann ich mich um ſolche Kleinigkeiten kümmern!“ Natürlich kannte er ſeinen erſten jugendlichen Helden, aber er wollte das verblüffte Geſicht des Andern ſehn.

Mich mochte er übrigens gut leiden, ich erzählte ſeine obigen (Münchener) Geſchichten oft in ſeiner Gegenwart und er ſelbſt lachte am meiſten darüber.

„Sind ein guter Junge, Felix (er nannte mich nie anders). Nur ein bischen dumm!“

„Wie ſo?“

„Sind viel zu fleißig! So bringt man's zu gar nichts. Sie werden nie Intendant!“

Der Uebermüthige war ganz unfähig oder doch höchſt unluſtig, ſeinem beißenden Witz irgend Zügel anzulegen: er ſtand nicht gut mit dem Hof (von der Perſon des Königs wohl zu unterſcheiden) und hegte keine gar zu hohe Meinung von den geiſtigen Bedürfniſſen des alt-baieriſchen Adels. Dieſen Empfindungen mußte Ausdruck gegeben werden! Einen ſeiner Vorträge in dem Liebig'ſchen Hörſal, zu welchen ſich Hof und Adel zahlreich einzufinden pflegten (vielleicht auch — neben tieferen Gründen — weil es guter Ton und vom König gern geſehen war —), begann er mit den Worten: „Angeſichts eines geiſtleeren Hofes und eines herunter gekommenen Adels“: — große Kunſtpauſe: ausgefüllt durch eiſiges Entſetzen!... — „war es, daß ... — Pauſe — im XVIII. Jahrhundert zu Wien“ u. ſ. w.

So hatte er ſich — verdienter- und unver-

dienter-maßen — zahlloſe Feinde gemacht, deren unabläſſiger Bohrarbeit ſein Sturz zuletzt gelingen mußte. Er erfolgte in der wenig ſchönen Weiſe, welche an Höfen nicht eben ſelten ſein ſoll.

Dingelſtedt begleitete eines Abends, ſeiner Amtspflicht nach, den König aus deſſen Loge. Der Monarch war außergewöhnlich gnädig gegen den Intendanten. Als er nach Hauſe kam, fand er die vom Monarchen unterſchriebene Verabſchiedung vor.

Nun that er doch auch Manchen leid, die ſein Witz oft verletzt hatte.

Aber dieſer Strudel trug den Vielgewandten, Erfindungsreichen nach oben. Zwar die nächſte Staffel — Weimar — war für das Ironie-Bedürfniß dieſes Mannes zu ſchmal, alle Verhältniſſe waren für die „langen Fortſchritts-Beine“ und weitfliegenden Witzgeſchoſſe zu eng: die unglaublichſten Sachen hat er dort angerichtet — aus reiner Luſt an geiſtreichem »mischief«, den er wie ſeinen Lieblingsſport betrieb.

Jedoch bald kam er ja nach Wien: und das

dortige Geſellſchaftstreiben, — das war nun ſo recht ſein Fahrwaſſer, in dem er ſich gar wohl fühlte!

Ich wiederhole: die gutmüthige Selbſtironie, mit der er auch ſich ſelbſt heimſuchte, die Aufrichtigkeit, mit der er ſeine Fehler ſcherzend eingeſtand, verſöhnte und entwaffnete wenigſtens ſolche Gegner, die ſelbſt Geiſt genug beſaßen, ſich an dieſem blendenden Geiſt zu erfreuen, auch wenn er deſſen Lichter auf deren Koſten flimmern ließ.

XXXIX.

In dieſe Zeit fällt auch eine ſeltſame Art geiſtigen Verkehrs mit Bluntſchli, reich an Anregung, aber nicht ohne Schwierigkeiten für mich.

Es iſt bekannt, daß auf den ſo vielſeitig begabten, empfänglichen und manchfacher Entwicklungen fähigen Mann ſtarken Einfluß geübt haben die Brüder Karl und Friedrich Rohmer[1]). Insbeſondere die myſtiſch gefärbten, theo-ſophiſchen (theo-centriſchen) Vorſtellungen Friedrich's, eine unklare und logiſch unmögliche Miſchung von Theismus und Pantheismus, ähnlich den ſpäteren Lehren Schelling's, wirkten nicht nur auf die metaphyſiſchen Gedanken Bluntſchli's,

---

[1]) Ueber dieſelben die Aufſätze in der Allgemeinen Deutſchen Biographie, auch im Statswörterbuch von Bluntſchli und Brater.

auch auf ſeine Auffaſſung des Verhältniſſes von Recht zu Sittlichkeit und Religion, zuletzt von Stat und Kirche („der Stat der Mann, die Kirche das Weib“ [!]). Ein umfangreicher ungedruckter Nachlaß des ſchwärmeriſch verehrten Freundes ward von ihm mit rührender Hingebung zur Veröffentlichung vorbereitet.

Bluntſchli erwies Johannes Huber und mir, den nun längſt völlig verſöhnten Gegnern (II. S. 498), die hohe Ehre, uns bei dieſer Arbeit als Gehilfen und als Berather zuzuziehen. Denn der uns an Reife und auf anderen Gebieten an Wiſſen ſo weit überlegene Mann war doch in der Geſchichte der Philoſophie nicht ſo ſchulgerecht bewandert wie wir beiden jungen Leute: und uns mochte er wohl lieber heranziehen als etwa Prantl, weil er uns leichter zu ſeinen Ueberzeugungen zu bekehren hoffen durfte. Bei Huber legte er wohl auf die Vertrautheit mit der Theologie, mit der Religionswiſſenſchaft, bei mir auf die Kenntniſſe in Rechtsgeſchichte und Rechtsphiloſophie Gewicht. Wir erſchienen alſo ein Halbjahr lang

jeden Samstag vor Mittag in ſeinem Arbeitszimmer, er las uns ein par Stunden die Rohmer'ſchen Aufzeichnungen mit ſeinen Aenderungen vor und forderte uns auf, unſere Meinung über Beides offen auszuſprechen.

Das war nun aber ſchwer für uns junge Leute, ja, meiſtens recht peinlich: denn ſo ſtark und ſo oft wir beiden in dieſen Fragen von einander wichen, — in der Verwerfung der Rohmer'ſchen Lehren, auch mit den Verbeſſerungen Bluntſchli's, waren wir faſt in allen Fällen einig. Unſer Widerſpruch galt nicht blos allen einzelnen wichtigeren Sätzen, — er wies vor Allem die ganze Methode, richtiger Methodeloſigkeit dieſes Rohmer'ſchen Drauflosphiloſophirens zurück. Es fehlte an jeder Kritik im weiteſten Sinne: zumal auch an der der Erkenntnißlehre: Immanuel Kant hatte nie gelebt für dieſen friſch, fromm, fröhlichen Dogmatismus, der alles Ernſtes den geſchlechtlichen Unterſchied der Pflanzen und Thiere auf die Gottheit oder doch deren Verhältniß zur Natur übertrug. Dazu

kam, daß ſowohl Bluntſchli wie Rohmer ſyſtematiſche Durchforſchung der Geſchichte der Philoſophie fehlte: gar oft mußten wir nach einem vorgetragenen Satze ſagen, das iſt ja recht ſchön: aber das ſteht ſchon bei den Eleaten, oder bei Herakleitos, oder bei Platon, oder bei Ariſtoteles, oder bei den Stoikern, oder bei Thomas von Aquin, oder bei Spinoza, oder bei Hobbes, oder bei Locke, oder bei Puffendorf, oder bei Thomaſius (dem Sohn), oder bei Hugo Grotius, oder bei Leibnitz, oder bei Fichte, oder bei Schelling, oder bei Herbart, oder bei Krauſe-Ahrens; nicht etwa auf bewußter Entlehnung beruhte ſolche Uebereinſtimmung, ſondern Rohmer und Bluntſchli, beide hochbegabte und reich gebildete Männer, getragen von dem allgemeinen Bildungsäther des Jahrhunderts, waren, ohne es zu ahnen, zu denſelben Ergebniſſen gelangt, welche ſchon vor ihnen von den Trägern der geiſtigen Ueberlieferungen gefunden und ausgeſprochen worden waren.

Wie geſagt, für uns junge Menſchen war es

höchſt peinlich, fortwährend ablehnen, widerſprechen oder die Neuheit richtiger Sätze anfechten zu müſſen: und doch duldete er unſer ehrerbietiges Schweigen nicht: wir ſollten ſprechen. Oft ſeufzten wir auf der Treppe bei'm Fortgehen über dieſe ehrenvolle, aber dornenreiche und unfruchtbare Auszeichnung. Nachgerade ſpürte der Gütige den wahren Sachverhalt heraus und, ohne uns irgend zu zürnen, gab er dieſe Unterredungen auf und ebenſo die Hoffnung, uns zu Rohmer zu bekehren. Mancher Andere hätte den Gelbſchnäbeln um ſolcher Verſtocktheit willen gegrollt.

XL.

Bald nach Herausgabe der „Gedichte I." (1858) entſtand die kleine epiſche Erzählung: „Die Amalungen": ſie ſpielt an der Oſtſeeküſte und auf den däniſchen Inſeln vor der Südwanderung der Gothen (etwa 100 nach Chr.). Angeregt hatten mich dazu vor Allem das Gottesurtheil des Bahrgerichts, das ich in der Habilitationsſchrift darzuſtellen hatte, dann das Doppeldeutige in den Weiſſagungen der germaniſchen Elben (wie der antiken Orakel); weiter wollte ich die Eigenart des gereiften, maßvollen, gerechten Mannes (wie ſpäter in König Vitigis im „Kampf um Rom"), des ſchwärmeriſchen (ein wenig gar zu empfindſeligen) Jünglings nach eigenem Muſter und die gewaltig dämoniſche eines Herrſchgierigen darſtellen, der in ſeinem „elementaren" Drang alle Schran-

ken von Recht, Religion, Sittlichkeit durchbricht und, großartig Göttern und Menſchen trotzend, untergeht; — es ſind bereits in dieſem Vorliff die Grundſtoffe, — nur eben ohne antik-claſſiſche Bildung — gegeben, aus welchen ich ſpäter, vergeiſtigt und verfeint, die Geſtalt des Cethegus, des Präfekten von Rom, geſchaffen habe. Das Schwache an dem kleinen Ding iſt wohl das theiſtiſch-wunderhafte Eingreifen des Gottes Baldur, an welches der Dichter ſpürbar ſelbſt nicht glaubt. Gerade wegen dieſer ſittlichen Weltordnung aber ward das Gedicht ſpäter Geibel (anſtatt Scheffel, oben S. 253 zugeeignet, dem dieſes fromme Vertrauen gar genehm war; 1857 entſtanden, ſind die Amalungen erſt 1876 in Leipzig veröffentlicht worden: ich hatte von 1858 bis 1872 den dichteriſchen Flügelſchlag eingebüßt, ja ſogar den Glauben an meine dichteriſche Begabung überhaupt.

Auch die kleinen Erzählungen, welche ich ſpäter unter dem zuſammenfaſſenden Namen „Kämpfende Herzen" herausgab (3. Auflage, Leipzig, Breitkopf &

Härtel 1886) ſind zwiſchen 1855 und 1858 entſtanden.

Der erſte, Reinhard und Fatme, behandelt die Liebesgeſchichte eines deutſchen Kreuzritters (unter Gottfried von Bouillon) und der Tochter eines arabiſchen Häuptlings. Der Grundgedanke iſt: das Wagniß der Liebe, ſich über die Gegenſätze von Abſtammung, Volksthum, Erziehung, Glaube, Heimath hinweg zu ſchwingen, führt zu tragiſchem Untergang. Der Gegenſtand hat mich viel beſchäftigt (Totila und Miriam, im Kampf um Rom, die Finnin 1892, Leipzig, Breitkopf & Härtel), ſelbſtverſtändlich in verſchiedener Strahlenbrechung und mit verſchiedener Geſtaltung der Gegenliebe.

Die zweite Erzählung — „Aus der Vendée (1792)" — erſchien zuerſt in dem von dem Grafen Pocci (unvergeßlichen Andenkens an ſeinen köſtlichen Humor, der ſich in den Kinderſchauſpielen darlebte) herausgegebenen Münchener Album (München 1855?); ſie ſchildert ebenfalls einen tragiſchen Untergang: den

eines jungen Ariſtokraten, der in der franzöſiſchen Revolution von einem geiſtig überlegenen ältern Freund, einem elſäſſer Doctrinär, für die neuen Lehren gewonnen, ſich doch von den Ueberlieferungen ſeines Hauſes, ſeiner Erziehung, von der Jugendliebe zu einer Ariſtokratin nicht löſen kann und bei dem Verſuche, dieſe vor dem Schaffot zu retten, in den Vendéer-Kämpfen den Tod findet.

Die dritte, „Ernſt und Frank", ſtellt dar das Unterliegen des älteren, allzu lehrhaft angelegten Bruders, eines Profeſſors, gegenüber dem friſch natürlichen jüngeren, dem Landwirth, in dem Werben um ein von beiden geliebtes Mädchen: das Mädchen und die Landſchaft ſind aus Neuſeß herüber genommen. Die kleine Geſchichte iſt inſofern merkwürdig, als ich mir darin ſelbſt ſehr eindringlich das Nebeneinander vor Augen ſtellte von Abſtrakt-, Lehrhaft-Pedantiſchem, das mir damals noch in hohem Maß anklebte (vgl. II. S. 78, 520) und von ungeſtüm, ſanguiniſcher Lebhaftigkeit, welche ſeit 1854 in mir

ſich erfolgreich zu regen begonnen hatte: ich ſagte mir ſelbſt, daß jener Zug in mir krankhaft und zum Unſieg vorverurtheilt, dieſer der geſunde und allein rettende war. Leider ſollte ich ſeit 1858 wieder in jenes Krankhafte und Pedantiſche und Bang-Beſorgte zurück — nicht gerade freiwillig fallen — vielmehr von Außen — gedrängt werden.

XLI.

Die mir durch die zuſammenwirkende Güte von Freund Scheffel und Profeſſor (von) Riehl übertragene Mit-Herausgabe der Bavaria (oben S. 240) war mir nach gar mancher Richtung förderlich. Der Ober-Herausgeber, Riehl, durch ſeine ausgezeichnete Gattin, eine Freundin meiner Stiefmutter, in dem Hauſe meines Vaters eingeführt, brachte mir von Anbeginn warmes, freundliches Wohlwollen entgegen: es iſt mir ein Herzensbedürfniß, ihm an dieſer Stelle meinen innigen Dank auszuſprechen.

Recht erwünſcht war mir ſchon, — aus manchfaltigen Gründen — daß mir nun ein feſtes Gehalt (von 600 Gulden) — wenigſtens für die nächſten Jahre — zugeſichert war, ich alſo von den Aeltern wirthſchaftlich nahezu unabhängig wurde.

Dazu kam aber, daß ich als Mit-Herausgeber den Briefwechsel und den mündlichen Verkehr mit einer Reihe von ausgezeichneten Männern führen und pflegen durfte, welche als Mitarbeiter des viel umfassenden Werkes gewonnen waren: und zwar wesentlich durch meine Bemühung Konrad (von) Maurer (Sagenkunde), Ludwig (von) Rockinger (Ortsgeschichte), Karl (von) Prantl (Geschichte des Unterrichts); dann aber auch Gümbel (Erdkunde), Sendtner (Pflanzenkunde), Fentsch (fränkische Volkskunde), Schandein pfälzische (Mundart, Sage, Volkskunde), und noch Manche mehr.

Endlich aber hatte ich auch meine helle Freude an dem Gebiet, das mir (neben der Mit-Herausgabe) als Mitarbeiter zur Behandlung überwiesen ward: nämlich die Volkskunde von Ober- (und Nieder-) Baiern. Ich war hierfür nicht schlecht vorbereitet, durch den früher (II. S. 183) geschilderten langjährigen, herzvertrauten Verkehr mit dem oberbaierischen Landvolk einerseits, durch meine Forschungen in deutschem

Götterglauben, deutſchen Rechts- und anderen Alterthümern andrerſeits. Das richtige Verſtändniß für das Gegebene war durch jene Erfahrungen, die wiſſenſchaftliche Erklärung und Verwerthung war durch dieſe Schulung geſichert.

Letztere war nun ganz beſonders nothwendig. Denn meine Aufgabe beſtand darin, ihn nun erſt wiſſenſchaftlich brauchbar und werthvoll zu machen, den ganz unglaublich umfangreichen Stoff — er füllte mehr als 12 eng geſchriebene Folio-Bände — welchen Freund Lentner (ſ. I. S. 254) im Auftrag des Königs in Jahrzehnte langem Umherwandern durch ganz Ober- und Nieder-Baiern aufgeſtapelt hatte zu einem eigenthümlichen, höchſt perſönlichen Zweck des Monarchen.

Max II., eine feine, nur allzu zarte und durch arges Siechthum erſchütterte Natur, war von edelſter Auffaſſung ſeiner Herrſcherpflichten beſeelt (freilich auch durchdrungen von der Unantaſtbarkeit ſeiner Souverainitätsrechte in ſo hohem Maße, wie etwa der

letzte König von Hannover); er würde 1866 nie verziehen und 1870 ganz anders gehandelt haben als der unglückliche, in seinem herrlichen Idealismus unvergeßliche Ludwig II. (s. unten B. IV.). Er wollte gewiß überall das Beste: daß er oft unzulängliche, zu ohnmächtige, kleinliche Mittel wählte, lag in einer gewissen ängstlichen Zaghaftigkeit des Gedankens, die wohl wieder in dem Gefühl der eigenen Krankheit und Unkraft ihre letzten Wurzeln hatte. Darauf ist wohl auch — zum Theil — sein Nachgeben in dem langen Kampfe zwischen dem reaktionären Ministerium Reigersberg und der Mehrheit der Volksvertretung zurück zu führen: — obzwar ich an seinem schönen Königswort nicht mäkeln will: „ich will Frieden haben mit meinem Volk"; gewiß war dies aufrichtig gemeint.

Um nun dies sein Volk kennen zu lernen, hatte er sich vorgesteckt, im Laufe der Jahre einen der baierischen Kreise nach dem andern nach allen Landgerichten zu durchwandern, mit den Leuten un-

mittelbar zu verkehren. Zu dieſem Behuf wollte er aber vorbereitet ſein: er wollte überall mit Kenntniß von Land und Leuten auftreten können, um Täuſchungen zu verhüten; jene mitgebrachte Kenntniß ſollte nur ergänzt und durch eigene Anſchauung verlebendigt werden.

Zu dieſem Zwecke hatte er ſelbſt eine Reihe von Geſichtspunkten aufgeſtellt, welche in ihrer Geſammtheit allerdings ein erſchöpfendes Bild aller Zuſtände und Lebensverhältniſſe einer Landſchaft gewähren mußten: nämlich 1) Bodenbeſchaffenheit (Erd-, Pflanzen-, Thierkunde), 2) Gewäſſer, 3) Klima, 4) Körperbeſchaffenheit, 5) Nahrung, 6) Tracht, 7) Hausbau, 8) Volksſitte (Taufe, Hochzeit, Begräbniß, der Bauernkalender ſ. unten), 9) Volkswirthſchaft (Landwirthſchaft: Viehzucht, Acker-, Weinbau, Handwerk, Handel, Aus- und Einfuhr), 10) Ortsgeſchichte, 11) Schule und Unterricht, 12) Kirchliches.

Nun wollte aber der König auf ſeinen beabſichtigten Reiſen, die dann durch ſeine Kränklichkeit

größtentheils verhindert wurden, immer nur den betreffenden Band der Lentneriſchen Aufzeichnungen mit ſich ſchleppen und ſo mußte denn mit ermüdender Eintönigkeit in all' den vielen Landgerichten meiſt wieder daſſelbe geſagt werden: denn ſelbſtverſtändlich bewirkte die bureaukratiſche Gränze zwiſchen zwei Landgerichten keinen Unterſchied in allen jenen Dingen.

Es galt nun alſo, aus den zahlloſen Wiederholungen das Einheitliche heraus zu ſchälen und, in vollem Umſturz jenes Syſtemes, das ſachlich Zuſammengehörige zuſammen zu ſtellen.

Ferner aber: die Arbeit Freund Lentner's war mit muſterhafter Treue, mit Bienenfleiß und mit liebevollſter Verſenkung in den Gegenſtand durchgeführt; allein der urſprünglich zum Maler Erzogene war nie in der Lage geweſen, Quellenſtudien und methodiſche Forſchung in deutſcher Götterlehre, deutſchen Rechts- und anderen Alterthümern zu treiben: die Zurückführung der Erſcheinungen des Volkslebens

auf jene uralten Ueberlieferungen war ihm unmöglich.

Das ward nun aber meine mir sehr zusagende Arbeit und Aufgabe: und ich lernte gar viel dabei aus dem so reich aufgehäuften Stoff: ich verfolgte das Leben des altbaierischen Bauers von der Geburt bis zur Bestattung und die Feste, Sitten, Gebräuche, Aberglauben durch den ganzen Bauernkalender von Neujahr bis Weihnachten gerade unter jenem wissenschaftlichen Gesichtspunkt der Erklärung aus der urgermanischen Ueberlieferung; später habe ich, reifer und kenntnißreicher geworden, wie schon gesagt, diese Dinge in den Bausteinen I. vertiefter dargestellt. („Altgermanisches Heidenthum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart".)

Wenn mir das nun für Ober-Baiern, wie ich meine, nicht übel gelungen ist, so macht sich doch schon bei Nieder-Baiern, das ich viel weniger durchwandert hatte, der Mangel lebendigen Augenscheins oft empfindlich geltend, und die Verarbeitung der

Lentner'ſchen (und anderer) Aufzeichnungen für Oberpfalz und Regensburg, ſowie für Schwaben lehnte ich unbedingt ab: für die drei fränkiſchen Kreiſe war ja in Fentſch der berufenſte Bearbeiter gegeben.

XLII.

Den Jahren 1857 bis 1858/59 gehört nun auch an das erſte Auftauchen der Pläne zu den beiden Werken, an welche man zumeiſt und gewöhnlich zu denken pflegt, wenn man mir überhaupt die Ehre erweiſt, auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft oder der Kunſt an mich zu denken: der Plan zu den „Königen der Germanen“ und zu dem „Kampf um Rom“.

Zu den Königen der Germanen kam ich auf folgenden Wegen.

Vor Allem ſtand mir feſt, daß ich gleich nach der Habilitation und neben der Vorbereitung der fortab zu haltenden Vorleſungen mich an eine größere wiſſenſchaftliche Arbeit machen müſſe: nicht nur aus dem äußerlichen Grunde, daß die Veröffentlichung einer ſolchen Vorbedingung für Erringung der Profeſſur

war, noch vielmehr aus dem innerlichen, dem Geiſtesbedürfniß, auf dem Boden meiner Lieblingsforſchung germaniſcher Urzeit und Vor-Mittelalter bis ca. 814 nun etwas zu leiſten, was einheitlicher und bedeutender wäre als die kleine Schrift über die Gottesurtheile, deren Abgeriſſenheit und Stückhaftigkeit mir ſchon gleich nach dem Abſchluß die Freude an dem Vollendeten getrübt hatte.

Nun hatte ſich mir aber bereits im Laufe dieſer Jahre, die faſt ausſchließend dem Quellenſtudium des angeführten Zeitraums geweiht geweſen waren, herausgeſtellt, daß die Entwickelung des germaniſchen Verfaſſungsrechts (— das mich ungleich mächtiger als das Privatrecht anzog —) ganz weſentlich getragen worden iſt von der Entwickelung des altgermaniſchen Königthums; ſo dämmerte mir der Gedanke auf: wie bei den Nordgermanen und bei den Angelſachſen allmälig aus dem auf einen Gau oder höchſtens auf eine Völkerſchaft beſchränkten uralten Königthum, das an die Abſtammung des Volkes von den Göttern

knüpfte, ein Stammes-, Volks- und Reichs-Königthum erwachsen iſt, — ähnlich iſt es wohl auch bei den Weſtgermanen hergegangen, nur daß bei dieſen und auch bei den auf römiſchen Boden übergetretenen Vandalen, Oſt- und Weſt-Gothen die römiſchen Einflüſſe, die Herübernahme imperatoriſcher Rechte, zunächſt über die Romanen und deren ſpätere Erſtreckung auf die Germanen, ganz anders geſtaltend eingreift.

Aus dieſem nach Gebiet und Bevölkerung vergrößerten und inhaltlich ſtark römiſch beeinflußten Königthum iſt der germaniſch-romaniſche Stat der Reiche des V. bis IX. Jahrhunderts hervorgegangen.

Dieſer, wie ich heute noch glaube und wie ich bewieſen zu haben mir ſchmeichle, richtige und fruchtbare Grundgedanke wurde nun verfolgt, wobei freilich die allumfaſſende Durchführung zur Folge hatte, daß das auf viele Bände anſchwellende Werk zu einer Geſammtdarſtellung der germaniſchen Verfaſſung überhaupt (von der Urzeit bis 814) ſich auswuchs: es iſt dieſelbe Aufgabe, welche Georg Waitz in den

ersten 5 Bänden seiner „Deutschen Verfassungsgeschichte“ behandelt hat: — aber dieser Meister mit Beschränkung auf die späteren „Deutschen“, also mit Ausscheidung wie der Nordgermanen und Angelsachsen, so aller Gothen, der Burgunden und Langobarden.

Diese „Könige der Germanen“, so aufgefaßt, wurden denn also das wissenschaftliche Hauptwerk meines Lebens: 1861—1872 sind sechs Bände, der sechste im Jahre 1885 in zweiter Auflage erschienen. Das Jahr 1893 wird den VII.: „Die Franken unter den Merowingen“ bringen; der VIII., umfassend Alamannen, Baiern, Thüringe, Burgunden, Friesen und Sachsen liegt fast druckfertig vor: der IX., die Franken unter den Arnulfingen und Karolingen bis 814, bedarf, wie der X., den Langobarden geweihte, nur noch der Nachtragung einiger außerdeutscher Literatur: die Quellenarbeit für alle diese vier Bände ist abgeschlossen.

Wie ich in den „Westgothischen Studien“ das sonstige Westgothen-Recht dargestellt habe, das nicht

in den VI. Band der „Könige“ gehörte, weil nicht Verfaſſungsrecht, ſo wird in den „fränkiſchen Forſchungen“ das Privat-, Straf- und Verfahrensrecht der Franken zuſammengefaßt; allerdings habe ich im Laufe von zwei Jahrzehnten ſo viel außerjuriſtiſchen, culturgeſchichtlichen Stoff, zumal aus den Heiligenleben, zuſammengehäuft, daß dieſer einen zweiten Band ſolcher Forſchungen füllen wird (Leben und Sitte im Frankenreich 480—814).

Sollte, was ja ſehr wohl möglich, der Tod mich abhalten, die letzte Hand an dieſe, in der Quellenarbeit abgeſchloſſene, nur noch der Literaturnachträge bedürftigen Bände zu legen, ſo iſt dafür geſorgt, daß das Druckfertige gleichwohl veröffentlicht werde: mein lieber Freund und Nachfolger in Königsberg, Karl Gareis (ſ. unter „Würzburg“ und „Sedan“ im IV. Bande), hat gütevoll „als Treuhänder“ die Ausrichtung dieſes Liebesdienſtes übernommen.

Nahe liegt nun die vorwurfvolle Frage: warum hat der Verfaſſer dieſe „Könige“, die er ſelbſt das

wiſſenſchaftliche Hauptwerk ſeines Lebens nennt, im Lauf all' dieſer Jahre nicht längſt ſchon vollendet? Warum iſt ſeit 1872 nur eine neue Auflage Eines Bandes, nicht ein weiterer Band erſchienen?

Der Grund liegt *nicht*, wie Unkenntniß oder Uebelwollen mir nicht ſelten vorrückt, in der Abziehung von dieſer wiſſenſchaftlichen Arbeit durch die Dichtung, welche allerdings nach einem faſt ununterbrochenem Todesſchlafe von zehn Jahren (1858—1868) ſeit 1868 zu neuem Leben kräftiger und reicher denn je zuvor auferwacht iſt: denn ich wiederhole, beinahe nur die Sonntag-Vormittage habe ich von jeher zu dem *Niederſchreiben* der Dichtungen verwendet; die zeitraubende Hauptarbeit, das Ausreifen und Geſtalten geſchah und geſchieht in Stunden, die für die wiſſenſchaftliche Arbeit doch verloren ſind (ſ. oben S. 191).

Vielmehr habe ich ja ſeit 1863 und 1872 eine ganze Reihe von neuen Fächern übernehmen und die Vorleſungen darin ausarbeiten müſſen: Völkerrecht,

Deutſches Statsrecht, Preußiſches Statsrecht, Preußiſches Selbſtverwaltungsrecht, vorübergehend auch einmal (für 2 Jahre) Preußiſches Privatrecht! Las ich doch in Königsberg im Sommerhalbjahr wöchentlich 17 Stunden!

Dazu traten ſeit 1872 in Preußen die Seminar-Uebungen und die in Königsberg bis zur Abſchaffung der Prämien außerordentlich zahlreich eingehenden ſchriftlichen Seminar-Arbeiten, von den Prüfungen in Baiern und in Preußen und der ſo überaus zeitraubenden Thätigkeit als Senator in Würzburg, Königsberg und Breslau und als Decan und Rector in Königsberg zu ſchweigen. Schwerer aber noch wog das Folgende.

Bei meiner Grundauffaſſung vom Recht (ſ. oben S. 95) konnte ich zumal das öffentliche, das Verfaſſungsrecht der Germanen, von der geſammten politiſchen (ſogenannten äußeren) und von der Culturgeſchichte nicht ſcheiden, weder in der Forſchung, noch in der Darſtellung. Der Uebergang aus dem Gau- in das Völkerſchafts- und Stammes- und Reichs-

Königthum war weder mir ſelbſt, noch meinen Leſern klar zu machen ohne Heranziehung der Kriege und der friedlichen Verhältniſſe mit den Römern, dann der ſogenannten Völkerwanderung, die wieder aus den wirthſchaftlichen Wandlungen zu erklären war. Die Zuſtände des ſinkenden Römerreiches vom III. bis in's VI. Jahrhundert mußten geſchildert, die Annahme des Chriſtenthums, die Ausbildung der Kirchenhoheit, die Beziehungen des Königthums zu dem Epiſkopat, zuletzt zu dem römiſchen Stuhl mußten erörtert werden. Dazu traten Sonderunterſuchungen über einzelne Quellen, wie Jordanis und Prokop mit Handſchriftenvergleichung, über Paulus Diaconus, über die oſtgothiſchen Edicte, die ich herausgab.

Kurz: es ergab ſich eine ſolche Fülle von Arbeit und von Stoff aus der politiſchen, der Cultur- und der Literatur-Geſchichte, daß derſelbe in den engen Rahmen der Könige nicht zu zwängen, auch in Sonderſchriften, wie den oben erwähnten über Prokop, Paulus, und in den weſtgothiſchen Studien nicht unterzubringen war.

Die kurze — allzu kurze — Darſtellung der äußeren Geſchichte, wie ich ſie bei Vandalen, Oſt- und Weſtgothen der Verfaſſung vorausſchickte, genügte mir ſchon bei dieſen Völkern durchaus nicht: noch weniger mochte ſolche Knappheit bei dem Frankenreich angehen.

Da war es mir denn in höchſtem Maß erwünſcht, als ich faſt gleichzeitig (1874/75) die Aufforderung erhielt einmal eine Ur-Geſchichte aller Germanen (ausgenommen Nordgermanen und Angelſachſen) zu ſchreiben, für das Sammelwerk von Onken-Grote (Allgemeine Weltgeſchichte in Einzeldarſtellungen) und (durch) Wilhelm von Gieſebrecht) eine älteſte Deutſche Geſchichte bis 814 für die bei Perthes in Gotha erſcheinende Geſchichte der europäiſchen Staten, begründet durch Heeren und Uckert.

Wie von den Göttern plötzlich dem ſuchenden Blick, der taſtenden Hand eröffnet ſchienen mir dieſe zwei Auswege aus der erdrückenden, für die „Könige“ unaufnehmbaren und doch mir unentbehrbaren Fülle

des politiſch-geſchichtlichen und des cultur-geſchichtlichen Stoffes. Eifrig griff ich mit beiden Händen nach beiden Aufgaben: auch das nicht unerhebliche Bedenken, zum Theil denſelben Gegenſtand zweimal behandeln zu müſſen, hielt mich nicht ab. Ich half mir dadurch, daß ich in dem einen Werk die äußere, in dem andern die Rechtsgeſchichte zur Hauptſache machte. Ich konnte nun die „Könige" von dieſen ſchweren Bürden entlaſten, ſie, unter Verweiſung auf jene beiden Werke, auf die Darſtellung der Verfaſſungsgeſchichte beſchränken und ſo mit zehn mäßigen Bänden auskommen, während ich andernfalls wohl noch ſechs weitere würde gebraucht haben.

Ich übernahm alſo deßhalb beide Aufgaben und vollendete ſie von 1876 bis 1888 in ſechs Bänden: 4 Bände Urgeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker (darunter allerdings einer, der III. von 80 Bogen), 2 Bände deutſche Geſchichte.

Es ruhte nun ſcheinbar die Fortſetzung der „Könige" all dieſe Jahre gleich nach dem VI. Bande

der „Könige“ waren 1874 die weſtgothiſchen Studien, 1876 Paulus Diaconus erſchienen): aber eben nur ſcheinbar: denn jene beiden Werke waren eine ganz unentbehrliche Vorarbeit und Ergänzung der „Könige“ und dieſe konnten, nach Vollendung jener, raſch und leicht zu Ende geführt werden.

Dieſes Vorgreifen von 1858 bis 1888 war hier unerläßlich: mir liegt daran, das ſcheinbare Einſchlafen jenes meines Hauptwerkes zu erklären.

XLIII.

Eine ähnliche Verzögerung traf das dichteriſche Werk von mir, welches am meiſten genannt wird: den „Kampf um Rom“ (es wird unter meinen Dichtungen auch meiſt am höchſten gewerthet: meines Erachtens mit Unrecht: „Odhins Troſt“ und „Sind Götter?“ ziehe ich dem Inhalt des Gedankens „Felicitas“ und „Rolandin“ der Einheit und der Vollendung der Form nach vor).

Die Wurzeln dieſes Gewächſes ſind zahlreich: eine philoſophiſche, eine alt-geſchichtliche, eine national-patriotiſche, endlich eine ganz neu-geſchichtliche.

Schon ſeitdem der Bruch mit dem Chriſtenthum (I. S. 232, II. S. 230) mir zur geiſtigen und ſittlichen Nothwendigkeit geworden war — das Feſthalten daran wäre Heuchelei oder Selbſttäuſchung, oder Ver-

gewaltigung der Vernunft geweſen — hatte ich mir eine tragiſch-heroiſche Weltanſchauung aufgebaut, welche die Entſagung lehrt und die Pflichterfüllung nur um der Vernunftnothwendigkeit willen, ohne Hoffnung auf Sieg auf Erden oder vollends mit der ſchmählichen und unſittlichen Berechnung auf Lohn im Himmel oder der jämmerlichen Furcht vor dem Tode und den Höllenſtrafen. Das Unterliegen des Edeln im Kampfe mit dem Schlechten, aber Uebermächtigen ward mir ſo für das Leben des Einzelnen und für das Leben der Völker in der Weltgeſchichte traurig, aber unwiderlegbar klar: die unglaubliche Selbſttäuſchung der Theiſten mit der Annahme einer das Gute ſtets zum Siege führenden, mirakelhaft eingreifenden himmliſchen Vorſehung war mir längſt eine Thorheit. Tief tragiſch, heroiſch, aber nicht peſſimiſtiſch, ward und blieb bis heute meine Weltanſchauung. Und allerdings: — mit Vorliebe wandelte mein Geiſt in jenem ſchmerzreichen, aber großartigen Gedankengange. — Es drängte mich ſchon damals, dieſe Weltauffaſſung

dichteriſch durchzuführen: iſt ſie doch ſchon in Harald und Theano ausgeſprochen. Nun ward mir bei der Quellenarbeit für den II. Band der Könige der Untergang der Oſtgothen in Italien in dem Kampfe mit Byzanz in einer Weiſe in allen Einzelheiten vertraut, wie nur eben den wenigen Sterblichen, welche dies ganze Material ſo genau Wort für Wort in Prokop, Jordanis, Caſſiodor u. ſ. w. durchgearbeitet hatten wie ich.

Eine erſchütternde, eine unvergleichlich großartige Bewährung meiner heroiſch-tragiſchen Welt- und Geſchichts-Auffaſſung trat mir hier in einer geſchichtlich-wirklichen Tragödie entgegen: der Stoff drängte, ja er zwang ſich mir auf: — hier war das Geſuchte — und ich — der Träger ſolcher Philoſophie — war der von ſeiner innerſten Eigenart zur Behandlung, vielleicht zur Löſung dieſer Aufgabe Berufene. Und welche Reihe von dankbaren Geſtalten, die nur der dichteriſchen Hand zu harren ſchienen, war hier geſchichtlich gegeben: Theoderich der Große, der weiſe

Friedenskönig, die glänzende Amalaſwintha, der tapfere treue Vitigis, der „Sonnenjüngling“ — wie ich ihn nannte — Totila, endlich der Herrlichſte, der Gewaltigſte von Allen: der ſchwarze Teja, der Held des Gedankens und des Schwertes, der Träger meiner liebſten, ſtolzeſten Ideen: — und drüben die Byzantiner: Juſtinian, Theodora, Beliſar, Narſes, Prokop.

Aber freilich: der letzte Grund des Untergangs der Gothen war der Abfall der Italier zu Byzanz: dieſer Uebertritt, ſittlich zum Theil ſo ſcheußlich, ſo verrätheriſch vollzogen, aber geſchichtlich durch die ganze Vergangenheit der ewigen Roma gerechtfertigt, bedurfte eines Vertreters, der, großartig und frevelhaft zugleich, dämoniſch, wie das ganze antike Rom, erſcheinen mußte: dieſer Vertreter mußte erfunden oder vielmehr nicht erfunden, nur aus dem geſchichtlich an viele Perſonen Vertheilten zuſammengeſtaltet werden: es erſtand vor meinem Geiſte die Erzgeſtalt von Cethegus dem Präfecten.

Dieſe Bildungen wogten ſchon ſeit 1857 in meiner

Einbildungskraft hin und her: vielleicht aber wären ſie in den par Gothen-Balladen aufgegangen (welche damals — ſchon vor dem Roman — entſtanden und erſt ſpäter in den vollendeten aufgenommen worden ſind), — hätte nicht eine brennende Frage der gegenwärtigſten Gegenwart damals das ganze Deutſch-Patriotiſche, das Nationale in mir zu hellſter Flamme entzündet für die große Vergangenheit, für das deutſche Volksthum.

Welch glühende Begeiſterung für das Deutſche ſchon vom Knaben der Ritterſpiele an, in mir lebte, wie ſie ſchon in den ſtammelnden Liedern des Vierzehnjährigen (1848) ſich Luft gemacht hatte, haben wir geſehen.

Dieſe national-heldenhafte Begeiſterung iſt doch vielleicht der tiefſte Grundzug meines Weſens.

Seither nun hatte dem Studenten, dem jungen Doctor nicht nur die vergangene Kaiſerherrlichkeit des Deutſchthums in der Vergangenheit, — auch das ganze Elend, die Noth und Schmach der deutſchen Gegenwart,

der deutſchen Zerriſſenheit und Ohnmacht ſich vor die Augen gedrängt. In ſchmerzlichen und in grimmigen Liedern tobten ſich das Weh und der Zorn aus (vgl. Gedichte I.): nach dem Scheitern der Bewegung von 1848/49, nach dem Zurückweichen Preußens vor Oeſterreich und bei der ſchmachvollen Unthätigkeit Preußens all' dieſe Jahre her (1850—1858) erfüllten mich wie die Freunde (oben S. 122) Schmerz, Wuth, Scham vor dem Ausland und — Hoffnungloſigkeit. Wie und aus welchen Gründen ſich damals unſere Hoffnung, ſofern wir ſolche zu hegen wagten, ſogar eher noch auf das keineswegs geliebte Oeſterreich als auf das uns theurere, aber völlig thatloſe Preußen richtete: — davon im Zuſammenhang unter „Politik" (1866: im nächſten Bande).

Nun kam das Jahr 1858.

Der Imperator an der Seine warf — freilich nur zu ſelbſtiſchen Zwecken — das „Nationalitätsprincip" als Zwietrachtsapfel unter die Großmächte: ſichtbar ballte ſich in Italien ein Kriegsgewölk

zuſammen: ſchon vor dem nach Pulver riechenden Neujahrsgruß von 1859 des Cäſars an den öſterreichiſchen Botſchafter ſchien der Ausbruch des Kampfes in Italien zwiſchen Oeſterreich einerſeits, Piemont und dem Imperator andererſeits kaum noch vermeidbar. Mit heißeſter Leidenſchaft bekämpften ſich in Deutſchland die politiſchen Parteien: denn daß die Entſcheidung des Nationalitätsprincips in Italien, die Herſtellung oder die Verhinderung des italiſchen Einheitſtates auch für Deutſchland die Entſcheidung anbahnen werde, das ahnten Alle.

Hie Preußen — hie Oeſterreich — hie Gothaer — hie Großdeutſche: hie „Politik der freien Hand", d. h. Neutralität des Bundes — hie Bundeshilfe für Oeſterreich, falls Napoleon Piemont unterſtützt — hie Heinrich von Sybel — hie Julius Ficker, v. Wydenbrug und Anderen!

Leidenſchaftlich wogte der Kampf täglich in den Zeitungen, Flugſchriften, Volksvertretungen, in den Erklärungen der Cabinette.

Auch mich wie alle meine Jugendgenoſſen zog die große Frage in dieſen toſenden Strudel: — und zwar waren wir in München (wie in Süd-Deutſchland überhaupt die allergrößte Mehrzahl) — abgeſehen ſelbſtverſtändlich von den um Heinrich von Sybel geſcharten Norddeutſchen — „großdeutſch“, d. h. wir wollten Oeſterreich nicht aus dem Deutſchen Bunde geſtoßen ſehen. Und ſo ſehr wir den Italienern Freiheit und Einheit gönnten, falls ſie dieſelbe ſelbſt und allein erringen konnten, — ſo wie der Imperator an der Seine ſich einmiſchte, wollten wir den Oeſterreichern, den „deutſchen Brüdern“ deutſche Waffenhilfe gegen das tief von uns gehaßte und mehr noch gefürchtete Frankreich nicht verſagt wiſſen.

Thöricht — wie wir nach 1866 einſahen. Aber damals voll begreiflich. Wollte doch auch König Wilhelm von Preußen lange Zeit nichts wiſſen von der „Politik der freien Hand“ des Herrn von Schleinitz.

Allein — wie ward denn m i r, ganz abgeſehen von der politiſchen Parteiergreifung, bei All' dem zu Sinne?

Da ſah ich ja deutlich, nur aus dem VI. in das XIX. Jahrhundert verſetzt, die großen philoſophiſchen, nationalen, weltgeſchichtlichen Fragen eines „Kampfes um Rom“.

Der heilige Vater, vor Allem auf die eigne weltliche Macht bedacht, die Italiener, in ſittlich berechtigter, allein gegen die Verträge verſtoßender und häufig in Verbrechen, in Verſchwörungen, in Verrath, in Meuchelmord öſterreichiſcher Schildwachen ausbrechender geſchichtlich-nationaler Erhebung, die Oeſterreicher, freilich in manchem Betracht keine Gothen, aber formal im vollen Recht, lange Jahre vergeblich befliſſen, durch Verhätſchelung das knirſchende Mailand, das gährende Venedig zu gewinnen, und jedesfalls bärenhaft tapfer, endlich Juſtinian in Byzanz vergleichbar, der liſtige Imperator an der Seine, der, ſchöne Worte von Freiheit im Munde führend, ſelbſtiſche Ränke ſpann, ſeine Franzoſen knechtete, nach Cayenne ſchickte (wie Juſtinian ſeine „Romäer“ in die Bergwerke) und für Italien das Nationalitätsprincip

verkündete, während er gewiß Elsaß-Lothringen oder die Schweiz nicht Deutschland herausgab oder gönnte, ja selbst nach der Oberherrschaft in Italien trachtete und bald Savoyen und Nizza einsteckte.

Das war ein „Kampf um Rom", all over again. Und so begann ich im Laufe des Jahres 1858 den Entwurf des Romans und die Anfänge der Ausarbeitung niederzuschreiben, durch die Fragen der Gegenwart angefeuert, und jene Gedanken mir völlig klar zu legen, welche schon lange vorher als philosophische, geschichtliche, nationale, patriotische Aufgaben mich beschäftigt hatten.

Ich theilte den Plan Steub, Scheffel und Anderen mit und las im Hause meines Vaters und meiner Mutter jede Woche die einzelnen Abschnitte, wie sie entstanden waren, vor; Plan und Ausführung fanden reichsten Beifall.

Aber schon im Laufe des Jahres 1858 begann das Stocken wie all' meiner Dichtung, so auch der Ausführung dieses Romans: 1859 legte ich die Hand-

ſchrift bei Seite: ſie war gediehen bis zur Gefangennehmung des Vitigis. Ich verzweifelte damals wie an meiner dichteriſchen Begabung überhaupt, ſo an dem Werth und an der Durchführbarkeit dieſes Werkes. Schon damals dachte ich daran, das Geſchreibſel zu verbrennen; 1874 in Königsberg hat es vor dieſem Geſchick — ſchon kniete ich, den Pack in der Hand, vor dem Ofen, — nur meine liebe Frau Thereſe gerettet: ich ſprang auf, ihr noch vorher ein par Abſchnitte vorzuleſen, die mir doch nicht ganz übel gelungen ſchienen: da nahm ſie mir die Blätter aus der Hand und rief mit der ihr eigenen Unwiderſprechlichkeit: „Das darfſt Du nicht verbrennen!“

Damals aber — 1859/63 — mußte ich jede freie Stunde bald auch zu anderer, zu ſofort einträglicher Arbeit verwerthen.

XLIV.

Wenden wir uns nun zu den Geſchicken des Privatdocenten der Münchener Juriſtenfacultät, zu ſeiner Lehrthätigkeit an der Hochſchule.

Ich begann die Vorleſungen in dem Winterhalbjahr 1857/58 mit einer öffentlichen über die germaniſchen Gottes-Urtheile: — dem Gegenſtand meiner Habilitationsſchrift. Da unſer Name in München ſehr bekannt, auch mein Eintreten für Prantl unter den Studenten unvergeſſen war, erhielt ich ſtarken Zulauf von Neugierigen, — über 70 — unter denen auch katholiſche Theologen zahlreich vertreten waren: ſchwerlich aus Liebe zu mir!

Es hat mir niemals Schwierigkeit gemacht, frei vorzutragen, ſchon auf dem Gymnaſium nicht, wo der treffliche Hutter (I. S. 193) derartige Uebungen mit

uns veranſtaltete: ſo dachte ich nie daran, zu dictiren oder abzuleſen — ich hatte unter dictirenden Profeſſoren genug gelitten (II. S. 462)! Meine Vorleſungshefte enthielten und enthalten nur kurze Anhalte für die Aufeinanderfolge der Gedanken, blos ausnahmsweiſe — bei wichtigen Begriffsbeſtimmungen — ausgeführte Sätze. Meine Vortragsweiſe hat von Anbeginn den Hörern gefallen, aber ſie litt von Anbeginn bis heute an dem Fehler, daß ich zu raſch ſpreche. Um nun dafür zu ſorgen, daß der Hörer, der nicht gedankenlos wörtlich nachſchreiben — am Ende gar ſtenographiren! — nur den Gedankengang des Vortragenden in ſich ſelbſt, begreifend, wiederholen ſoll, gleichwohl ein befriedigendes Heft mit nach Hauſe bringen kann — was ich für unerläßlich halte — wiederhole ich den Gedanken in anderer Form, bis ich mich überzeugt habe, die Hörer, welche das können und wollen, haben ihn richtig aufgefaßt und verzeichnet.

Zu dieſem Zweck muß man freilich ſcharfen Auges

— leider mit ſehr ſcharfer Brille! — bis in die hinterſte Bank (auf der ſie ja mit Vorliebe ſitzen!) geiſtigen Zuſammenhang mit den Hörern herſtellen: man muß ſie „verſammeln“ (wie [übrigens ohne beleidigenden Vergleich!] unſer Stallmeiſter bei dem alten Reitlehrer Freund in der Barerſtraße uns anraunzte: „verſammeln Sie doch Ihr Pferd!“): gar oft habe ich einen Unaufmerkſamen ſo lange angeblickt und gerade auf ihn los geſprochen, bis er aus ſeinen holden Bier-, Minne- oder anderen Träumen erwachte und nachſchrieb. Uebrigens muß man Alles lernen, auch den akademiſchen Vortrag und ich glaube, ich mache es jetzt beſſer als vor 35 Jahren.

In den folgenden Jahren — ich war 12 Halbjahre Privatdocent zu München — las ich öffentlich: über die Kämpfe der Deutſchen Kaiſer mit den Päbſten, Deutſche Verfaſſungsgeſchichte bis 814, germaniſche Rechtsalterthümer, germaniſche Mythologie mit Auslegung der Edda, dann Auslegung von Jordanis[1]),

[1]) Für dieſe Auslegungen richtete ich — ein arm, klein,

von Gregor von Tours, von Paulus Diaconus. Unter den Privat-Vorleſungen hatte ich am meiſten Glück — gleich von Anfang an — mit der Rechtsphiloſophie, die ich jedes Jahr vor zahlreichen Hörern las; auch Allgemeines Statsrecht[1]), und zumal Handelsrecht war gut beſucht: ich hatte mich mit Eifer auf den Entwurf des Handelsgeſetzbuches geſtürzt, ſobald er veröffentlicht war und in den Herbſtferien zu Seebruck mit gewaltigem Eifer das Vorleſungsheft darnach ausgearbeitet. Der Stoff zog mich lebhaft an: beſonders auch das Wechſelrecht,

jung Privatdocentlein! — mir eine Art Seminar ein auf eigene Fauſt (giebt es doch noch heute nicht, wie ſchon wiederholt beklagt, öffentliche juriſtiſche Seminarien an den baieriſchen Hochſchulen!) in meinem Kämmerlein, d. h. ich kaufte mir mit meinen „Blutkreuzern" die erforderlichen Quellenausgaben und die wichtigſte Literatur dazu, und wirklich kamen ein par junge Leute: Max Haushofer, Julius von Goſen und noch einige, welche ſich (Nachmittags von 2—3 im Sommer!) von mir über die Amaler und Gungingen belehren ließen: — lieber Gott, wie wenig wußte ich ſelbſt noch davon!

[1]) Unter den Hörern waren der jetzige Münchener Oberbibliothekar Siegmund (von) Riezler und der jetzige Münchener Geſchichts-Profeſſor Theodor (von) Heigel.

das ich Anfangs nach Bluntſchli's Commentar zur Wechſelordnung (Erlangen 1852) vortrug: bis heute behandle ich das Wechſelrecht mit Vorliebe im Seminar. Schwächer war der Erfolg im Deutſchen Privatrecht: dies hörten faſt nur Nicht-Baiern bei mir. Denn da die Abgangsprüfung in Baiern — ſehr vernünftigerweiſe! — nur von Profeſſoren, nicht auch von Praktikern abgehalten wird, haben allerdings die prüfenden ordentlichen Profeſſoren bei dem Wettbewerb einen kaum einzuholenden Vorſprung: nicht nur vor den Privatdocenten und außerordentlichen, auch vor den nicht in den Prüfungsausſchuß aufgenommenen ordentlichen Profeſſoren. In München kam ein hervorragend tüchtiger junger Ordinarius einfach nicht auf, weil der ältere Ordinarius ſeinen ſtarken Einfluß dahin verwerthete, daß jener nie unter die Prüfer aufgenommen, ja, als er einmal durch das Gerechtigkeitgefühl des Referenten, Dr. von Völk, zum Prüfer bereits beſtellt war, von dem Herrn Miniſter wieder hinausbefördert wurde! — So ging es mir denn mit

dieſem Hauptfach, das Prüfungsgegenſtand war, mißlich: ſo gütig meine beiden Ordinarien, Bluntſchli und Maurer, gegen mich ſich benahmen: aber waren ſie doch Beide ausgezeichnete Lehrer und dazu das Prüfungs-Bannrecht: — dawider war kein Aufkommen, außer bei den Nicht-Baiern, welche in München keine Prüfung zu erwarten hatten.

Uebrigens ging es auch in den öffentlichen Vorleſungen der ſpäteren Halbjahre keineswegs mehr ſo glänzend wie in den erſten, für welche die Neugier, auch wohl die ultramontane Ueberwachung meine beſte Zutreiberin geweſen war. Zwar die „Kämpfe der Deutſchen Kaiſer mit den Päbſten“ waren ſtark beſucht: — auch der mir ſpäter ſo nahe befreundete Theodor Toeche, jetzt Herr Dr. Toeche-Mittler, k. Hofbuchhändler in Berlin (ſ. Gedichte IV. Sammlung, Leipzig 1892, S. 214), damals als blutjunges Studentlein von Freund Hinſchius (II. S. 416) an mich empfohlen, hörte dieſe Vorleſung. Aber die germaniſche Mythologie und die Edda fanden wenig

Liebhaber! Zu Stande gebracht hab' ich allerdings — meines Erinnerns! — jede angekündigte Vorleſung: ich werde verſuchen, die amtlichen Feſtſtellungen der Münchener Quäſtur, falls ſie noch aufbewahrt ſind, beizubringen im Anhang. Allein ich gedenke, mit welcher Aufregung und Spannung, ja mit welchem Herzklopfen ich in den weiten Gängen des Erdgeſchoſſes der Münchener Hochſchule vor dem Sal VIII. ?) — auf und nieder wandelnd im Sommer-Halbjahr 1860 oder 1861 lauſchte, ob nicht der haſtende Schritt eines Hörers ſich doch noch nähere! Denn — in meinem ungeduldigen Ungeſtüm — allzu früh war ich ſchon gleich nach fünf Uhr in den Sal geſtürmt: ach, er war ganz leer! Das that bitter weh, buchſtäblich weh im Herzen! Nicht nur wegen des äußeren Mißerfolges, nicht wegen gedemüthigter Hoffnung: — ach nein! Es war ſo ſchmerzlich, daß unter den vielen Hunderten von jungen Leuten keiner Sinn hatte für jene Herrlichkeiten germaniſchen Götterglaubens und germaniſcher Sage und Dichtung, welche

mich bis zur Gluthhitze begeiſterten. Ich hatte mich ſo ſorgfältig vorbereitet. Noch trägt mein Exemplar der Edda-Ausgabe von Munch die zahlloſen Bemerkungen, die ich mir zur Erläuterung eingetragen hatte. Jakob Grimm war mir ein Halbgott: ich brannte danach, von ihm predigen zu dürfen — und nun wollte kein Menſch die Botſchaft hören! Da — ſchon will ich recht „kreuz-unglücklich“ nach Hauſe gehen — da tönt deutlich ein Schritt durch das (im Sommer um 5 Uhr!) wie ausgeſtorbene Atrium! Er naht — ich ſtürze in den Sal auf den Lehrſtuhl: wirklich: er kommt herein! Ein katholiſcher Theologe! Gott ſegne ihn noch heute dafür, und vergelte es ihm an ſeinen hoffentlichen Pfarrkindern! Wenige Menſchen haben mich erfreut wie er. Und ein zweiter — ein dritter Hörer! Nun alſo los: „Meine Herren!“ Ich hätte auch für den Einen, für „meinen Herrn!“ geleſen. Bei vieren blieb es nun aber. Und von den vieren zogen oft zwei, auch zuweilen drei, den ſo nahe liegenden engliſchen Garten der Vorleſung und den Hallen

von Asgardh vor. Es waren bittere Stunden: ſo viel mühevolle Arbeit für einen oder zwei Hörer! Geſcheuter war mein lieber Amts- und Leidensgenoſſe Rockinger, der einmal in ähnlicher Lage „ſeinen" Hörer im Sale bei'm Arme nahm und mit ihm die Iſar entlang nach Föhring ſpazieren ging, die Vorleſung im Grünen wandelnd hielt. Ach, dieſe 6 Jahre Privatdocentur in München waren hart, ſehr hart. Wir werden gleich erfahren, weßhalb für mich ſo beſonders hart.

XLV.

Denn mittlerweile hatte ich mich verheirathet. — — —

Im Jahre 1857/58 hatten meine so unbeschreiblich liebenswürdigen Vermiether, die Familie Stumpf, wegen der heranwachsenden Kinder einer größeren Wohnung bedürfend, die Zimmer in dem Hause Wurzerstraße 8/II gekündigt und so auch das Miethverhältniß mit mir.

Mit schwerem Herzen — ich leugne es nicht: mit Thränen in den Augen — verließ ich die freundlichen Räume, welche die Abendsonne mir so oft glückverheißend beschienen hatte, in welchen ich, befreit von dem Albdruck unsinniger Ueberarbeitung, mönchischer krankhafter Askese, eingebildeter Herzensneigungen zuerst wieder seit meinen frühen Knabenjahren —

ſeit den Ritterſpielen! — ein geſundes fröhliches Leben geführt, meiner ſelbſt und der höchſt unverdienten Gunſt der Menſchen mich gefreut, Doctor- und Stats-Prüfung und Habilitation mit ſchönem Erfolg beſtanden hatte.

Ich darf ſagen: ſo glücklich wie in jenen Jahren (1854—57) bin ich erſt in Königsberg (1873) wieder geworden.

Ich zog nun in die Ottoſtraße Nr. 14 im Erdgeſchoß: ich ſah die Vermietherin, eine alte Wittwe, faſt nie: bitter vermißte ich die freundliche Fürſorge der Frau Rath Stumpf. Nicht lange ſollte hier meines Bleibens ſein: denn alsbald verheirathete ich mich. —

Bei allen wiſſenſchaftlichen und dichteriſchen Arbeiten und bei allen Vergnügungen welche die Geſellſchaft mir bot, hatte ich dieſe Jahre hindurch doch ein kaum noch ertragbares Gefühl der Leere, der Unbefriedigung nicht los werden können.

Was iſt viel davon zu ſagen?

War doch Alles ſehr natürlich.

Ich war allein: allein, unerachtet des täglich wechſelnden Verkehres im Hauſe meines Vaters und meiner Mutter.

Kam ich aus den Geſellſchaften nach Hauſe, — — nach all' der Freundlichkeit, die man an mich wahrhaft verſchwendete: — da fühlte ich mich erſt recht allein.

Die vier ſtummen Wände — Bücher, nichts als todte, kalte Bücher. Und ach! ich war ſo lebendig, ſo warm!

Im Spät-Herbſt 1857 verlobte ich mich mit der Tochter einer hochangeſehenen Münchener Kaufmanns-Familie: am 5. Mai 1858 heirathete ich. Ich war erſt vierundzwanzig Jahre und, bei all meiner Philoſophie, ohne jede Lebenserfahrung.

Bald darauf kam über mich eine ſehr, ſehr unglückliche Zeit: aber nicht etwa wegen dieſer Verheirathung oder gar aus Verſchulden meiner Frau: ganz und gar nicht! Sondern deßhalb, weil ich nun

in dem Kampf um das wirthſchaftliche Daſein bis zu dem für mich (d. h. für meine eigenſte Eigenart) geradezu vernichtenden Entſchluſſe mich gedrängt fand, der Wiſſenſchaft, dem Lehrſtuhl zu entſagen und als Advocaten-Concipient mein Brod zu verdienen.

Das hing folgendermaßen zuſammen.

Ehe ich mich verlobte, ging ich zu dem Cultusminiſter und dem mir freundlich geſinnten Miniſterialreferenten, Dr. von Völk (einem Eidam Kaulbach's), theilte ihnen meine Abſicht mit und fragte, ob ich mit voller Sicherheit darauf zählen könne, daß ich, bevor das mir auf noch 2—3 Jahre in Ausſicht geſtellte Gehalt als Mitherausgeber der „Bavaria" erlöſche — es betrug, wie wir ſahen, 600 Gulden — als außerordentlicher Profeſſor wenigſtens die gleiche Summe erhalten würde? Andernfalls konnte ich an die Verlobung nicht denken: war es mir doch ohnehin ſchon peinlich genug, daß ich bei dem zu gründenden Haushalt ſehr ſtark auf die Mitgift meiner

Frau angewieſen war, die, wie ich ſpäter erfuhr, 1000 Gulden Jahresrente ausmachte.

Beide verſicherten auf das Feierlichſte, bei meinen bisherigen Leiſtungen in den Prüfungen und als Lehrer, bei den günſtigen Urtheilen der Facultät und bei ihrer eigenen guten Meinung von mir, dürfe ich die Anſtellung als Extraordinarius vor Ablauf jener Friſt ganz beſtimmt erwarten.

Erſt auf dieſe feierliche Zuſage hin wagte ich die Werbung in jener Familie: denn von jenem gepfändeten Plüſchſofa an (II. S. 520) iſt mir bis heute eine bis zur Aengſtlichkeit reichende Sorgſamkeit in wirthſchaftlichen Dingen eigen geworden, der ich es verdanke, daß ich ſtets bis in ein vorgeſchrittenes Alter hinein mit beſcheidenen Mitteln ausgekommen bin, ohne Schulden und — abgeſehen von den ſchlimmen Jahren 1860—1863 — ohne Geldſorgen. Mit 1600 Gulden war ja nicht gar weit zu ſpringen: indeſſen, bei den damaligen Preiſen in München, bei den gar manchfaltigen Vortheilen, welche unſere Lebens-

führung durch den freigebig, ja reichlich spendenden Haushalt des Schwiegervaters und meiner Aeltern erleichterten und vor Allem bei der ausgezeichneten Wirthschaftlichkeit meiner Frau war mit jenem Betrage schon auszukommen: meine Nebeneinnahmen aus den Vorlesungsgeldern und aus gelegentlichen Honoraren von Zeitschriften fielen freilich wenig in das Gewicht: und daß meine Frau um 400 Gulden mehr zu unserem Budget beitrug als ich, das war mir recht peinlich.

Nun aber geschah, was meine feste Zuversicht und die bestimmtesten Zusagen des Ministeriums über den Haufen stieß: das Gehalt für die Bavaria-Herausgabe erlosch (ohne jedes Verschulden Riehl's!) und ich war immer noch Privatdocent und blieb es auch noch lange, nachdem der erste Band meiner „Könige der Germanen" erschienen und allgemein als eine tüchtige Leistung anerkannt war. Andere junge Leute, die nichts, gar nichts oder Schlechtes veröffentlicht hatten, wurden angestellt oder mit Stipendien und dergleichen unterstützt: — ich nicht. Was dabei Alles mitgespielt hat,

ich weiß es heute noch nicht. Dr. Völk wollte mir wohl, die Facultät: — mit Ausnahme Eines im Cabinet ſehr einflußreichen Mannes — ebenfalls: aber oben im Cabinet des Königs Max II. — ſagte man mir — wirkten ſonſt einander feindliche Kräfte vereint gegen mich. Der Schüler Prantl's, der Pantheiſt, galt als nicht geheuer (II. S. 482) und die „Könige der Germanen“ (lieber Gott, ſie ſchloſſen damals mit dem Untergang des Vandalenreiches anno 536!) ſollten die preußiſche Vorherrſchaft in Deutſchland anempfehlen! (II. S. 483.) Herr von Sybel, damals ſehr einflußreich, that gewiß nichts gegen mich, aber auch nichts für mich: das war auch um ſo weniger zu erwarten, als er meiner Facultät nicht angehörte. Unſer wiſſenſchaftlicher Streit hat ihn ſicher nicht gegen mich ins Feld geführt.

Nun ward es aber ſehr, ſehr ſchlimm.

Gewiß war es — ich ſehe es nun ganz klar ein! — recht thöricht von mir, daß ich wegen des Ausfalles von 600 Gulden nicht mich an meinen Schwieger-

vater oder an meine Aeltern wandte. Letztere würden gewiß geholfen haben, aber allerdings nur mit Opfern, — die ich um so weniger annehmen konnte, als meine Ausbildung ohnehin schon ungleich mehr als die meiner beiden jüngeren Geschwister gekostet hatte. Sehr leicht würde mein Schwiegervater haben helfen können und ich bin überzeugt: er hätte es — auf meine Bitte hin — gethan.

Aber das brachte ich nicht über mich!

War es mir doch, wie gesagt, bitter genug, daß ohnehin schon bisher sein oder seiner Tochter Zuschuß sich zu meiner Jahreseinnahme wie 1000 zu 600 verhalten hatte. Und jetzt sollte ich gar vollends nur von dem Vermögen meiner Frau leben? Das war unerträglich! Also mußten die ausgefallenen 600 Gulden jährlich verdient werden. Aber wie? Durch Zeitungsartikel. O, lieber Leser, das war schwer.

Bei den damaligen niedrigen Honorarsätzen aller mir zugänglichen Zeitungen — die „Augsburger Allgemeine", die am besten zahlte, ward mir erst

ſpäter durch die Freunde Steub und Adolf Bachmeiſter erſchloſſen — mit einem ſo gut wie völlig unbekannten Namen zuverläſſig im Jahre 600 Gulden erſchreiben, das war kaum zu erreichen. Daß ich recht angeſtrengt arbeiten mußte, — denn es war doch in jedem Halbjahr faſt eine neue Vorleſung vorzubereiten, im Anfang ſogar zwei — empfand ich wahrlich nicht ſchmerzlich: an unabläſſige Arbeit war ich gewöhnt. Aber die Art dieſer Arbeit und die ſo häufigen Ablehnungen meiner Einſendungen durch die Schriftleitungen: — jenes war niederdrückend, dies war demüthigend, beides arg, arg bitter! Das Artikelſchreiben mußte „gewerbemäßig“ betrieben werden, ſollte es auch nur entfernt jenen Betrag einbringen. Fünf bis ſechs Stunden jeden Tag — meiſt den ganzen Vormittag! — mußte ich ausſchließend auf dieſes verhaßte und verachtete Geſchreibe verwenden: am tiefſten ſchmerzte mich dabei, daß dieſe Zeit und Kraft verloren ging für die Arbeit an meinen Lieblingen, den „Königen der Germanen“: nur gar langſam

rückte nunmehr die Bewältigung der Quellen und der faſt unüberſehbaren Literatur vor.

Ich ſank auch in meiner geiſtigen Selbſteinſchätzung: denn bei der erforderlichen Maſſenhaftigkeit der Artikelſchreiberei mußte ich mich — auf Verlangen von Schriftleitungen — auch an Gegenſtände, an Bücher machen, von denen ich herzlich wenig verſtand. Und auch auf Gebieten, in denen ich beſſer zu Hauſe war, ſchadete die unerläßliche Schnellſchreiberei der Gründlichkeit. Auch mein Stil ward ſchlechter: er näherte ſich unwillkürlich dem grauenhaften Zeitungs-Deutſch. Ganz „gewerbemäßig“ führte ich Liſten über neuere Erſcheinungen der Literatur einerſeits, über Zeitungen und Zeitſchriften andererſeits und ganz gewerbemäßig ſchickte ich Tag für Tag die noch dinten-naſſen Aufſätze ab, um ſie ach! wie oft als „unverwendbar“ zurückzuerhalten und nun die Ware anderwärts auszubieten! Es that ſo bitter weh!

Meine bereitwilligſte Abnehmerin war die „Baieriſche Zeitung“, ſpäter neue „Münchener Zeitung“, dann

das von Robert Prutz — er war meinem Vater befreundet — herausgegebene „Deutſche Muſeum“, ferner die „Augsburger Abendzeitung“. Stolz war ich, durfte für die Pözl'ſche „Münchener Vierteljahresſchrift“, für das „Statswörterbuch“ von Bluntſchli und Brater einige Artikel übernehmen: für letzteres „Leibeigenſchaft“ und eine ganze Reihe von engliſchen Rechtsphiloſophen. Das war doch ehrlich-wiſſenſchaftliche Arbeit. Aber die Zeitungsartikel!

Lieber Gott, was habe ich damals nicht Alles für Zeug zuſammengeſchrieben!

Ich ſchämte mich: wo ich es vermeiden konnte, ließ ich meinen Namen nicht dazu drucken. Aber es blieb doch nicht unvermerkt. Und nun ſchadete mir das Stocken der „Könige“ und dieſe maßloſe Vielſchreiberei auch bei den mir wohlwollenden Profeſſoren: auch Pözl, Maurer, Bluntſchli, Windſcheid — ich war der hohen Ehre der Aufnahme in ihre Geſellſchaft[1]), die

[1]) Siehe darüber unten (IV.) bei der „Politik“.

Dienstag Abend bei Grosdemange ſich verſammelte, gewürdigt worden, — ließen es an leiſe mißbilligenden Winken nicht fehlen. Ich verſtand die Warnungen nur zu feinfühlig: aber ich konnte ihnen doch nicht folgen: — und nun verdachten ſie mir mit Recht meine Hartnäckigkeit: — und ebenſowenig konnte ich doch allen Leuten ſagen, daß ich dieſe Zerſplitterung meiner Kraft und Zeit nicht aus Eitelkeit oder aus Freude an feuilletoniſtiſcher Oberflächlichkeit betreibe, ſondern nur „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe". Man hätte mir das gar nicht geglaubt: nicht im mindeſten! Denn nicht nur lebten ja meine Aeltern doch in recht auskömmlichen Verhältniſſen, — mein Schwiegervater galt — nicht mit Unrecht — als einer der reichſten Leute der Stadt. Ich beeile mich, zu wiederholen, daß weder er noch meine Aeltern, lediglich meine eigne Thorheit und Weltunkenntniß die Schuld an dieſen ſehr, ſehr bittern Zeiten trugen.

Und ich füge bei: wirklichen Mangel habe ich

auch nicht Einen Tag, nicht Eine Stunde gelitten: wäre das eingetreten, würde ich mich denn doch wohl an meine natürlichen Helfer gewendet haben. Aber die nagende Sorge, — die bohrende Befürchtung, daß bei dem elenden „Abſatz“ all meines Geſchreibſels das auf das Aeußerſte Geſcheute — die Anrufung der Familienhilfe — doch einmal eintreten könnte, ſpäter aber die nicht mehr fern zu haltende Erkenntniß, daß ich, falls die Anſtellung auch nur noch ein Halbjahr, nur noch die Herbſtferien 1863 ausbliebe, ich die Privatdocentur mit dem Advocaten-Dienſt vertauſchen müſſe, — denn die Artikelſchmiederei ging nicht mehr ſo fort und trug auch viel zu geringe, zumal zu unſichere Einnahmen: — das war ſeelenerdrückend.

Ich litt ſchwer: ich kam mir geiſtig geſunken vor. Nicht nur die „Könige“ ſtockten, auch der „Kampf um Rom“ blieb liegen: mit welch freudigem Schwung hatte ich vor meiner Verheirathung dieſen großen, ſo ganz zu meiner Eigenart in Forſchung und

Dichtung taugenden Stoff erfaßt, mit welchem Feuer die Erzählung bis zur Gefangennehmung des Vitigis durchgeführt: nun verzweifelte ich an meiner Kraft, das Werk würdig zu vollenden, ich verzweifelte — durch die unabläſſigen demüthigenden Ablehnungen meiner Einſendungen entmuthigt — je einen Verleger für das dicke Buch zu finden: ja, ſchmerzlich zu ſagen: das Bedürfniß, jeden Monat Honorar zu erwerben, verbot, Zeit auf ein Werk zu verwenden, das beſten Falles erſt nach mehreren Jahren Geld einbringen konnte. Dazu die ſtäte Beſorgniß, ob es nun auch gelingen werde, ohne weitere Beihilfe der Familie auszukommen, das Gefühl, von meinen Lehrern nicht mehr wie ehedem geſchätzt zu werden, auch wirklich weniger zu leiſten, als ich unter anderen Umſtänden hätte leiſten können und die vergeblichen Schritte im Miniſterium: — all das war für eine Natur, wie ich (leider!) nun einmal bin, unſäglich ſchwer zu ertragen.

Ich fiel nun — kein Auge hat es bemerkt — ganz zurück in jene düſterſte, krankhafte, Tod und

ſieglosen Untergang ahnende Stimmung (die richtige für König Teja!), — welche meine Knaben- und frühere Jünglingszeit verfinſtert und die ich erſt in der Wurzerſtraße überwunden hatte. (Siehe unten, letztes Kapitel dieſes Bandes.)

Auch Dr. Völk war nicht mehr ganz ſo zufrieden mit mir wie ehedem: auch er warf mir „Zerſplitterung" vor und namentlich das „unglückſelige Dichten"[1]). Lieber Gott, wie wenig Verſe habe ich in den Jahren 1857 bis 1868 gemacht! Die Poeſie war mir damals gründlich vergangen. Alle ſind ſie nun gedruckt in der II. Gedichtsſammlung von 1874: wohlan, ſie machen alle zuſammen von deren 37 Bogen nicht 4 Bogen aus; alle anderen ſind erſt ſeit 1868 bis 1873 entſtanden. Aber es lag nun ein-

[1]) Wohlwollend meinte er einmal: „dichten Sie in Gottes Namen, wenn Sie's nun mal nicht laſſen können. Aber laſſen Sie's wenigſtens nicht drucken. Sehen Sie, mein Freund, der Profeſſor X., hat Berge von geſchriebenen Gedichten liegen. Aber er „ſchnauft nicht davon". — Ich dachte in meinem Sinn: „es iſt wohl auch beſſer."

mal »levis notae macula« auf mir: man meinte im Miniſterium, wie ſpäter in ſo mancher Juriſtenfacultät fremder Univerſitäten, ich vertrage Zeit und Kraft mit Verſen! [1])

---

[1]) Alles nämlich darf der Menſch, der Profeſſor iſt, nebenbei betreiben, ohne Kaſte zu verlieren und die Unbeſcholtenheit des rechten und gerechten Kamm-Machers bei Miniſterien und bezopfteſten Amtsgenoſſen einzubüßen: reiten, fiſchen, jagen, Croquet und Lawn-Tennis ſpielen, reiſen ohne wiſſenſchaftlichen Zweck, Schachſpielen, Skatſpielen bis zum Erlöſchen der Sterne und — ſchon lang vorher — der Gedanken, malen in Oel, Waſſer und Plain-Air, muſiciren bis zur Betäubung des Nebenmenſchen, jeden Abend bis nach Mitternacht in geiſt- oder doch geld-reichen Geſellſchaften vertrödeln, namentlich aber Politik machen bis zur Erſchöpfung, viele Halbjahre hintereinander fern von ſeiner Hochſchule im Reichstag oder in der zweiten oder (ſeltener) in der erſten Kammer ſeines Gliedſtates verbringen, alle Wahlverſammlungen durch ſeine Reden verſchönen, täglich politiſche Artikel ſchreiben, politiſche Zeitſchriften leiten, auch in den Sitzungen der Väter der Stadt viele Stunden nutzbringend abſitzen oder als Kirchenvater die Kirche aufrecht halten, oder wohl gar noch, ſofern dies denkbar wäre, verbeſſern. — All das, obwohl es ungleich mehr Zeit koſtet, iſt erlaubt, ja zum Theil ſogar für die Laufbahn förderſam. — Aber wehe ihm, wenn er Phantaſie hat und dieſe in Verſen von ſich giebt! Mit Achſelzucken behandelt man ihn fortab als einen Herabgeſunkenen. Mag er dabei als Lehrer noch ſo beliebt und anregend ſein, mag er wiſſenſchaftlich Mehr und

Ich hütete mich wohl, das viel Bedenklichere aufzudecken, daß nicht die (faſt verſiegte) Dichtung meine Kraft ablenke, daß vielmehr die Artikelſchreiberei mich in der That geiſtig und in meiner Selbſtwürdigung herabdrücke. Und das immer wiederholte Betteln um endliche Anſtellung in dem Zimmer des Referenten that auch ſo weh! Ich litt ſchwer; auch körperlich.

Beſſeres veröffentlicht haben als ſeine von der Phantaſie nicht befleckten Amtsgenoſſen, Richter und Verdammer: — thut nichts, der Poet, auch wenn er zweifellos begabt iſt, hat die Ebenbürtigkeit verwirkt. Und wenn er vollends Erfolg hat, — dann iſt ſolch' grober Unfug ſchon bald „disciplinariſch anzuſehen". — Ach, wie wohlthätig wäre manchem dieſer Erzväter des Katheders ein einzig Körnchen Phantaſie! Ohne eine gewiſſe Art von Phantaſie wird auch in der Wiſſenſchaft nichts gezeugt und geſtaltet.

XLVI.

Endlich kam es zum Vorſchein, zum Ausbruch. In der letzten Woche des Winterhalbjahrs 1861/62 befielen mich plötzlich — auf einem Spaziergang mit meinem Vater in der Maximilianſtraße — bei'm Athmen ſo unerträgliche Schmerzen in der Lunge, daß ich kaum noch nach Hauſe (Roſenſtraße 11, II.) gelangte. Der treue Hofmedicus Dr. Koch (II. S. 588), raſch herbeigeholt, machte ein höchſt bedenkliches Geſicht, ſtellte ſchwere Lungen- und Rippenfellentzündung feſt und verordnete ſchleunigſt Blutegel, welche einige Erleichterung brachten.

Aber gleichwohl waren in den nächſten Tagen und ſchlafloſen Nächten die Schmerzen bei'm Athmen ſehr arg: Lanzenſtichen vergleichbar. Am meiſten bekümmerte mich, daß ich die recht hübſch beſuchte

Vorleſung über Handelsrecht nicht zu Ende führen konnte.

Als ich — nach vielen Wochen — geneſen war, ſtellte ſich doch heraus, daß die linke Lunge übel mitgenommen war.

Noch viele Jahre kam mir gelegentlich Blut aus dem Munde, ſo daß mir z. B. eindringlich verboten ward, mich der Seekrankheit auszuſetzen, um nicht dadurch etwa einen Blutſturz herbeizuführen; auch noch im Jahre 1872 ſah es mein lieber Freund und Arzt, Profeſſor Roßbach, nicht ohne Beſorgniß, daß ich den milden Himmelſtrich Würzburgs mit Oſtpreußen vertauſchte.

Damals nun aber (1862) war ich durch die ſchwere Krankheit ſo angegriffen, daß der treffliche Arzt darauf beſtand, ich müſſe, um dem Münchener Winter gewachſen zu ſein, im Herbſte vorher noch zu Meran mich „ausheilen“. Wahrlich: es war nicht leicht, die Mittel hiefür zu beſchaffen. Allein ich fügte mich um ſo williger, als ich ohnehin in Mailand und in Ravenna

in den Büchereien und Archiven zu arbeiten hatte: dort galt es, die Handſchrift der „Geheimgeſchichte“ Prokop's einzuſehen, — ich arbeitete damals ſchon an dem erſt in Würzburg 1865 vollendeten Werk über dieſen Byzantiner — hier oſtgothiſche und langobardiſche Urkunden. So ſchnürte ich denn im September 1862 mein ſchmales Bündel und ging zunächſt nach Meran, wo mich mein lieber Freund und Schüler Theodor Toeche (oben S. 376) bereits erwartete. (Wir wohnten in der freundlichen Vorſtadt Steinach, in der nunmehr längſt verſchwundenen Penſion Proxauf.)

Faſt den ganzen Betrag der Koſten dieſer Reiſe habe ich mir erſchrieben durch die „Reiſebriefe aus Tirol und Italien“, welche damals (1862) in dem „Deutſchen Muſeum“ erſchienen und nun im III. Bande meiner „Bauſteine“, Berlin 1882, abgedruckt ſind.

LXVII.

Ausführliches Eingehen auf dieſe Reiſe gehört nothwendig in die „Erinnerungen“: denn ihre Eindrücke haben auf meine ganze Entwicklung großen Einfluß geübt, wie ſich dem Leſer bald ſelbſt aufdrängen wird: Erweiterung des Geſichtskreiſes, Ergänzung und Berichtigung des bisher allzu einſeitig bevorzugten Germaniſchen, Aufnahme des Antiken, des Romaniſchen, der ſüdlichen Landſchaft und Bevölkerung in die Einbildungskraft: — die Schilderung Italiens und der Italier im „Kampf um Rom“ und in mancher andern Dichtung beruht auf den damals erlebten Bildern und gewonnenen Anſchauungen und Erfahrungen.

Die Begeiſterung zwar für die Antike brauchte nicht erſt geweckt zu werden: — ſie lebte in mir ſeit meinem 12. Jahre — (Homer, I. S. 13, 191), aber

das Verſtändniß derſelben ward mir durch die Anſchauung doch unvergleichlich lebendiger, als bisher durch das bloße Studium der Glyptothek und der Kuglerſchen Kunſtgeſchichte zu erzielen geweſen war. Dazu kam aber noch ſchwerwiegend das Folgende: hatte ich auch ſchon früh gern Italieniſche, Spaniſche, Franzöſiſche Literatur ſtudirt, — die Gefahr lag mir doch nah einer allzu einſeitigen Vorliebe für das Germaniſche: neben dem Deutſchen hatte ich Angelſächſiſches, Engliſches, Nordgermaniſches bisher ganz überwiegend berückſichtigt: nun aber lernte ich in Italien wälſche, romaniſche Volksweiſe durch langen (und ſpäter oft wiederholten) Verkehr nicht nur genau kennen, auch von ganzer Seele lieben, ſo daß von nun ab die Gefahr ultra-teutoniſcher Verranntheit, die man mir ſehr mit Unrecht vorwirft, ausgeſchloſſen war: Dank wohl auch den ſechs Theilen romaniſchen Blutes in mir (I. S. 4) habe ich das lebhafteſte unwillkührliche Wohlgefallen an romaniſcher Gentilezza, Anmuth und Feinheit.

Die Eindrücke der ſüdlichen Natur, der geſchichtlichen Ueberlieferungen, der Kunſtdenkmäler aus der Antike und dem Mittelalter waren ganz gewaltige und boten fruchtbarſte, dauernde Anregung. Südtirol und zumal Meran habe ich damals ſo lieb gewonnen, daß ich in dieſen dreißig Jahren zwölfmal dort weilte, oft zu längerem Aufenthalt.

Damals ſchon lernte ich hier Profeſſor Ignaz Vincenz Zingerle (ſ. unten) kennen, den trefflichen Innsbrucker Germaniſten und ortskundigſten Sohn Merans, von dem ich gar Viel lernte: wie auch von Steub, mit dem ich dreimal an der Paſſer zuſammentraf. Zingerle ſollte ſpäter mein Oberlehensherr werden: er hat den alten Thurm Gufidaun am Eiſack erworben, vielleicht einſt dem Lehensherrn Walther's von der Vogelweide gehörig, hat dann in einer zierlichen und ſtreng richtig gefaßten Inveſtitur-Urkunde den berühmten Germaniſten Karl Weinhold belehnt und dieſer hat während unſeres (leider nur kurzen!) Zuſammenwirkens hier in Breslau ſeinerſeits

mich belehnt, ſo daß ich alſo Subvaſallus des Ritters von Guſidaun geworden bin.

Zumal aber bewirkte dieſe Reiſe die Hereinziehung des Politiſchen, der brennenden Völker-Fragen der Gegenwart in die Gedanken, die Nöthigung, ſich zu dieſen Aufgaben irgendwie zu ſtellen.

Wahrlich, ich glaube, ich hätte 1867 die bereitwillige Fügung unter die noch 1866 lebhaft bekämpfte preußiſche Vorherrſchaft und die Abwendung von den großdeutſchen Neigungen nicht ſo leicht, ſo raſch, ſo nothwendig vollzogen, wäre ich nicht ſchon fünf Jahre früher in Italien bei einem fremden Beiſpiel durch die Schule praktiſcher politiſcher Erfahrungen und Eindrücke gegangen. Der urſprünglich recht lebhafte Widerwille gegen den verfaſſungsbrechenden Herrn von Bismarck, gegen allerlei unſchöne Nothbehelfe der preußiſchen Politik von 1864 in den Elbherzogthümern und von 1866, gegen das Bündniß mit den Wälſchen gegen Deutſche: — all das ward mir gemildert, erträglicher gemacht durch die

Erinnerung an das Italien von 1859 und das in ſeiner jungen Einung von mir erſchaute — und beneidete! — von 1862.

In jenen Reiſebriefen habe ich mich denn auch (abgeſehen von der etwas früheren [1860] Miſchung in den Streit zwiſchen v. Sybel und Ficker durch die Abhandlung „über die Verbindung der deutſchen mit der lombardiſchen Königs- und der römiſchen Kaiſerkrone“ [1]) und deren Folgen) zum erſten Mal über politiſche Fragen der Gegenwart ausgeſprochen. Bezeichnend für die damals (September und October 1862) in Süddeutſchland bei echten begeiſterten Freunden Geſammt-Deutſchlands herrſchende Stimmung und Auffaſſung der Lage ſind die Worte, mit welchen ich jene Reiſebriefe einleitete: „Es iſt dem Deutſchen wohl zu gönnen, wenn er den ſchmerzlich ermüdeten Blick auf einige Zeit abzuwenden ſucht von dem peinlichen Bild, das der Zwiſt der Fürſten,

[1]) Zuerſt erſchienen in der Neuen Münchener Zeitung 1860, jetzt abgedruckt in den Bauſteinen II. Berlin 1880. S. 380 f.

Völker und Parteien und die Verblendung ſo mancher Regierung in der Heimath nun ſchon Jahre lang aufweiſen. Es iſt wohl keine Sünde, wenn man herzlich müde geworden iſt der Gehäſſigkeit, mit welcher der „Handelsvertrag“ verhandelt und vertragen wird, wenn man ſich widrig berührt fühlt von der verbiſſenen Hartnäckigkeit, mit welcher „Kleindeutſche“ und „Großdeutſche“ zu Weimar und zu Frankfurt ihre Heerlager aufſchlagen, wie weiland die „Grünen“ und die „Blauen“ zu Chalkedon und zu Byzanz: oder wenn man in hellen Zorn geräth über den Starrſinn, mit welchem die Regierung gerade desjenigen States, welchen alle freien Männer Deutſchlands ſo gern in Freiheit, Macht und Ehre voranſchreiten ſehen möchten, des preußiſchen, die erſten Vorausſetzungen alles Verfaſſungslebens verleugnet, für die deutſche Einung gar nichts thut und den preußiſchen, den deutſchen Namen dem gerechten Hohn unſerer Feinde ausſetzt [1]).

[1]) Geſchrieben kurz vor Bismarck's Auftreten, ungefähr gleichzeitig (1861) mit dem Gedicht (ſ. I. Sammlung: ich muß

Und es ist wohl auch keine Sünde, wenn man von Neugier ergriffen wird nach jenem Land, in welchem, nach Aussage der „Kreuzzeitung", „die modernen Dämonen der Einheit und Freiheit mit blutigen Tritten daher schreiten".

Es verlangte mich, einmal mit eigenen Augen zu sehen, ob denn wirklich das neue Königreich Italien[1]) im Begriffe stehe, wie man uns täglich zu

hier [Mendelhof, September 1892] nach dem Gedächtniß anführen):

„Ich weiß ein Lied von solcher Trauer,
Daß jenem, der's zu Ende singt,
Vor Weh in schrillem Schmerzenschauer
Das Herz verzweiflungvoll zerspringt.
Das Lied, von einem Volk von Weisen,
Deß Thorheit durch die Lande tönt,
Von einem Heldenvolk von Eisen,
Das straflos jeder Bube höhnt. . . . .
Dies Lied, dem keins an Wehe gleich,
Es ist das Lied vom Deutschen Reich."

1861 gedichtet; und dann hat man von mir drucken lassen, ich habe „erst nach 1871 die national-patriotischen Saiten auf meine Harfe gespannt!" Vgl. die Gedichte schon der ersten Sammlung von 1848—1854.

[1]) Die Stimmung in Oesterreich, in Tirol war übrigens jetzt erheblich besser als 1860, da ich die Thäler von

hören und zu leſen giebt, ſich anarchiſch in unverſöhnliche Parteien aufzulöſen, oder ob ſich die Bürger deſſelben — trotz der Einheit und der Freiheit — glücklich fühlen.

„Ein einig gewordenes Volk, ein nationaler Stat: — welch beneidenswerther Anblick[1]).“ „Und gerade jetzt iſt die günſtigſte Zeit für eine ſolche Probe: wenn die Italiener in dieſem Augenblick, da der Gefangene von Aspromonte[2]) mit dem ganzen Schwergewicht eines hochherzigen, wenn auch unbeſonnenen Strebens und eines tragiſchen Schickſals jede Sympathie gewinnen muß, gleichwohl nüchtern und ruhig an der Regierung feſthalten, — dann wahrlich ſtecken ſie nicht mehr in jener Exaltation und Verranntheit,

---

Raſſereut, Lermos und Reute bereiſt und die armen Leute, welche durch den Krieg, d. h. die Einquartierungen, ſchwer gelitten, höchſt erbittert gegen die Regierung gefunden hatte: damals wären ſie mit Freuden „baieriſch“ geworden.

[1]) Welche Fülle zuſammengedrückten bitterſten Weh's liegt in dieſem Ausruf! (Zuſatz von 1892.)

[2]) Garibaldi, nach ſeinem verunglückten Verſuch auf Rom. (Zuſatz von 1892.)

welche ſo lange Zeit ihre politiſche Unreife verrieth und — nach der Ausſage ihrer Feinde — noch heute bekunden ſoll."

Von Trient[1]) an fühlte man — ſo zu ſagen — die politiſche Luft wehen, die, gewaltiger Schickſale ſchwanger, über der ganzen Halbinſel liegt. Es war gerade der Gerichtshof beſtellt, der Garibaldi und die übrigen »martiri d'Aspromonte« richten ſollte: die Spannung, die hoch dramatiſche, dieſes Augenblicks ſteigerte noch das ohnehin beſtehende Vorherrſchen der politiſchen Fragen oder — was in Italien daſſelbe — Leidenſchaften.

Von Trient ab hörte ich alle Menſchen überall, am lauteſten in Venedig, am verhaltenſten in dem

[1]) In Innsbruck, dann in Bozen und Meran flackerte damals die „Proteſtantenſache", d. h. der glaubenswüthige Widerſtand der Geiſtlichen gegen die Erbauung proteſtantiſcher Kirchen in dem Land Tirol, deſſen jungfräuliche Glaubenseinheit dadurch bedroht ſchien: damals wurde von der Kanzel herab jeder Tiroler für ewig verdammt erklärt, der einem Ketzer auch nur ein Glas Waſſer reiche. — Jetzt läuten ſchon lang auch proteſtantiſche Glocken durch jene geſegneten Lüfte.

waffenſtarrenden Verona, der ſtarken Trutzburg der Oeſterreicher, Menſchen aller Stände und Parteien und jedes Geſchlechtes, nahezu nichts als Politik ſprechen: im Eilwagen, in der Eiſenbahn, im Café, im Theater, in den Büchereien und Archiven, in den Kirchen, auf den Straßen, an dem Wirthstiſch: — überall nichts als Politik! Mailändiſche Profeſſoren und öſterreichiſche Huſarenlieutenants, ravennatiſche Archivräthe und venetianiſche Gondoliere, Kaufleute von Trient und Winzer von Imŏla, Kaiſerjäger in Padua und Beraglieri zu Faënza, ein Conventikel von Preti zu Bologna und ein Rudel ſchwarzäugiger „Signorine“ in dem Corſo zu Forli: — nichts als Politik. Sie war der große Angelpunkt, um den ſich — freiwillig oder unfreiwillig — Sorgen und Gedanken hier zu Lande drehten. (Wie weit ab waren wir damals noch in Deutſchland von ſolch nationaler, patriotiſcher Erregung. Zuſatz von 1892.) Ein empfindſamer Reiſender aus Thüringen, mit dem ſich mein Weg zuweilen kreuzte, beklagte ſich bitter, daß dieſe ſcharfe

Luft der Politik ihm oft die Stimmung verderbe, wann er über Kunſt oder Natur des ſchönen Landes zu ſchwärmen beginne: aber daraus machten ſich die Italiener merkwürdigerweiſe gar nichts: ſie meinten, ihr Land und Volk ſei nun lange genug nur leidendes „Object“ für fahrende Maler und Dichter geweſen: ſie wollten auf einmal ſehr thätige „Subjecte“ im Völkerleben werden.

Während der ganzen Reiſe drängten ſich unabläſſig die Italien, den Pabſt, Frankreich, Oeſterreich, Preußen betreffenden brennenden Fragen dem für die Einung Deutſchlands begeiſterten jungen Mann von 28 Jahren auf. Ich ſtelle hier die wichtigſten der damals empfangenen Eindrücke und meiner damaligen Beurtheilungen kurz zuſammen: ich hatte die Befriedigung, nichts davon als verfehlt oder durch den Erfolg widerlegt bezeichnen zu müſſen, als ich volle zwanzig Jahre ſpäter (1882) ſie wieder veröffentlichte, und heute — (1892) abermals ein Jahrzehnt hienach — verhält es ſich ebenſo.

Was die Verbindung der deutſchen Königskrone mit jenen beiden anderen Kronen anlangt, ſo gilt es in erſter Reihe, ſie als eine große geſchichtliche Nothwendigkeit zu begreifen — nicht ſie zu ſchelten oder zu loben! — jenes iſt (nach Feſtſtellung des Thatſächlich-Geſchehenen) die erſte Aufgabe aller Geſchichtswiſſenſchaft: denn nichts geſchieht, was nicht geſchehen muß. Der Fehler Heinrich's von Sybel und ſeiner Geſinnungsgenoſſen und übereifrigen Schüler beſtand nun aber gerade in dieſer rein politiſchen Auffaſſung der Frage und deren Beantwortung nach den Bedürfniſſen des XIX. Jahrhunderts. Gewiß war das Trachten der Italiener nach Einheit und Freiheit, nach Abſchüttelung der Fremdherrſchaft in unſerem Jahrhundert ſittlich, geſchichtlich, politiſch vollberechtigt: daß es „revolutionär", d. h. gegen die Verträge von 1815 gerichtet war, habe ich ihnen ſchon damals nicht verübelt, lange bevor Otto der Große — Bismarck — 1866 die gleiche Revolution gegen die gleichen Verträge ſiegreich durchführte. Und

iſt doch die Loslöſung von Italien Oeſterreich ſelbſt zum Heile gediehen. Auch daß das ſtolze »l'Italia farà da se« ſcheiterte und dann doch „die Hexe drau mußte", d. h. der Cäſar an der Seine, wollen wir den Fratelli nicht zu hochmüthig vorrücken: ohne den ruſſiſchen Winter von 1812 und die ruſſiſchen Heere von 1813—15 wäre Preußen mit dem erſten Napoleon auch nicht fertig geworden. Aber allerdings forderte dieſe Einmiſchung des Imperators das wachſte Mißtrauen in Süddeutſchland heraus: denn es war klar, daß er, um ſich zu behaupten, ſtets die »gloire« friſch auftünchen und ſo, an ſich ohne kriegeriſche Neigung, auf Kriegsruhm bedacht ſein, die Erſtarkung Deutſchlands nöthigenfalls mit Gewalt verhüten mußte. Daher erbitterte in Süddeutſchland die „Politik der freien Hand" des Herrn von Schleinitz, die auch gegenüber Napoleon das preußiſche Gewehr bei Fuß behielt. Keinesfalles aber darf man um deßwillen, daß man im Jahre 1859 den Italienern die Befreiung und deßhalb die Neutralität des Deutſchen

Bundes auch bei Einmiſchung Napoleon's wünſchte, die deutſchen Könige von Otto dem Großen bis auf Heinrich VII. wegen ihrer italiſchen und Kaiſerpolitik tadeln. Dieſe war ganz unvermeidlich: nicht Otto (962), auch nicht Karl der Große (800), ſchon Chlodovech (500) hat den Weg eingeſchlagen, auf welchem Karl, Otto, die fränkiſchen und die ſchwäbiſchen Kaiſer nur die letzten folgeſtrengen Schritte gethan: die Annahme des Chriſtenthums im katholiſchen Bekenntniß durch Chlodovech, das enge Bündniß mit dem galliſchen Epiſkopat, ſpäter mit dem römiſchen Stuhl, die theokratiſche Auffaſſung des „heiligen“ römiſchen Reiches deutſcher Nation, des Kaiſers als Schirmvogts der Kirche: — das waren nicht Willkürthaten und Launegedanken, die ebenſo gut hätten unterbleiben können, ſondern große geſchichtliche Nothwendigkeiten des Handelns und des Denkens oder Glaubens.

Für Otto I. war die Rettung der römiſchen Kirche aus einem Pfuhle tiefſten ſittlichen Verfalles eine religiöſe Pflicht: auch noch für ſeine Nachfolger

(bis Heinrich III.), bis Pabſt Gregor VII. die Reform der Kirche in die Hand der Kirche ſelbſt nahm. Man ſage nicht: hätten doch die deutſchen Könige die römiſche Kirche verfaulen laſſen in dem Sumpfe der Marozzien und Theodoren — deſto beſſer für ſie: dann gab es keine Kämpfe mit Gregor VII., Innocenz III., Alexander III., Bonifaz VIII.: wer ſo ſpricht, der ſpricht frivol und unwiſſend dazu: denn dazumal — (wohlverſtanden: nicht heute!) — waren Kirche und Bildung, Cultur im weiteſten Sinne beinahe Eins und daſſelbe. Auch vergißt man: alle jene Kaiſer (mit einziger Ausnahme des größten, des genialſten unter ihnen: Friedrich II.) waren, mußten ſie auch die Uebergriffe der Curie bis auf's Aeußerſte bekämpfen, fromme, vollüberzeugte Söhne der römiſch-katholiſchen Kirche: ihrer Mutter zu helfen, wenn ſie es konnten, war ihre heiligſte Chriſtenpflicht.

Dazu kam, was man völlig überſehen hat: ſtrategiſch-militäriſche, politiſche Gründe nöthigten die deutſchen Könige, ſich des Südaufſtiegs der Alpen,

alſo wenigſtens Ober-Italien, zu verſichern, ſollten nicht in dem meiſterloſen Lande, das ſich nicht einmal der Sarazenen-Häuflein in den Meerburgen erwehren konnte, die Ungarn, im Norden und Oſten endlich abgewehrt, feſtſetzen und nun vom Süden her, wie ſie ſchon rüſteten, ihre Raubfahrten nach Deutſchland erneuen.

Schließlich aber: dieſe geſchichtsnothwendige Verbindung mit der lombardiſchen Königs- und der römiſchen Kaiſerkrone hat zwar der politiſchen Geſchichte der Deutſchen ohne Zweifel ſchwer geſchadet, weil Zeit, Kraft, Kriege, Geld der beſten deutſchen Herrſcher dadurch abgezogen wurden von ihrer dringendſten Aufgabe: das Emporſtreben der reichsverderberiſchen Fürſten, dieſer tauſendfältigen Felone wider ihren Lehensherrn, niederzuhalten: das iſt übrigens eine ſehr alte, nicht erſt von Heinrich von Sybel gefundene Wahrheit.

Aber der deutſchen Culturgeſchichte im umfaſſendſten Sinne von Ackergeräth, Garten- und Weinbau, durch das Kunſthandwerk, die ganze Lebensgeſtaltung des Haushaltes, die Volkswirthſchaft, den Handel hin-

durch bis zu den höchſten Stufen geiſtigen Lebens in allen Künſten und allen Wiſſenſchaften hat jene Verbindung mit Italien den allergünſtigſten Einfluß geübt: — und das war nur möglich, weil der deutſche König zugleich den Weg über die Alpen als Landesherr ſchützte, auch in Mailand und in Rom gebot.

Ein breiter Strom warmen, ſchönen, reichen, vielfach befruchtenden Lebens zog und zieht ſich von Italien aus über Trient, Bozen, Füßen, Augsburg, Frankfurt, durch ganz Süd- und Mittel-Deutſchland hin bis etwa nach Erfurt, wohlthätig die Armuth, Rauhheit, Barbarei des Landes und der Leute bereichernd, verſchönernd, mildernd: noch heute iſt der Süden und Weſten Deutſchlands dem Nordoſten in allen jenen Dingen der Cultur, in welchen Italien wirken konnte, weit überlegen, noch heute iſt die Elbe eine Cultur-Gränze: je weiter nordöſtlich, deſto culturloſer wird das Land und das Leben. Wenn Deutſchland im Mittelalter, trotz ſeiner nördlichen Lage, trotz der Armuth und Rauhheit ſeines Landes und

ſeines Himmels neben Frankreich, ja, zuweilen ſogar vor Frankreich an Wohlſtand, Geſittung, Bildung in Europa voran ſtand, die Führung hatte gegenüber den dumpfen Slaven im Oſten und den Nordgermanen, aber auch gegenüber England und zum Theile der pyrenäiſchen Halbinſel, — ſo verdankte das deutſche Volk dieſe Stellung gerade jener Verbindung mit der Lombardei und mit Rom, welche politiſch ſo ſchädlich gewirkt hat.

Dieſe Sätze, vor 30 Jahren, damals aus den Eindrücken der italiſchen Reiſe gewonnen, halte ich heute noch ſämmtlich aufrecht. Die Abſchweifung war nothwendig: mein damaliger Standpunkt in jenen Fragen, welche ſich in Italien aufdrängten auf Schritt und Tritt, mußte feſtgeſtellt werden: meine Auffaſſungen der deutſchen Frage (d. h. die klein- oder groß-deutſche Parteiſtellung) mit ihren Wandlungen bleiben aber beſſer vorbehalten der Darſtellung des Würzburger Jahres 1866, in welchem preußiſche und öſterreichiſche Granaten über meinem Dache ſich

kreuzten und ſo mit allerhellſter Anſchaulichkeit in nächſter, wärmſter Nähe dieſe Frage über und in meinem Kopfe zur deutlichſten Entſcheidung bringen ſollten.

XLVIII.

So herzlich ich den Italienern die Einheit und Freiheit gönnte (freilich nicht ohne ſchmerzlichen Vergleich mit Deutſchland), ſo lebhaft bekämpfte und bekämpfe ich doch ſchon damals die herausfordernde . . . — nun ſagen wir Unbefangenheit, mit welcher ſie das von ihrem „Befreier“ Napoleon aufgeſtellte Recht der Nationalität in Anſpruch nahmen und nehmen, ſoweit es ihnen nützte oder nützt, aber mißachteten und mißachten, wo es anderen Leuten zu Gute kam oder kommt.

Unſere Fratelli, welche die Verträge zerriſſen, „auf Grund des unverlierbaren Rechts der Sprachgränze“, forderten und fordern ihrerſeits ganz Südtirol bis an den Brenner und an das Meraner Thal: daß dadurch viele Tauſend Heimweſen, in denen deutſch

geſprochen wird, dem Wälſchreich unterworfen und unfehlbar im Laufe der Zeit verwälſcht würden, das ſtört ihre Logik nicht im mindeſten.

Ich aber darf das „Verdienſt“ — d. h. es iſt keins, nur deutſche Pflicht — in Anſpruch nehmen, daß ich, angeregt durch Steub, Zingerle und Aloys Pichler in Innsbruck ſchon vor 30 Jahren als der allerfrüheſten Einer in Deutſchland mich mit allen mir zu Gebote ſtehenden Mitteln der hart bedrohten deutſchen Sprachinſeln in Wälſchland angenommen habe, — lange bevor der trefflich wirkende „Schulverein“ geboren war.

Ein Zufall, eine Reiſebegegnung jenes Jahres 1862 förderte ungemein meine Kenntniſſe jener Verhältniſſe, d. h. jener Gefahren und daher meinen Eifer zur Abwehr.

Auf dem Wege von Vicenza nach Venedig ſtieg zu mir in den Wagen ein deutſcher Beamter, der (Ober-?) Poſtmeiſter von Vicenza, Herr Winter, der ſeit Jahren mit regem Fleiß allen Spuren deutſcher

Mundarten nachgegangen war, nicht nur in den bekannten sette (im Thale von Asiago [1]) und den tredici communi, sondern ebenso weiter nördlich in dem leider immer mehr verwälschten Südtirol. Herr Winter hatte eine überaus reiche Sammlung von Wörtern der dort lebenden Mundarten angelegt, zumal auch der Eigennamen der Personen, Geschlechter, Bauernhöfe, Häusergruppen, Gewässer, Berge, Hügel, Wälder, Thäler, Ackergruppen, Allmännden, Dörfer und von Flurnamen, ferner ein Verzeichniß aller Seelsorger in der Provinz Vicenza von 1325 an: endlich — leicht das Anziehendste und zugleich Lehrreichste! — ein kleines Wörterbuch der Schimpf-, Spitz-, Neck- und Spott-Namen deutschen Ursprungs. Schmerzlich klagte nun aber der wackere und einsichtsvolle Mann, daß, während die Italiener unglaubliche

[1]) Daß diese ursprünglich für Ueberbleibsel der Kimbern (! von 101 vor Chr.) gehaltenen deutschen Ansiedler erst im XIV. und XV. Jahrhundert eingewanderte Alamannen sind, steht nunmehr lange fest.

Rührigkeit entwickelten, die Deutſchen planmäßig zu verwälſchen, kein Geld und kein Mittel der Güte und des Druckes, der Einſchüchterung ſcheuten, die deutſchen Bauern auszukaufen und deutſchen Nachſchub aus Nordtirol zu verhüten, die k. k. Regierung all dieſe Jahrzehnte nichts gethan hatte, dieſe vorgeſchobenen deutſchen Poſten vor der Verwälſchung und Zurückdrängung zu ſchützen.

Und man ſollte doch meinen, ſie hätte alle Urſache, dieſe Gränze durch die verläſſige deutſche Bevölkerung zu decken! Jeder Bauernhof, von dem ein trientiner Signore einen deutſchen Bauern verdrängt, verſtärkt die Anſprüche der Italianiſſimi auf das Trentino, dieſe geſchichtswidrige Erfindung der Irredenta. Ja, geraume Zeit hat die k. k. Regierung die Verwälſchung ſogar gern geſehen: denn die Deutſchen galten als liberal. Lieber Gott, der Liberalismus der tiroler Bauern iſt nicht ſtatsgefährlich. Die Deutſchen haben nie wie Czechen und Polen den Zerfall der habsburgiſchen Einherrſchaft angeſtrebt! Leider muß

man aber einräumen: die deutſchen Bauern in jenen Thälern ſind nicht immer ſehr ſparſame und fleißige Wirthe: leicht geraden ſie in Schulden und der Signore, der ihnen bereitwillig Geld leiht, verwandelt ſich aus dem Buchpfandgläubiger in den Eigenthümer der kleinen Scholle, auf welche er dann Italiener ſetzt, die unvergleichlich weniger vertrinken, vereſſen, verfeiertagen, verbimmeln (d. h. verglockenläuten), verbüchſen und verböllern als die lieben Tiroler. Langſam, aber ſicher, und jetzt ſchon gar nicht einmal mehr langſam, ſondern zum Erſchrecken raſch, überwältigt und verzehrt ſo die wälſche Fluth dieſe germaniſchen Eilande, wie die heiße Sonne des Südens ein par Stücke trotzigen Eiſes, die noch am Mittag-Abhang der Alpen haften wollen, unvermeidlich ſchmelzend auflöſt.

Herr Winter ſtellte mir ſpäter ſeine reichen Sammlungen zur Verfügung, und mit ſeiner Verſtattung gab ich ſie dann Freund Steub, der ſie vielfach verwerthet hat.

Ich ſtellte damals ſchon [1]) eine Reihe echt deutſcher Geſchlechtsnamen aus jenen Spracheilanden zuſammen, welche, wie die Kirchenbücher auswieſen, zum größten Theil ſchon ſeit Jahrhunderten dort ſiedeln. Dieſe Einführung ward nun entſcheidend dafür, daß ich, wie geſagt, ſeit nunmehr 30 Jahren eifrig an der Erhaltung des Deutſchthums in jenen Marken mitarbeite: nicht nur in München, wo die nahen Innsbrucker Herren und Steub den Eifer rege hielten, auch in Würzburg, Königsberg, Breslau, zumal ja häufige Beſuche mich immer wieder in das Etſchthal führten. Pfarrer, zumal aber Schullehrer, in all jenen bedrohten Gemeinden wandten und wenden ſich wiederholt an

---

[1]) S. jetzt Bauſteine III. S. 260. Oft ſind ſie ſchon dem Italieniſchen angepaßt: ſo dal Brun, Danduro (Dander), Finko, Franko, Gligar, Zano (Zahn), Padur (Bader), Segafredo, Soſſaro (Soſſer), Goaſſar (Geiſſer); von Spottnamen mögen hier ſtehen: der Lüs, Kaberlaber, Kalputz, Streit, Toll, Paſch, Holla, Kockelo, Ragobuſch, Sockele, Plonz, Raupler, Stickerle, Pupferle. Ein Bauer, der eigentlich Serrate heißt, empfing von ſeinen großen vorſtehenden Zähnen zugleich den deutſchen Spitznamen „Zahnle“ und den wälſchen „maladente“.

mich; abgeſehen von den ſtändigen Geldſpenden und der ſpäteren Vorſtandſchaft in dem Königsberger Zweig-verband des deutſchen Schulvereins, habe ich auf Wunſch der Lehrer ſchon gar manche meiner Schriften in jene abgelegenen Gemeinden geſtiftet, zumal den „Kampf um Rom“ wegen ſeiner Verherrlichung der heldenhaften Ver-theidigung germaniſchen Volksthums. Und ſeit ich (1890) den herrlichen Erdenwinkel, den Mendelhof auf der Mendel bei Bozen, entdeckt und mit meiner lieben Frau in den Wirthen jenes unübertrefflichen Gaſthofs, Herrn und Frau Spreter, nahe Freunde gewonnen habe, gilt meine Abwehr vor Allem den dort an dem Nonsberg (bei Fondo) hart ringenden deutſchen Schulen, die ich hiermit, wie dem Schulverein, ſo allen Deut-ſchen zur Unterſtützung auf das Wärmſte empfehle.

LXIX.

Ich ſchließe die politiſchen Betrachtungen über Italien mit einem Auszug aus damals ſchon — 1862 — gedruckten Ausführungen.

„Das italieniſche Nationalgefühl iſt die alle anderen Strebungen überwindende Lebensmacht geworden auf der Halbinſel von den Alpen bis über Ravenna hinaus (das Land ſüdlich von Ravenna lernte ich damals noch nicht kennen). Dieſer Patriotismus iſt durchaus nicht ein künſtlich Gebilde napoleoniſcher Ränke oder piemonteſiſcher Herrſchſucht: ohne dieſen reinen und mächtigen Grundtrieb hätten weder Napoleon, noch Victor Emmanuel, noch Garibaldi etwas ausgerichtet. Das Nationalgefühl hat diesmal das ganze Volk ergriffen, mit Ausnahme der katholiſchen Prieſter, die überall der kosmopolitiſchen Kirche

mehr als ihrem Volk angehören[1]), dann einzelner bourboniſch oder päbſtlich geſinnter Adelsgeſchlechter und ſolcher Schichten des vierten Standes: Bauern und Arbeiter, welche, mehr vom Hunger und vom Geldbeutel, als von höheren Beweggründen geleitet, über die ſtark vermehrte Steuerlaſt und die Vertheuerung der Lebensmittel klagen. Ja, die Bewegung hat jetzt das Volk ergriffen: — die Schilderhebungen von 1815 bis 1849 waren verfrühte, nur von einer kleinen Minderheit geiſtigen Adels, von Carbonari und anderen Verſchwörern getragen. In der Schule des Unglücks von 1849 bis 1859 haben die Italiener die größten Fortſchritte an Statsſinn gemacht: die monarchiſch-conſtitutionelle, eben die „piemonteſiſche" Partei iſt die Trägerin der Zukunft, iſt der republikaniſch-mazzini-

[1]) Daher ſie ſeit den Siegen Gregor's VII. ohne Rückſicht auf ihr angeborenes, z. B. ſchwäbiſches oder italieniſches Recht, wie von je in erſter Reihe nach kanoniſchem, ſo nunmehr nach römiſchem Recht lebten (ſiehe deutſche Geſchichte, Weimar 1889, II.). Aber auch von ihnen hatten damals Manche vergeſſen, daß ſie Prieſter, und ſich erinnert, daß ſie Italiener waren!

ſtiſchen weit überlegen, ſogar in jenen Tagen, da Garibaldi's (ſelbſtverſchuldetes!) Geſchick immerhin ſchwer gegen die Regierung in die Wage fiel."

„Dieſe echt politiſche und echt nationale Geſinnung verleiht dem jungen Königreich die Gewähr der Dauer: hierin haben wir Deutſche von den Wälſchen zu lernen: denn bei uns will es immer noch nicht gelingen, daß Proteſtanten und Katholiken, Norddeutſche, Mitteldeutſche, Süddeutſche, Kleindeutſche und Großdeutſche, Conſervative, Conſtitutionelle, Demokraten [1]) ihre Gegenſätze auch nur vorübergehend vergeſſen, um der gemeinſamen deutſchen Sache willen. Es iſt traurig, aber wahr: das Nationalgefühl iſt in Deutſchland noch nicht ſo mächtig wie in Italien (1862)."

Es folgte dann ein Vermuthen über die Zukunft Italiens: „Ich halte dies italieniſche Heer, bei aller Achtung vor ſeiner Tapferkeit, dem öſterreichi-

---

[1]) Socialdemokraten gab es in jenen glücklichen Zeiten noch keine.

ſchen nicht für gewachſen: wenn die Italiener ohne fremde Hilfe[1]) Venedig gewinnen wollen, ſo können ſie Mailand darüber wieder verlieren. Haben ſie aber das Glück friedlicher Muße, ſo werden ſie ohne Zweifel ihr Land im Norden zu einem ganz gedeihlichen Statsgebilde entwickeln, vielleicht auch den Süden: auch Neapel und Sicilien: doch wird dies jedesfalls viel längere Zeit in Anſpruch nehmen. Ich wünſchte im Intereſſe Oeſterreichs ſelbſt, daß der Kaiſerſtat jene Landſchaften, etwa gegen eine Machterweiterung an der Donau umtauſchen könnte ... nach einem neuen ehrenvollen und mehr (als 1859) glücklichen Waffengang[2]): denn dieſe italieniſchen Länder werden ſtets eine ungewiſſe, zehrende Beſitzung ſein."

„Der Italiener Streben, Rom zur Hauptſtadt zu erhalten, iſt durchaus natürlich und politiſch berechtigt: ob ſie es durchſetzen werden, hängt von un-

[1]) Dieſe kam wirkſam genug bei Sadowa!
[2]) Cuſtozza und Liſſa 1866!

berechenbaren Ereigniſſen in der geſammten europäiſchen Politik ab. Ich halte es aber für nicht unwahrſcheinlich."

Ebenſo natürlich fand ich ihr Streben nach Venetien, hier aber machte ich für Trieſt und Trient einen ausdrücklichen Vorbehalt zu Gunſten Oeſterreichs und Deutſchlands wegen des Handels auf der Adria und der Vertheidigung der Alpen. Bismarck hat den italieniſchen Verbündeten von 1866 geradezu erklärt, daß ſie Trieſt und Trient mit freiem Willen Deutſchlands nie erhalten würden.

Ich bemerkte dann, auch eine etwaige Wiederaufrichtung der öſterreichiſchen Herrſchaft über Mailand u. ſ. w. werde nie von Dauer ſein: die italieniſche Nationalität würde ſie nie ertragen und wäre ſie ſo milde wie die Theoderich's und Amalaſwinthens.

Haben ſich nun alle Vermuthungen des Achtundzwanzigjährigen über die Zukunft Italiens beſtätigt, ſo ſcheint dies doch nicht der Fall zu ſein

mit ſeiner Beſorgniß, das italieniſche Volk werde auf die Dauer (unerachtet der damaligen wüthenden Erbitterung gegen Frankreich, d. h. Napoleon wegen der Abreißung Nizza's und der Verwehrung Roms) immer näher zu dem lateiniſchen Schweſtervolk neigen, als zu den ihm vielfach ſchroff entgegengeſetzten Deutſchen.

Ich will mich herzlich freuen, widerlegt das dauernde Bündniß Italiens mit Deutſchland und Oeſterreich meine Zweifel. Ich beeile mich beizufügen: an der Bundestreue des Savoyſchen Könighauſes zweifle ich nicht im geringſten. Und es iſt ja möglich, daß Frankreichs bedrohliche Gelüſte im Mittelmeer, in Afrika und ſeine Ungerechtigkeit im Handelsverkehr auch die Mehrheit des italieniſchen Volkes der galliſchen Republik abgeneigt erhalten. Allein auch heute noch kann ich mich nicht darüber täuſchen, daß die Italiener an ſich dem romaniſchen Schweſtervolk ungleich mehr zugewandt ſind als uns: und wenn politiſche Gründe und Handelsvortheile beide einmal

nicht mehr trennen, ſo wird es dem Königthum recht ſchwer werden, an der Seite Deutſchlands ſtehen zu bleiben: — ſchon jetzt iſt die Frankreich zugeneigte Partei ſehr ſtark: dazu tritt die republikaniſche, dazu die irredentiſtiſche und ſeit der heilige Vater ſo eifrig für Frankreich wirkt, mit ſeinem geiſtlichen Hirtenſtab die Monarchiſten zur gehorſamen Fügung in die Hürde der Republik eintreibend, neigen auch die Preti, wie früher zu Oeſterreich, ſo jetzt zu demſelben Frankreich, das ſie früher ſo bitter haßten.

Freilich: hier ragt auch wieder eine wichtige Stütze für den Dreibund: denn erſt müßte das Königreich Italien nicht nur, auch Deutſchland von Koſaken und Turkos zerſtört ſein, bevor der Kirchenſtat wieder errichtet wird. Ich will die Mittel nicht loben, mit denen der zerſtört ward: aber ſie ſind doch viel beſſer als die tief unſittlichen, mit denen er weiland durch Bündniß mit den gegen ihren König empörten langobardiſchen Herzögen, durch Hochverrath gegenüber dem oſtrömiſchen Kaiſer, durch Landesverrath an die Fran-

ken und durch Urkundenfälſchung zuſammengebraut worden iſt.

Zu großer Befriedigung gereicht mir, daß ich meine Deutſch-Öſterreich warm zugewandte Geſinnung von 1862 — trotz gar mancher Anfechtung! — 1882 bei dem Abdruck der Bauſteine durch die politiſche Entwickelung voll gerechtfertigt fand und damals drucken (1882) laſſen durfte: „Als jene Briefe geſchrieben wurden (1862), galt in Preußen der bitterſte Haß gegen Deutſch-Oeſterreich, — nicht nur gegen das Haus Habsburg! — galt die Verachtung auch Deutſch-Oeſterreichs als der Anfang aller politiſchen Weisheit, das Bündniß mit dem barbariſchen Sarmatenreich als Preußens natürlicher Schild. Ich aber habe nie aufgehört, in den Bajuvaren jenſeit des Inn unſere allernächſten Brüder zu erkennen. Auch in Preußen ſcheint man jetzt einerſeits die Abſichten und andererſeits die Macht der Moskowiten anders als ehedem zu würdigen."

Mittlerweile hatte unſer großer Kanzler, der Be-

gründer des Deutſchen Reiches, das enge Bündniß mit Oeſterreich abgeſchloſſen, eine ſeiner ſegenreichſten und genialſten Thaten.

Im Laufe dieſes Jahres (1892) durfte ich ihn in Friedrichsruhe beſuchen. Dieſe neunſtündige Unterredung vom 20. April iſt neben der Schlacht von Sedan der großartigſte Eindruck meines Lebens. Da hat mir der Kanzler ausgeführt, wie er ſchon 1866 keineswegs die „Stoß ins Herz-Politik" gegenüber Oeſterreich gebilligt, vielmehr den nach Sadowa hitzig auflodernden Eifer weiterer Angriffsgelüſte mit ſchwerer Mühe gebändigt und — damals ſchon! — die Wiederherſtellung guten Einvernehmens mit dem eben Beſiegten nie aus dem Auge verloren habe.

Allerdings hört aber Oeſterreich auf, ein bündnißfähiger Culturſtat zu bleiben, ſchreitet die Zurückdrängung des Deutſchen durch Czechen und andere Völkerſchaften unedlerer Veranlagung und geringerer Bildung noch weiter fort.

Noch gedenke ich, wie 1866 bei Laufen ganze

Compagnien öſterreichiſcher (d. h. italieniſcher) Regimenter ſich einzelnen Preußen ergaben. Wie werden ſich czechiſche und geſinnungsverwandte Regimenter gegen die heißgeliebten ſtammverwandten Ruſſen ſchlagen und etwa auch gegen die Freunde von Kronſtadt und Nancy?

Man kann Oeſterreich alles Beſte wünſchen — wie ich — und doch um ſeinen Fortbeſtand auf das Traurigſte beſorgt ſein, ſeitdem das Deutſche nicht mehr ſein beherrſchender und ſchirmender Genius iſt. Oeſterreich muß vom deutſchen Geiſt zuſammengehalten werden: oder es wird auseinanderfallen.

L.

Nicht ungerecht und frei von germaniſcher Ueberhebung ſcheint mir meine damalige Würdigung der Italiener: gar ſchwer rechnete und rechne ich ihnen freilich an ihre ganz unglaubliche Thierquälerei (— ich habe ſie im „Kampf um Rom“ gezeichnet, Band II.): ma che vuole? non è Christiano, non ha anima, il asino! erwiderte auf mein Schelten ein Eſeltreiber, der mit eiſernem Stockſtachel immer wieder in die ſchwärende Wunde des armen Thieres ſtieß. Und — als leidenſchaftlichem Vogelfreund (I. S. 72) iſt mir ein Gräuel ihre abſcheuliche Ermordung und Auffreſſung aller Singvögel, in Folge deren Raupen und andere Schädlinge ihre Wälder und Gärten von Rechtswegen verwüſten: es iſt empörend, wie auf den Märkten von Verona bis hinab nach Amalfi viele hundertauſende

der edelſten, nützlichſten und kleinſten[1]) Singvögel, die für den Schlund nichts ſind als ein Schluck und ein Druck: Grasmücken, Meiſen, Finken jeder Art, Rothkehlchen, Rothſchwänzchen, Bachſtelzen erwürgt zum Kauf angeboten werden. In Süditalien fangen ſie die Schwalben aus der Luft mit fliegenbeköderten Angelhaken! Zumal auch die Herren Preti ſind es, — bis in die Gärten des Vaticans hinauf, ſagt man! — die ihre viele freie Zeit, welche ihnen nach dem Bekehren der Andersgläubigen doch noch bleibt, am „Roccolo“ zubringen und zu Tauſenden die lieben Vögel fangen, erwürgen und freſſen, wenn's nicht gerade Faſttag iſt: eine des großen Culturvolks des Südens unwürdige, niederträchtige Scheußlichkeit und Barbarei.

Sehr ſtark hab ich mich auch damals noch aufgeregt über einen anderen ethnographiſchen Charakterzug der Fratelli: über den Schmutz!

---

[1]) Gedichte, IV. Sammlung, Leipzig 1892, S. 162: „Und die Italiener fraßen mir den Zaunkönig ſogar.“

Jener engliſche Miniſter hatte nicht unrecht, der einer politiſirenden Lady auf die Frage, was Italien vor Allem brauche, erwiderte: »a sound washing«. Mein Cameriere in Ravenna, dem ich ein von Schmutz ſtarrendes Tiſchtuch beanſtandete, rief ganz erſtaunt: »ma non vedo mica. Sono cosi tutti«. Es iſt für uns Barbaren und Ketzer auffallend, daß die »Casa di Dio« beſonders dem »Rispetto« empfohlen werden muß, ſie vor der unfläthigſten Beſchmutzung zu ſchützen. Wie Kirchen ſcheinen öffentliche Gebäude dem Volke für jene Zwecke geradezu beſtimmt: ein Deutſcher, der das Gebäude ſeiner Botſchaft auf dem Capitol vor einem ſolchen Beſudler zornig ſchützte, erhielt zur Antwort: »ma che vuole? non è un palazzo?«

Abgeſehen aber von ſolchen kleinen „Scherzen", habe ich die Eigenart der Italiener zwar beileibe nicht erſchöpfend, — wer kann erſchöpfend, eine Volksſeele, ja, auch nur eine Menſchenſeele zergliedern und darſtellen? — aber in einzelnen Stücken, wie ich glaube,

nicht unzutreffend erfaßt: „wunderſame Erzeugniſſe des Südens, oft voll Schmutz und mancher Roheit, aber doch auch von einer beneidenswerth unverkümmerten Natur und unbefangenen Harmloſigkeit, die ſich giebt, wie ſie gewachſen iſt und ſie uns ſteifen, hochmüthigen Reflexionsmenſchen gegenüber oft wie Kinder oder wie ſchöne, kluge, glückliche Thiere — Thiere einer ſehr edlen Art freilich — erſcheinen läßt.“

Uebrigens verbindet Süd- und Weſt-Deutſche [abgeſehen von der nicht zu unterſchätzenden ein halbes Jahrtauſend hindurch (von Cäſar bis Ende des V. Jahrhunderts) vollzogenen Miſchung mit den Römern], den Romanen Himmelsſtrich und Landſchaft ungleich näher, als die Nord- und Oſt-Deutſchen: inwiefern das heißere Blut und die lebendigere Einbildungskraft der Süd- und Weſt-Deutſchen auf Vererbung, wiefern auf romaniſchen Einfluß, wiefern auf den von Luft und Landſchaft zurückzuführen iſt, ſteht dahin. Jedesfalles ſcheidet den Nord- und den Oſt-Deutſchen von Süd- und Weſt-Deutſchen wie von Romanen die nie unter-

brochne ängſtliche Beſorgniß, nur ja nicht durch eine lebhafte Aeußerung in Wort oder Miene ſich etwas zu vergeben, „ſich eine Blöße zu geben“[1]).

Bei den Männern in Italien fiel mir auf im Ausdruck des Blickes nüchterne Verſtändigkeit im Schweigen, leidenſchaftlichſte Heftigkeit im Streit, einſchmeichelnde, nicht gemachte, angeborene Feinheit im Verkehr mit Fremden, mit Frauen, manchmal blitzender Geiſt, aber ſelten jenes nach Innen gewendete Sinnen, welches die deutſche Sprache „ſeelenvoll“ nennt. Dies ſcheint den Wälſchen überhaupt, auch Franzoſen und Spaniern, bis auf einen gewiſſen Grad zu fehlen und die Empfindung dieſes Mangels läßt auch bei recht freundlichem Verkehr den Deutſchen auf die Dauer zuweilen ein wenig unbefriedigt. Dieſe Eigenart der Volksſeele drückt ſich ſelbſtverſtändlich auch in der Literatur aus: Geiſt, Schwung (Pompa), Erhabenheit, Leiden-

[1]) Ueber dieſe kluge, aber nicht liebenswüridge, ſondern oft höchſt langweilige Steifheit leſe man die kräftigen Worte des Alamannenherzogs Burchhard in meiner „Deutſchen Treue“. I. Aufzug.

ſchaft, Einbildungskraft, Geſchmack, Anmuth, Witz (aber nicht eben viel Humor!) in reichſtem Maß: jedoch ihre Lyrik darbt jener ſeelenvollen Töne, wie ſie aus Goethe, Lenau, Uhland, Mörike ungeſucht, nothwendig, herausklingen: bei ähnlichem Anlaß wird der italieniſche Dichter Leidenſchaft oder redneriſches Pathos bringen, aber nicht jenes Seelenvolle. Selbſtverſtändlich ſoll nicht hiermit einem ganzen Volk eine ſolche Grundmacht des Menſchenweſens abgeſprochen werden, nur vom Ueberwiegen und von der Regel iſt die Rede: jenes ahnungvolle, in ſich gekehrte Lauſchen auf die leiſeſten Regungen der umgebenden Natur und der feinſten Schwingungen des eignen Seelenlebens, der „Stimmung", iſt den Italienern minder eigen als den Deutſchen: dieſes Verträumte iſt ein deutſcher Vorzug in der Dichtung, ein deutſcher Nachtheil im praktiſchen Leben. Am eheſten noch im Volkslied der Italiener klingen Töne an: jene aber ſeltener und ſchwächer als im Deutſchen und im Slaviſchen [1]).

[1]) Vielleicht iſt es die Einwirkung der 16—17 vom

Ein Hauptvorzug des Italieners iſt ſein raſcher und ſcharfer Menſchenverſtand, ſeine helle, nüchterne Klugheit (ſo lang nicht irgend eine Leidenſchaft ihn fortreißt) in allen praktiſchen Dingen, die ihn, dem Juden ähnlich, zu einem vortrefflichen Geſchäftsmann und, verbunden mit ſeiner Sparſamkeit, Mäßigkeit oder richtiger Bedürfnißloſigkeit dem vielverbrauchenden Germanen als wirthſchaftlichen Wettbewerber — wie den Franzoſen und den Juden — ſo gefährlich machen. Der Romane hat die beneidenswerthe Gabe, jedes

---

Hundert romaniſchen Blutes in mir, daß meiner Lyrik ein ähnlicher Mangel anhaftet. Sie bringt ſtets den ganzen Inhalt des Gedankens und Gefühls recht zweifellos und vollſtändig heraus, ihr Ausdruck iſt klar bis zur lehrhaften Nüchternheit, mit hellem Sonnenſchein bis zur Gefahr des Proſaiſchen: aber jenes Verhaltene, Geheimnißvolle, welches, in höchſter Vollendung bei Goethe, ſtets noch ein Unausgeſprochenes und Unausſprechbares ahnen läßt, dieſer echte lyriſche Zug fehlt mir leider; nicht maleriſch, — plaſtiſch, im Sinne helleniſcher Plaſtik, iſt meiſt meine Lyrik und das iſt ein recht empfindlicher Mangel; bei viel engerem Umfang der Stoffe eignet meiner Frau jene Gabe des Stimmungsausdrucks in ungleich reicherem Maße, wohl eine Mitgift der weſtfäliſchen Heide und ein Erbſtück der Droſte-Hülshoff.

Ding und jede Lage raſch nach der Einen für den Augenblick wichtigſten Seite anzuſehen: und zwar nach dieſer ſo ausſchließlich, als ob die anderen gar nicht vorhanden wären, während der philoſophiſche Deutſche daneben auch noch die Berechtigung aller übrigen Auffaſſungspunkte in gründlichſte Erwägung zieht, ehe er ſeinen darüber oft verſpäteten Entſchluß faßt und, immer noch zögernd, ausführt. „Deutſchland iſt Hamlet", ſagte man vor 1866. Und es iſt immer noch viel Hamletiſches in uns.

Italieniſche Frauen habe ich in Italien faſt gar nicht, nur ſpäter in einzelnen „Exemplaren" in Deutſchland kennen gelernt. Ich machte damals nur Wahrnehmungen der äußeren Erſcheinung, wie etwa der Portraitmaler ſie ſich behufs künftiger Wiedergabe einprägt: in Valeria (im „Kampf um Rom") und in Felicitas habe ich jene Eindrücke verwerthet. In Norditalien überwiegen kleine zierliche Geſtalten mit den feinen (romaniſchen) Gelenken, in Tuscien, in der Romagna, in den Marken ſtattliche junoniſche Erſchei-

nungen, mit breitem königlichen Nacken, ſtraffem Halſe, mit gebietendem Gang und ſtolzem Blick aus großen, runden Augen. Zumal die Bäuerinnen um Ravenna, ſchlingen ſie durch das grobſträhnige rabenſchwarze Har diademartig das landſchaftübliche breite Scharlachband, mahnen an bekannte Junoköpfe, beſonders an die Juno Ludoviſi.

Hübſch ſind die Mädchen zwar meiſt nur in zarter Jugend. Allein faſt allen Weibern eignet jene vornehme und doch zugleich anmuthige Haltung, welche Gentilezza heißt.

Die einfachen Ueberbleibſel einer mittelalterlichen Volkstracht, heute Straßen- oder Feſt-Kleidung der Städterinnen, wiſſen ſie mit geſchmackvollſter Geſchicklichkeit zu verwenden.

Der ſchwarze Spitzenſchleier (il velo), vom ſilbernen Filigranpfeil (lo strale) im blauſchwarzen, meiſt üppigen Hare gehalten, bildet die ganze Kopfbedeckung, geeignet und berechnet, die reichen Flechten und vornehmlich die oft vollendet edle Form des

Kopfbaues nicht zu verdecken, ſondern vortheilhaft zu zeigen. Der Bildhauer weiß, noch dankbarer als der Maler, dies wichtige Stück Frauenſchönheit zu würdigen, das bei Germanen und Slaven ſelten, im Orient, in Griechenland, Italien und Spanien zum „Raſſentypus“ gehört und an helleniſchen und römiſchen Statuen einen in ſeiner Urſache oft überſehenen, aber mächtig wirkenden Reiz übt.

Der häufig ſchön geformte Nacken bleibt unbedeckt und hebt ſich in ſcharfem Ausſchnitt — ohne Vermittelung durch einen weißen Zwiſchenſtreifen — von dem ſchwarzen Seidenkleid ab; die ſchmale „Mantilla“, ebenfalls von ſchwarzer Seide, wird nicht um die Schultern, nur um Rücken und Oberarm geſchlungen.

Zu dieſer Tracht gehört nun beim Feſte der Blumenſtrauß (il masetto), der in den verſchiedenen Städten und Landſchaften aus den althergebrachten Lieblingsblumen beſtehen muß, z. B. in Bologna aus Nelken. Damals trug man aber überall die Nationalfarben Italiens: weiß-grün-roth. Auch in den öſter-

reichiſchen Städten ſah ich die Blumenverkäuferinnen ſie eifrig feilbieten, dieſe Wahrzeichen der Italia unita: lachend ſteckte das italieniſche Zeichen ein flotter Officier der Kaiſerjäger in ſeinen Säbelkorb.

Ganz unentbehrlich aber iſt der Fächer.

Kein Nordländer glaubt, mit welcher Anmuth namentlich die Venetianerinnen all' ihre lebhaften Bewegungen mit dem Spiele dieſes einfachen Werkzeuges zu begleiten wiſſen; und die Liebesſprache hat ſeit Jahrhunderten manchfaltige Zeichen der Abweiſung, der Warnung, des Einverſtändniſſes, der Erhörung, des Stelldicheins erfunden: — Geheimniſſe einer Freimaurerei, in welche der Foreſtiere nicht leicht eindringt.

Uebrigens ſind ſich die Eingeborenen — Weiblein wie Männlein — des Reizes dieſer einfachen Frauentracht ſehr wohl bewußt, welche freilich von romaniſcher Gentilezza getragen ſein will. Ein Italiener, der mich aufmerkſam die Gewandung unſerer Reiſegenoſſinnen betrachten ſah, lächelte mit Selbſtge-

fühl: »vi piace il velo? (nach dieſem Hauptſchmuck heißt die ganze Kleidung) Si, si! È la piu bella cosa del mondo«.

Ebenſo zeigen ſie ſtolze Freude an der Herrlichkeit ihres ſchönen Landes; ganz ähnlich ſprach mich auf der Fahrt nach Ferrara ein freundlicher Prete an, da er mich in ſtiller Bewunderung der reichen Fülle der Reben, der Agrumi, der ganzen üppigen Natur ringsumher verſunken ſah: »si, si, Signor, è il piu bello paese del mondo! È il paradiso sulla terra!« und er ſchloß mit der claſſiſchen Anführung:

»È il paese,
Dove la vite si marit' all ùlmo.«

Mögen die „Fratelli“ ihres ſchönen Landes und ihrer liebenswürdigen, mit ſo vielen Vorzügen der kindlichen Lebhaftigkeit und der kindlichen Unbefangenheit geſegneten Eigenart, ungeſtört durch Aufruhr und Krieg, froh bleiben für und für. — Zuſatz von 1892.) —

LI.

Begleiten wir nun den jungen Reisenden auf seiner Fahrt von München bis Ravenna und Mailand.

Bedeutsam fiel mir bei dem Vergleich des baierischen Hochlandes mit dem Salzkammergut, dem oberen Innthal und einem großen Theil von Tirol der Unterschied auf, welchen die Lage an einer uralten (schon vor-römischen) Salzstraße und an dem für das ganze Mittelalter bis zur Entdeckung von Amerika hochwichtigen Handelsweg aus der Levante über Venedig, Bozen und den Brenner nach Süd-Deutschland bewirkt hat. Durch die stillen Halden und versteckten Thäler Oberbaierns führte nicht der friedliche Gang des Handels, nicht der kriegerische Schritt der Reichsgeschichte. Daher die geringe

Zahl von Burgen und Burgtrümmern im baieriſchen Gebirge weſtlich von Inn und die Häufigkeit derſelben an den wichtigen Waſſer- oder Berg-Straßen, wo es der Mühe lohnte, zu rauben oder zu wachen, zu überfallen oder zu ſchirmen. Idylliſch daher, ungeſchichtlich — ſo zu ſagen — iſt das Anſehen der Hügel und Vorberge an Mangfall, Amper, Loiſach: an manchem Felsbuckel, an manchem Bergvorſprung wandern wir vorüber, auf deren Höhe das Auge eine Bekrönung mit Thurm und bezinnter Mauer umſonſt erwartet, während an Inn, Sill, Ziller, Etſch und Eiſack in dichter Folge ſich Burg an Burg oder doch Ruine reiht an Ruine.

Zu Innsbruck war in dem Verkehr mit den Profeſſoren deutlich das allmälige Siegen eines helleren Geiſtes über die alte Jeſuitenwirthſchaft wahrnehmbar: Männer wie Pichler und Wildauer, J. V. Zingerle (ſo eben, auf dem Mendelhof, erhalte ich die Nachricht von dem Tode des wackeren Freundes, † 17. Sept. 1892), Julius Ficker und deſſen Schule, zu-

mal Alfons Huber, rangen mit ſchönen Erfolgen nach „Mehr Licht“.

Schon zu Telfs im Innthal entzückte mich die maleriſche Miſchung von Romaniſchem mit Germaniſchem, die jener ganzen Landſchaft und der Bevölkerung den gewinnenden Reiz verleiht: ſo in dem Hausbau: zu Telfs lockt auch eines jener maleriſchen Wirthshäuſer, wie ſie in Tirol ſo zahlreich als fix und fertige Novellen von braunem Holz und weißem Stein am Wege ſtehen: mit jener Verbindung von deutſchen Lebensbedürfniſſen mit italieniſchen Einflüſſen, mit ihren durchbrochenen Halbthüren, welche offenbar keinen andern Zweck haben, als daß ſich ein Mädchen, mit den glänzend weißen Hemdärmeln und der Blutnelke im ſchwarzen Mieder dahinter ſtehend, darüber neigt, ein par Neckworte zu tauſchen mit dem Burſchen, der die Joppe auf der linken Schulter hängen hat und ſich leicht auf den Haſelſtock in ſeiner Rechten lehnt; dieſe Wirthshäuſer („Beißeln“) mit ihrer hochgewölbten Hausflur, wo auf dem porphyr-

rothen Eſtrich langausgeſtreckt der kluge Jagdhund liegt, mit ihrer großen Bauernſtube, wo um den mächtigen viereckigen grünkacheligen Ofen die Fuhrleute ſitzen in ihren dicken „Kotzen“ [— weißen langen Wolldecken, durch deren Mittelloch der Kopf geſteckt wird, die „Dalmatica“, eine uralte Hirtentracht, die ſchon auf der Trajans-Säule die gefangenen Barbaren kennzeichnet —]; endlich mit dem daranſtoßenden Herrenſtübel mit ſeinem zierlichen braunen oder gar (aus Zirbelholz) gelb-weißen Getäfel, ſeinen gerippten Glasſcheiben und dem behaglich breiten Geſims an den Fenſtern, die Cactus und Gelbveigelein tragen.

Von Innsbruck wählte ich den im Lande ſogenannten „oberen Weg“ in das Etſchthal, nicht über den Brenner, ſondern über Landeck und Hochfinſtermünz. Die wunderbare Schönheit dieſes Paſſes (noch gar oft habe ich ihn ſpäter zurückgelegt) begeiſterte mich damals zuerſt. Die zu Landeck ſpielende Sage vom Herzog Friedel mit der leeren Taſche, der, als Spielmann verkleidet, ſeine Treuen zu neuem Wider-

ſtand gegen die Feinde aufruft und ſich erſt, nachdem er ſie fortgeriſſen, zu erkennen giebt, habe ich ſpäter in meiner Ballade auf König Alfred übertragen[1]).

Dem Stellwagen von Pfunds ab weit vorausgeeilt, genoß ich lange Zeit der Poeſie höchſter Einſamkeit auf der Paßhöhe (1106 Meter über dem Meere, die Mendel 1362, der Brenner 1364) zur Linken die hohen Belemnitwände, zur Rechten tief im Abgrund der Inn. Als ich aber ſpäter dem Wirth in Hochfinſtermünz die herrliche Lage ſeines Wohnſitzes pries, meinte er: „ja, war ſcho recht, aber in Winta is ſchaudaſam einſchicht, bal'ſt wochenlang koan Menſchen ſixt, was (ausgenommen) an Fuchs oder a Muren“ (Bergſturz).

Auch die Malſer Heide, beſäet mit ungezählten Felstrümmern, machte mir großen Eindruck: ſie gab mir das Bild des Schlachtfelds (in Odhins Troſt), auf welchem Odhin Laufeya's Vater beſiegt trotz der von den Rieſen geſchleuderten Felſen.

[1]) Gedichte II 3. Aufl. Leipzig 1883. S. 119.

Der Weg von Landeck nach Meran wurde durch eine auch in dieſen oft heimgeſuchten Gegenden außergewöhnlich ſtarke Ueberſchwemmung des Inn und ſpäter der Etſch noch anziehender geſtaltet, freilich manchmal ſogar geſperrt. (Bitter bedauerte ich, eine Bärenjagd bei Trafoi nicht mitmachen zu können.) Schon hinter Eyrs werden die Anzeichen ſüdlicher Landſchaft immer deutlicher und häufiger: in den Ackergefilden glänzen die rothweißen Blüthen des Buchweizens (Plenten, polenta), die Edelkaſtanie wiegt im Winde die dunkelgrünen Wipfel und die Rebe zieht die anmuthigen Ranken über jedes Thürgeſims.

Mein erſter Gang in Meran war zu dem Curarzt Dr. Pircher, von dem als beſonderem Lungenarzt ich die müde Bruſt unterſuchen laſſen ſollte. Der Weg war nicht leicht: am Leben zwar hing ich — damals — nicht ſo ſtark, daß mir ein früher Tod unerwünſcht geweſen wäre: aber langes Siechthum ſcheute ich. Den Lehrberuf etwa aufgeben müſſen, die ſo dringend

nothwendige Arbeitskraft dauernd geſchwächt wiſſen, — das wäre ſchwer zu tragen geweſen. Der Freundliche beruhigte mich aber: er ſtellte für die Zukunft völlige Ausheilung der allerdings ſtark angegriffenen Lunge in Ausſicht — „bei gehöriger Schonung in dem nächſten Jahre“, fügte er bei. Nun, dieſe Schonung — zumal das Verzichten auf die Vorleſungen — war zwar nicht möglich, aber er hat doch auch ſo Recht behalten mit der „völligen Ausheilung“.

LII.

Nun nahm mich aber alsbald der holde Reiz des Meranerthales gefangen: in so nachhaltiger Bezauberung, daß ich, nach gar häufiger Wiederholung von Besuchen, noch dies Jahr (1892)[1]), gerade nach einem Menschenalter, abermals in noch immer gleicher Liebe und Freude in jenen lieblichen Erdenwinkel pilgern werde.

Damals bei dem ersten Besuch brach ich in den Hymnus aus: „Lieblich und lachend waren die Tage, die ich in deinem Thale verlebte, feigen- und rebenumranktes Meran. Wie ein aus der Jugendzeit (ich war aber erst 28 Jahre!) herübergerettetes Stück Duft und Glanz und Traum hebt ihr euch, sonnige, sorgen-

[1]) Geschrieben zu Gastein am Tage von St. Privat, 1892.

vergeſſende Stunden, einem friedlichen Märcheneiland vergleichbar, aus der ſtreitenden Fluth des hart ringenden, nüchternen Lebens und bildet fortan eine tröſtende Erinnerung, wie man im Winter mit wehmüthiger Freude goldner Sommerſtunden gedenkt.“ — —

Der letzte Grund des mächtigen Reizes dieſer ſchönen Gelände liegt wohl in der wunderbaren Harmonie der Geſammtheit aller Erſcheinungen der Natur und des Menſchenlebens, für den Nordländer zumal in der reichen Fülle, in der breiten Mächtigkeit, mit welcher der üppige Pflanzenwuchs des Südens den von den Alpen Niederſteigenden plötzlich ſo überraſchend umgiebt: die Nordwinde ſchließen hohe Berge ab: nur nach Süden öffnet ſich das Thal der ſegnenden Sonne, der ſegnenden Luft: daher die liebliche Ueppigkeit, mit welcher hier Wein und Feigen, Mais und Buchweizen, Kaſtanien, Aprikoſen, Pfirſiche und ſogar die verwöhnten Mandeln gedeihen.

In der glücklichen Stimmung, welche dieſe Ein-

drücke hervorrufen, in der friedlichen Einſamkeit, frei von widrigen proſaiſchen Störungen, wie ſie in München nicht eben ſelten waren, erhob auch die ſo lange verſtummte Dichtung in mir plötzlich wieder die Stimme: von dem Kämmerlein bei Prozauf ſtreifte der Blick über den Hausgarten hinweg und den mächtigſten Feigenbaum der Stadt (— er ward bald darauf einem Neubau geopfert! —), auf den rebenumgürteten Küchelberg und ſeine ſtattliche Bekrönung, den runden Wartthurm, — den „Thurm des Vitigis“ nannte ihn meine Einbildungskraft, — und hier entſtanden die Abſchnitte im „Kampf um Rom“, welche des Wackeren Leiden in der Gefangenſchaft ſchildern. Aber nach München zurückgekehrt, legte ich das Werk, wie ich meinte, für immer zurück: erſt zwölf Jahre ſpäter in Königsberg (1874) habe ich es wieder aufgenommen und dann in Einem Zuge vollendet.

In Meran verlor ich mich damals gar gern in die liebliche Wildniß von Steinwerk im Grünen. Denn höchſten Reiz gewährt dieſer Landſchaft der

Kranz von Burgen, Schlöſſern, welche, meiſt halb verfallen zu maleriſchen Ruinen, die Höhen in dem ganzen Kreis des Thales zieren.

Nachdem ich Schänna, Rametz, Planta, das epheugrüne, wiederholt beſucht, gelangte ich auf einem meiner Wanderwege, den wilden Naifbach aufwärts ſteigend, nach Goyn (Villa Gajana).

Auch dies war urſprünglich ein Schloß, aus dem, wie aus ſo manchem benachbarten, „der Winzer und der Schnitter verdrängte durch ſeinen Fleiß den Ritter“[1]. Aber als Schloß iſt das Gebäude nicht erhalten, es war in ſeinen ritterlichen Beſtandtheilen großentheils verfallen[2], und von der darin wohnenden wohlhäbigen Bauernfamilie ihren Wohn- und Wirthſchaftszwecken angepaßt worden.

Wie ſchön war es, in dem Gemäuer der alten Burg, in dieſer Wildniß von Grün und Stein umher-

[1] An Meran, Gedichte. II. Sammlung. S. 381.

[2] Damals: ſpäter hat ein neuer Beſitzer einen Umbau vorgenommen.

zuklettern! Der alte Schloßgarten war verwachſen und verwildert, zum Theil in Rebland umgewandelt: nur in einem kleinen ſonnigen Winkel fand ich noch ein Burggärtelein, das mir von liebetreuer, zarter Mädchenhand gepflegt ſchien (— ich hatte richtig geahnt —): hier glühten Blutnelken, hier duftete das Geißblatt, umſchwebt von den ſchönen Schmetterlingen dieſes Südalpen-Thales: von dem Oleanderſchwärmer und dem großen Weinvogel im Abenddämmer, vom Schillerfalter und dem Apoll im heißen Mittaglicht; die alten Beete, Lauben, der verſiegte Brunnen des verwilderten Schloßgartens waren noch erkennbar. Im Hof hatte den trotzigen Rundthurm längſt der Epheu erklettert:

„In Scharten draus der Pfeil gedräut,
Da niſten weiße Tauben heut'."[1])

Ein rieſiger Kaſtanienbaum füllt an der Rückſeite des Walles das ehemalige Ausfallpförtlein, und in dem ehe-

[1]) Gedichte II. S. 382.

maligen Burggraben gedeihen die köſtlichſten Trauben. Das Marmorbild eines alten Burgherrn über dem Hauptthor, halb verwittert, iſt dicht umhüllt von rankenden wilden Roſen, welche dem geſtrengen Ritter freundlich die Roſa-Blüthen um Helm und Brünne gewunden haben.

Nach langem ſtaunenden Betrachten durchſchritt ich den Hof mit dem Ziehbrunnen, ſtieg eine Holztreppe hinan und gelangte in einen großen Sal, von deſſen Balcon ſich eine entzückende Rundſchau über das ganze Thal darbot!

Das Schloß, zerfallen, überwachſen, ſchien mir wie verzaubert: kein Menſch weit und breit, auch auf mein Rufen keinerlei Antwort.

Wie ich nun verträumt und verzückt in dem hohen Sal am offnen Bogenfenſter lehnte, geſchah mir ein holdes Wunder: nicht ein flüchtig Abenteuer erlebte ich, einen für das ganze Leben dauernden Hort von Schönheit, Anmuth und Reinheit gewann ich: auf einmal ſtand vor mir in einer bisher nicht

bemerkten Thüre das ſchönſte Mädchen, das ich bis dahin geſehen hatte: eine Märchengeſtalt glaubte ich vor mir auftauchen zu ſehen: in der duftigen Blüthe erſter Jugend, den Pfirſichhauch kernfriſcheſter Geſundheit auf den Wangen, die vielfach geſchlungene Flechtenkrone des goldbraunen Hares auf dem Haupte, trat mir die ſchlanke Jungfrau entgegen: die Sonne fiel durch das rebenumrankte Erkerfenſter auf den ſcharlachrothen Rock, das ſchwarze Mieder, die glänzend weißen Linnenärmel: es war das vollendetſte Genre- und Figuren-Bild, das ich je geſehen.

„O Trinele von Goyn, wie viel Poeſie iſt in dir und ſchwebt von dir aus, und du weißt es nicht“ — ſo ſchrieb ich damals: vor 30 Jahren.

Es war Katharina, die etwa ſechzehnjährige Tochter des prachtvollen Geſchlechtes der Innerhofer, das die „gothiſche“ Schönheit des Meraner Schlages in höchſter Vollendung darſtellte[1]): der Bruder war ein ideal-

[1]) Daß dies nicht blos mein Geſchmack war, bewies der Wiener Maler Meyerheim, der gar oft hier ſeinen Wohnſitz

ſchöner Jüngling, der Schweſter wahrlich nicht nachſtehend. Die Leute wurden mir allmälig — denn nun kam ich öfter — gewogen: das Trinele ſpielte mir auf der Zither vor, während ich den trefflichen Goyner Rothwein trank, — die Schweſter, Burgel, ſang dazu vom Garten herauf: — es war gar ſchön. Und es blieb ſchön und edel: es verrauſchte nicht als ein flüchtiger Eindruck. Wir wurden Freunde: — ich bin gar ſparſam mit dieſem Wort! So oft ich ſpäter nach Meran kam, ſuchte ich das ſchöne Trinele auf, das, nachdem der Bruder Goyn verkauft und nach Innsbruck übergeſiedelt hatte, Vorſteherin der ausgedehnten Wirthſchaft auf Schloß Rametz geworden war. Das vornehme, reiche Beſitzthum gehörte Herrn Friedrich Boscarolli, der, ſelber ſchön und ſtattlich, da das Trinele nicht nur wunderſchön, ſondern auch ganz unerhört, ja unglaublich brav, eben „wunderbrav", geblieben war, geſchent wie er iſt, in

aufgeſchlagen und die beiden Schweſtern und den Bruder häufig „verzeichnet" hatte.

der That gar nichts Geſcheuteres thun konnte, als dasſelbige Trinele zu ſeiner Gemahlin und ſo zur Schloßfrau zu Rametz zu machen.

Es iſt aber nicht ſtolz geworden, das Trinele, ſondern, gleich ſeinem vortrefflichen Gatten, meiner lieben Frau Thereſe und mir in herzlicher Freundſchaft verbunden geblieben bis heute. Und es iſt dafür geſorgt, daß ich der lieben Menſchen tagtäglich dankbar gedenken muß. Denn Herr Boscarolli hat zu Bonn-Poppelsdorf am Rhein die Wiſſenſchaft des Weinbaues ſtudirt und, nachdem er das prächtige Beſitzthum Rametz übernommen, ſofort angefangen, einen auf der Höhe der Zeit ſtehenden Weinbau einzuführen. Bekanntlich betreiben den die guten Tiroler noch großentheils ſo, wie vor bald zweitauſend Jahren ihre rhätiſchen Vorgänger zur Zeit des Auguſtus, welche Liebe zum Alterthum die Folge hat, daß man den „offen" d. h. vom Faß getrunkenen ſo herrlichen Wein nicht länger als ein par Monate aufbewahren und daher nur in kleinen Mengen ausführen kann.

Herr Friedrich riß die alten Rebſtöcke aus und die alte, zwar maleriſche, aber höchſt unpraktiſche Hochzucht derſelben an den „Pontaunen“ (pontones, gewölbten Laubgängen), führte neue, den einzelnen Lagen angepaßte Rebſorten aus Burgund und vom Rheine her ein und den „Steckeles-Bau“, wie er an Rhein und Main gepflegt wird: d. h. jede Rebe wird niedrig gehalten je an einem Stab, auch etwa an Drähten. Dadurch und durch zweckmäßiges Verfahren bei der Leſe, Kelterung und Kellerung hat nun Freund Boscarolli ſeinen weißen (Traminer) und rothen (Burgunder und Cabernet) Rametzer zu ſolcher Edelgüte und zugleich zu ſolcher Haltbarkeit erhoben, daß ich ſeit nunmehr bald zwanzig Jahren bis nach Königsberg und jetzt nach Breslau Jahr für Jahr dieſen herrlichen Wein zu täglichem Tafeltrank mir ſenden ließ und laſſe: er hält ſich Jahre lang vortrefflich in meinem Keller und er würde ſich noch länger halten, wenn ihn meine Freunde nicht eben ſo ſüffig fänden wie ich ſelbſt. Dankbar hab ich den treff-

lichen Trank „verewigt“ als den „Wein von Ramezar“, den Liebling Herrn Rolands des Paladins und ſeines Sohnes in meinem „Rolandin“. (Leipzig, 1892.) Niemals kommen wir in die Nähe von Meran, ohne den Schloßherrn und die Schloßfrau zu Rametz aufzuſuchen:

Alte Freunde und alter Wein
Sind die beſten und ſchmecken fein.

Herr Boscarolli, der bei ſeiner Bildung und freien Geſinnung nicht gerade immer die Mehrheit der biedern Oſtgothen im Etſchthal auf ſeiner Seite hat, würde in noch weiterem Umfang ein Wohlthäter und Erzieher der benachbarten Weinbauern werden, ſtände nicht entgegen, ... nun ſagen wir — die sancta simplicitas. Er hatte die Nachbarn gelehrt, gegen das Oidion die Rebſtöcke mit Vitriol zu beſprengen. Frömmere Herren lehrten aber, geweihtes Waſſer eines Heiligen (welchen?) helfe viel mehr. Das Oidion war jedoch anderer Meinung: das Vitriol half, das Weihwaſſer half nicht.

In Meran kam ich damals ſchon auf die Vermuthung — für mehr gab und geb' ich den Gedanken nicht aus, — daß wir in der Bevölkerung des Burggrafenamtes und der nächſten Thäler die Reſte jener Oſtgothen erblicken dürfen, welche nach der Schlacht am Veſuv und König Teja's Heldentod von Narſes freien Abzug erlangten „über die Berge zu anderen Barbaren": Geſchichte, Mundart, Sage (von Dietrich von Bern) und Leibesart (über die edle Schönheit der germaniſchen Beſtandtheile dieſer Bevölkerung, die ſich beſtimmt von den Bajuvaren Nordtirols unterſcheidet, ſiehe die begeiſterte Schilderung, Bauſteine III. S. 211; Adalgoth, Totila, Teja ſchienen mir hier wieder lebendig geworden), unterſtützen dieſe Annahme, welche von Steub, Zingerle, Buſſon und Anderen gebilligt wurde. (Siehe die ausführliche Begründung a. a. O. S. 210).

Wir wiſſen, daß dieſe Gegenden um den Brenner von Anfang der oſtgothiſchen Herrſchaft in Italien an ſtark beſiedelt oder doch beſetzt waren zur Abwehr der Bajuvaren im Oſten, der Alamannen im Weſten:

Raetia erklärt Caſſiodor als „Netze“ (gegen dieſe Barbaren) mit entſetzlicher Etymologie oder witzig ſein ſollender Wortſpielerei. „Goſſenſaß“ auf dem Brenner kann möglicherweiſe Gothenſitz (allerdings denkbarerweiſe auch Gozzos-Sitz) heißen; die Meraner werden in alten Gloſſen als qui et Goti bezeichnet. Wir wiſſen endlich, daß in dieſen Landſchaften die letzten Gefechte der Abziehenden gegen Narſes geliefert wurden: einer ſeiner heruliſchen Söldnerführer, Sindvalt, empörte ſich gegen ihn gerade in dieſen Marken und warf ſich zum König auf:[1]) ſein Anhang beſtand aus Herulern, verſprengten Gothen und rhätiſchen „Breonen“, d. h. Brenner-Bewohnern.

Ferner hat ſich hier die Sage von Dietrich von Bern, von Laurin und dem Roſengarten, von Ecke und Faſolt (ſ. „Walhall“ [Die Heldenſage, von Thereſe D.], Leipzig 1884 S. 530, 537), lebendiger als irgendwo erhalten.

Endlich ſteht das Germaniſche, von dem romaniſchen Einfluß abgeſehen, in der Bevölkerung des

[1]) Könige der Germanen II. Leipzig, 1862. S. 6.

Burggrafenamtes und der nächſten Thäler ſehr ſtark und ſehr zu ſeinem Vortheil ab von dem übrigen Germaniſchen bei den Nachbarn, d. h. alſo den Langobarden im Süden, den Baiern und Alamannen im Nordoſten und Nordweſten: die hoch poetiſche, manchmal geradezu ideale Schönheit dieſes Menſchenſchlages in Antlitz und Geſtalt, das Edle der Geſammt-Haltung tritt leuchtend hervor, im Unterſchied von den plumperen und viel weniger edel-ſchönen Baiern und Schwaben und (weiter ſüdlich) den Ueberbleibſeln der Langobarden, die freilich ſtark mit Romanen gemiſcht und in ihrer Körperlichkeit oft ſelbſt völlig zu Romanen geworden ſind. Auch auf die Mundart habe ich damals ſchon Freund Zingerle hingewieſen, der mir vielfach beipflichtete.

Die Schönheit der Landſchaft, der Siedelungen und des Menſchenſchlages in jenem Thal haben mich wie damals ſo ſpäter noch gar oft begeiſtert [1]. Mit

[1] Vgl. die Gedichte an Meran II. Sammlung, 3. Auflage. Leipzig 1883, S. 381 f.

Vorliebe habe ich den Iffinger im Kampf um Rom (19. Auflage, III. Band S. 389, IV. S. 40), die Fragsburg, Goyn und Umgebung in den Kreuzfahrern (6. Auflage. Leipzig 1892) geſchildert: das „Trinele“ ward das Urbild der „Gotho“ in jenem und des „Trineles“ in dieſem Buche.

LIII.

Von Meran ging ich über Bozen, Trient und Roverdo nach Verona, dieſer echt italieniſchen Stadt. In der That: ihr eignet dies Gepräge mehr als mancher ſüdlicheren, wie z. B. Mailand, das mehr an Brüſſel als an Neapel erinnert. Zumal die für italieniſches Volksleben geradezu muſtergiltige »piazza delle erbe«. Da waren ſie, dieſe für die italieniſchen Märkte ſo bezeichnenden alten Weiber, die Trauben und alte Schuhe und Kaſtanien und Stiefelwichſe und gebackene Fiſche und gebrauchte Harkämme (mit den Haren der letzten Beſitzerin darin) und Salat und Pomade und unechte Ringe und gelbe Mortadella-Würſte aus Einem großen Brodkorb heraus verkaufen und dabei eine Häßlichkeit und einen Schmutz entfalten, die auszudrücken die deutſche Sprache daheim zum Glück nicht lernen kann. Da-

neben gewaltige baumſtarke, wunderſchöne Männer, mit dem Kopf des Mars und den Schultern des Neptun, Kerle, welche jeden Augenblick mit Glaubwürdigkeit als Legionare in einen Triumphzug Cäſar's eintreten und die gefangenen Könige dreier Erdtheile in Ketten aufführen könnten, — und nun hier jede Woche ſieben Tage ſtehlen, indem ſie, unter dem Schein und Vorwand, irgend etwas höchſt Werthloſes zu verkaufen, höchſt maleriſch im Schatten eines Palazzo auf dem Pflaſter lungern und mit einem Geſchrei, »à suscitar i morti«, der Welt verkünden, daß ſie Limonade oder Siegellack oder Bindfaden oder Zofanelli feilhalten. Einen dieſer Kaufherren hab' ich mir gemerkt: als ich Morgens 9 Uhr des Weges kam, lag er auf der Marmorſtufe einer Kirche, hatte 5 unglückliche gerupfte Wachteln vor ſich in ſeinem unglaublich ſchmierigen verſchwitzten Strohhut liegen und bot ſie dem Weltall mit unabläſſigem Trompetenruf zum Kauf: »Ah, ah, ahi! Quaglie, quaglie, quaglie! Grasse! Belle! Bellissime! Le piu

belle quaglie del mondo!« Als ich Abends 7 Uhr wieder vorbeikam, lag er noch auf demſelben Fleck, mit demſelben Geſchrei und mit denſelben 5 Wachteln, weniger Eine. Da lautete die Kirchenglocke das Ave Maria: der baumlange Kerl ſprang auf, warf ſeine 4 Wachteln von dem Rand in den Gupf des Hutes, ſetzte dieſen ſammt dem Gevögel auf ſeinen prachtvollen Kopf mit dem prachtvollen dichten kurzgekrauſten Schwarzgelock und ſchritt, ſtolz wie ein Proconſul und froh des vollbrachten Tagewerkes, in die nächſte (ſchmutzſtarrende) Oſteria, um den Preis der einen vertriebenen Wachtel (6 Pfennige) zugleich ſein Frühſtück, Mittag und Abendmahl, beſtehend in Knoblauchwurſt und Parmeſankäſe, kaufend und glücklich wie ein König. „Bei uns zu Lande," ſagte ich einem deutſchen Wechsler, dem ich die Wachtelgeſchichte erzählte, „ſperrte man dieſen rieſenſtarken Faullenzer in ein Arbeithaus." „Da dürften ſie hier zu Lande ein Arbeithaus errichten von Verona bis Amalfi", erwiderte der Kundige.

Aber nicht nur alte Weiber und junge Tagediebe ſieht man auf der piazza delle erbe.

Da bieten auch ehrbare Bäuerinnen in zierlicher Tracht, zumal mit manchfaltig verſchiedenem Kopfputz, Eier, Gemüſe, Obſt jeder Art feil, junge Burſche auch Fleiſch und Fiſche, zumal aber die oben (S. 436) beklagten kleinen Vögel, dieſe meiſt unter dem Schatten eines großen Leinwandzeltes, auf deſſen Spitze als lebendiges Aushängeſchild ein höchſt melancholiſcher Zwergkauz ſitzt, der ſich in dieſem grellen Sonnenſchein unter all' den ſchreienden Menſchen very much out of his place fühlt.

Und mitten durch das Gewoge und Ellenbogengedränge ſchreitet ein feines Veroneſer Fräulein mit Schleier und Silberfiligran, das Gebetbuch (für den Himmel) in der Rechten, aber den Fächer (für die Signori) in der Linken zur Kirche, zierlich und ſäuberlich die Tritte ſetzend über den Schmutz der Pflanzen-, Thier- und Menſchen-Welt.

Und vor dem Café an der Ecke ſitzen hochan-

ſtändige Signori, mit jener geſchmackvollen Einfachheit gekleidet, wie ſie dem gebildeten Italiener eignet, ſtundenlang an einer einzigen Taſſe ſchwarzen Kaffees ſchlürfend, unter einander Geſchäft und Politik flüſternd und gewiß keinen Blick werfend auf die Kaiſerjägerofficiere, welche laut lachend an dem nächſten Tiſch Bier oder Wein trinken. Dieſe beiden Gruppen ſind für einander nicht auf Einem Stern.

Von der Arena will ich hier nur ſagen, daß ich in derſelben zur Aufführung angekündigt las: Ricardo III, tiranno d'Inghilterra, tragedia del Guglielmo Shakespearo, representata ~~per~~ da una società Veneziana. Unſere ſo höchſt buntſcheckig zuſammengewürfelte Culturgeſchichte fand hier einen bezeichnenden Ausdruck: auf uralt keltiſchem Boden ein römiſcher Bau, darin aufgeführt eine Tragödie, alſo ein Kunſtwerk helleniſchen Urſprungs, verfaßt von einem Angelſachſen, dargeſtellt von Romanen, vor Zuſchauern bajuvariſchen, ſlaviſchen, finniſchen Stamms: denn

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Czechen und Ungarn fehlten nicht unter den habsburgiſchen Officieren.

Dem Schwindel des angeblichen Grabes der Giulia Capulet fiel ich nicht zum Opfer. In dem ehemaligen Franciskanerkloſter, in deſſen Garten jener Sarkophag ſteht, lagerte das k. k. Fuhrweſen; kurz vor meiner Ankunft hatte ein ehrlicher Feldwebel einer empfindſamen Dame, welche hier nach „Romeo und Julia“ fragte, erwidert: „bei meiner Compagnie ſteht er net und die Marketenderin heißt Nanni, net Juli.“

Von Verona ging ich nach Venedig: der Zauber des erſten Anblicks des großen Canals in der Beleuchtung eines wunderſchönen Sonnenuntergangs, der Zauber von San Marco im Vollmondſchein, die Marcuskirche — eine kleine Bau-Welt für ſich — machten mir den mächtigſten Eindruck; beſonders auch das Volksleben, das ſich am ſpäten Abend bis gegen Mitternacht auf jenem unvergleichbaren Platz entfaltete; eine Straßenſängerin, la filomela di San Marco, ſang ſo ergreifend, wie ich kaum je erſte

Künſtlerinnen ſingen gehört. Uebrigens war der in Verona von der gewaltigen Beſatzung der kleinen Feſtungſtadt niedergehaltene Groll gegen die Fremdherrſchaft hier in Venedig ſehr deutlich herauszufühlen.

LIV.

Von Venedig führte mich mein Weg nach Ravenna, nicht um des „Kampfes um Rom" willen: ich hatte, unerachtet der kurzlebigen Wiederaufnahme der Arbeit zu Meran, die Vollendung aufgegeben; auch hätte ich für jenen Zweck doch vor Allem Rom, ferner Neapel aufſuchen müſſen, wozu die Mittel in alle Wege nicht reichten, ſondern wegen der oben S. 399 angedeuteten wiſſenſchaftlichen Arbeiten.

Freilich zog es nicht nur den Geſchichtſchreiber der Völkerwanderung in mir, auch den Verehrer des großen Theoderich, den Sagenforſcher, den Menſchen und was etwa noch vom Dichter an mir lebendig war nach der „Rabenſtadt", jener Feſtung der See und der Sümpfe, die damals von Lagunen und Canälen nahezu ſo reich durchwäſſert war wie heute Venedig.

Ich ging über Padua Abends mit der Poſt — Eiſenbahn gab es noch nicht — nach Rovigo. Ueber Nacht trat ſchlecht Wetter ein, und als ich am Morgen erwachte, glaubte ich in eine Nebelwelt entrückt zu ſein. Nebel, Nebel, nichts als Nebel wohin das Auge ſah. Aber das Auge ſah kaum einen Fuß vor ſich hin. Der Po war — in mächtiger Ueberſchwemmung — ausgetreten: weithin ſtanden die Niederungen an ſeinen beiden Ufern unter Waſſer: die rings aufſteigenden Dünſte vermehrten, verdichteten die ohnehin um dieſe Jahreszeit hier herrſchenden Nebel. Mir war, ich ſei in das Reich der Schatten hinabgeglitten und fahre geradeswegs nach Hel: undurchdringliches Nebelgrau allüberall; ich habe die Eindrücke dieſer Fahrt ſpäter verwerthet, die Flucht der Regentin Amalaſwintha aus Ravenna zu ſchildern (Kampf um Rom II.). Endlich hielt der Wagen an dem linken, dem nördlichen Poufer in Santa Maria Maddalena, dem öſterreichiſchen Gränzpoſten: gegenüber lag der piemonteſiſche: Ponte di Lago scuro (obscuro).

Aber der Ponte, die Brücke, welche früher dem Ort den Namen gegeben hatte, war abgetragen worden, seitdem (1859) die beiden feindlichen Reiche hier gränzten. Auf einer Fähre wurden Reisende und Gepäck übergesetzt. Lange hatte ich auf die Ankunft des Fahrzeugs zu warten: ich saß auf der Holzbank vor dem österreichischen Wachthaus; eine kecke Hand hatte auf die k. k. Lehne herausfordernd gekritzelt: »Evviva il papa non re, evviva Vittorio Emmanuele, re sul Campidolio (sic), evviva Garibaldi!« — es war die Losung der Mailänder Bewegung des letzten Frühjahrs, welche die piemontesische und die (garibaldische) Angriffspartei hatte versöhnen und auch gemäßigte Katholiken durch Schonung des Pabstes gewinnen wollen. Neben jenen politischen Erguß hatte aber eine mehr erotisch angelegte Hand geschrieben: »Si! Vivano tutti quanti! Ma vivano anche Lucia e Teresa!«

Endlich tauchte aus dem Nebelmeere die lang erwartete Fähre auf: mit Mühe erreichten wir sie durch den kniehohen weglosen Uferschlamm watend,

dem Ruf des Führers folgend, der, den Augen unerreichbar, voran ſchritt. Allein an Bord der Barke, welche uns über den mächtig breit angeſchwollenen Strom ſetzen ſollte, erhob ſich erſt die rechte Schwierigkeit. Der Steuermann ſah von dem rechten, dem ſüdlichen Ufer ſchlechterdings gar nichts: und doch mußte er an einer beſtimmten Stelle deſſelben landen, weil nur an dieſer ein jüngſt aufgezimmerter Nothſteg über den an jenem Ufer völlig undurchſchreitbaren Schlamm führte, der, ein Mittelding zwiſchen Land, Sumpf und Fluß, ſich eine halbe Viertelſtunde weit dehnte. Es war, als führen wir auf dem Styx in das weſenloſe Reich der Schatten: ringsum keine Farbe, keine Linie, kein feſter Körper, auch kein Ton, als das eintönige Plätſchern der Ruder. Plötzlich ein jäher Stoß: die Fähre ſchoß am Vorderbug ſteil in die Höhe, der Hintergranſen ſank in die Tiefe, die trüben, gelben Fluthen drangen ein und ſchwollen über unſer zurückkollerndes Gepäck und über uns ſelbſt bis an die Hüften: lange Anſtrengung der Ruderer und der (vier) Reiſenden be-

durfte es, bis wir das Fahrzeug von der kleinen Schlamminſel, die ſich mitten im Strom gebildet hatte, wieder abbrachten. Und unerachtet eines Compaſſes brauchte der Steuermann nun noch mehr als eine Stunde Zeit, bis er uns endlich drüben landete: aber, von der ſtark ziehenden Strömung fortgetragen, viel zu weit flußabwärts. Nahe dem Ufer, das wir, völlig durchnäßt und fröſtelnd in dem kalten September-Frühmorgen, durch den Schlamm watend, erreichten, halbwegs von dem piemonteſiſchen Bahnhof brannte ein Bauern-Feuer in einer halboffenen Steinrotunde, wo ſie den Mais zu röſten pflegen. Dorthin trachteten wir Alle, uns ein wenig zu trocknen und zu wärmen: der nächſte Zug ging erſt in einer halben Stunde ab. Während nun meine Reiſegenoſſen — ein Engländer und zwei Italiener — ihre Schuhe, Socken und dergleichen an der ihnen eingeräumten Feuerſtelle trockneten, ſtaunten ſie nicht wenig, daß ich ſtatt deſſen aus meinem Ränzlein eine große Zahl handbreiter, beſchriebener Zettelein hervorzog und ſie

ſorgfältig und ſäuberlich an dem mir zukommenden Streifen des warmen Herdſimſes ausbreitete, bei jedem Windſtoß, der vom Fluß her in das Halbrund drang, ängſtlich bemüht, die ſoeben halb ertrunkenen vor dem Verbrennen zu ſchützen. Es waren meine Auszüge aus Prokop, Caſſiodor, Jordanis, Paulus Diaconus und Literaturangaben, deren ich bei meinen Arbeiten in Ravenna und in Mailand unerläßlich bedurfte: ich hatte ſie daher nicht meinem Kofferlein anvertraut, ſondern auf der ganzen Reiſe ſtets mit mir herumgetragen. Der Sohn Albions ſchwieg bei dem ſeltſamen Gebahren: die beiden Italiener aber riſſen die runden Augen weit auf und fragten und antworteten flüſternd unter einander: »è pazzo questo?«

»Si! è Tedesco!« („Iſt der ein Narr?" „Freilich: s'iſt ein Deutſcher!")

Uebrigens trug ich von dort meinen Koffer eigenhändig, eigenſchulterig, und eigenfüßig und allein nach dem Bahnhof, da mein deutſches Gemüth und

mein deutſcher Geldbeutel ſich gleich lebhaft über die Frechheit eines Enkels der Catonen empörte, welcher fünf Lire dafür verlangte, ihn mit mir zuſammen die kurze Strecke zu tragen. »Che vuole?« hatte er, im Lachen ſeine weißen Zähne weiſend, gemeint. »Ella non puo fare senza di me!« Das ärgerte mich dermaßen, daß ich, nach einem herzhaften Fluch in meinem gröbſten, ihm leider unverſtändlichen Alt-Baieriſch, mit einer großartigen Handbewegung im Stile der Riſtori und mit einem majeſtätiſchen: »Vedremo« den Burſchen zur Seite ſchob und die Laſt allein trug. Mit Staunen erkannte der Facchino, daß man auch zu unverſchämt ſein könne. Und da das Erſtaunen der Anfang der Weisheit iſt, habe ich ihn vielleicht als einen weiſeren und beſſeren Mann zurückgelaſſen. Nach Ponte di Lago scuro gehe ich aber freiwillig in meinem Leben nicht mehr! —

Nun führte mich der Dampfwagen raſch über Ferrara nach Bologna. Ich reiſte dritter Claſſe — aus zwei Gründen: erſtens weil das vom „Deutſchen

Muſeum“ zu erwartende Honorar der Schonung dringend bedurfte, zweitens, weil mich von dem geringen Volke mehr als von den Signori zu ſehen verlangte. So ward ich denn auf dieſer Fahrt auch zum erſten Mal Zeuge des mit ſo hitziger Leidenſchaft betriebenen Morraſpiels (ſofortiges Errathen der Zahl der raſch emporgereckten Finger). In dem ſäulenreichen Bologna (Bologna la colonnata) konnte mir kein Menſch ſagen, ob ich mit dem Eiſenbahnzug in Imola, Faënza oder Forlì halten müſſe, um die Diligenza nach Ravenna zu treffen! So wenig beſucht wird die alte Heldenſtadt, daß ſie ſogar auf dem Bahnhof mir hierüber keine Auskunft geben konnten und mich an die Fahrpoſt verwieſen. Ich eile auf die Bahnpoſt: — gleiche Unwiſſenheit. Ich eile auf die Polizei: gleiches Staunen über einen Reiſenden, der den abenteuerlichen Einfall hat, nach Ravenna zu wollen! »Ma che vuole à Ravenna?« fragte unwillig der Polizei-Officier. »Ninguno mai va à Ravenna! Perche non va à Roma? E molto piu

semplice!« Kurz, in ganz Bologna wußte mir damals kein Menſch zu ſagen, wie ich nach Ravenna gelange und auf gut Glück beſchloß ich, nach Faënza zu fahren. Hier ſtieg ich aus, fragte nach der Diligenza nach Ravenna und richtig — es ging keine! Ich hätte eine Station weiter oben, in Forlì, ausſteigen müſſen. So nahm ich denn einen Vetturin, den ich, „herzlich betrübt zwar“ (ἀχθόμενός περ) wie eine Extrapoſt bezahlen mußte, und rollte nun über die ſtaubige Landſtraße dahin nach dem Ziel meiner wiſſenſchaftlichen, dichteriſchen, menſchlichen Sehnſucht.

LV.

Ich konnte es kaum glauben, daß ich in wenigen Stunden zu Gaſte gehen ſolle bei Dietrich von Bern, dem ich ſo viele Gedanken und Träume gewidmet hatte.

Der Weg war höchſt maleriſch und ſtimmungsreich: zur Rechten ein Arm des Po, in deſſen morigen Ufern das hohe ſchwankende Schilf und anderes Sumpfgewächs wucherte, aus welchem, verſcheucht durch die dort zu Lande frei weidenden Rinder (des Romagnoliſchen Schlages mit den langen, ſpitzigen, ſchön gewundenen Hörnern), hie und da der ſchwarze Reiher langſam aufſtrich mit melancholiſchem lang gezogenem Klageruf und weit ausholendem Flügelſchlag. Zur Linken zog ſich viele Stunden lang, nur von Gärten und Parkanlagen unterbrochen, eine Reihe von Villen jedes

Stiles und jeder Größe. Aehnlich mag es ſchon in uralten Zeiten geweſen ſein: denn dieſe Landſchaft war ſchon lange vor dem Emporkommen Roms von Tuskern reich beſiedelt. Und in der Zeit, da die ſturmfreie, ſtarke Veſte die Hauptſtadt des ſinkenden Römerreiches ward, umgaben ſie auf allen Seiten die Villen der Kaiſer und der Großen des Hofes: man klagte damals, daß die Häuſer, Gärten, Weiher, Jagdparke der Reichen den Raum für die Kornfelder wegnahmen. Im Mittelalter legte der ravennatiſche Adel hier ſeine Luſtſchlöſſer wie junge Feſtungen an, wie Vorwerke der immer noch wehrhaften Stadt. Die gegenwärtigen Landhäuſer — ich habe in den nächſten Wochen bei meinen Ausflügen viele beſucht — ſtammen meiſt aus dem XVIII. und XVII. Jahrhundert: ein auf zwei Steinſäulen ruhender Bogen, mit dem Wappen der Familie in der Mitte von ſtolzen, oft recht künſtleriſch gearbeiteten Eiſengittern, führt in den Vorgarten mit ſeinen im franzöſiſchen Geſchmack zugeſchnittenen Wieſen, Beten und wider-

natürlich verſchorenen Taxushecken. Breite, mit weißem, gelbem, rothem Sande beſtreute Fahrwege laden in der Mitte und den beiden Flanken des Gartens zu dem Landhaus: dieſe Wege müſſen nach Landesſitte eingefaßt ſein von hohen, ragenden, düſtern Cypreſſen, Thujen und Pinien: — Bäumen von oft ehrwürdigem Alter, die dem Ganzen einen Anflug ſchmerzlicher, aber vornehmer Trauer, tiefer, aber ſtolzer Melancholie verleihen: es iſt, als ob der italieniſche Nobile ſich drei Jahrhunderte hindurch die Trauer um ſein zerriſſenes, ohnmächtiges, verprieſtertes und von Spaniern, Franzoſen, Habsburgern verknechtetes Vaterland habe ſchwermuthvoll vor Augen pflanzen wollen.

Das Haus wiederholt dann in der mittleren Stirnanſicht den ſtattlichen Bogen und die Säulen der Garten-Einfahrt in einem breiten, bedeckten Vorſprung zur Einfahrt der Wagen: — ehedem zu dem Abſetzen von Sänften. Von hier tritt man, oft auf breiten Stufen ſchönen Marmors, in ein rundes

Atrium von Marmorgetäfel: antike, häufig aber auch ſehr zopfige Statuen und Büſten empfangen uns in den tiefen Niſchen der Seitenwände, in welchen Thüren in die Wirthſchafträume führen. In der Mitte ſteigt eine Doppeltreppe, mit Orangen-, Limonen-, Lorber- und Oleander-Bäumen in prunkenden Kübel-Geſchirren von „Fayence“ (aus dem nahen Faënza) beſetzt, zu einem prachtvollen Empfangſal empor, der, eine reichere Wiederholung des Atriums, die von den Ahnen ererbten Kunſtſchätze des Hauſes in Niſchen, in die Wände eingemauert oder auf Moſaik-Tiſchen, zu Schau ſtellt und durch eine Glasthüre ſich auf einen Balcon öffnet, der, oft in der Weiſe der Venetianiſchen Loggien, reich mit Blumen geſchmückt, den Anblick über den Garten hinweg in die träumende Campagna gewährt. Hinter dieſem Empfangſal liegen dann der eigentliche „Salone“, der Speiſeſal, und zu deſſen beiden Seiten in breiten Flügeln die übrigen herrſchaftlichen Gemächer des Hauſes, auch die (für unſere Anſprüche viel zu kleinen) Schlafräume,

alle trefflich gegen die Hitze geſchützt: das Haus, viel mehr in die Breite als in die Höhe gebaut, zählt über dem Erdgeſchoß meiſt nur Ein Stockwerk.

Aber freilich: nur noch recht wenige dieſer Villen haben ſich in ſo reichem, glänzendem Beſtand erhalten.

Viel, viel häufiger ſind die Fälle, wo das Eiſengitter vor dem Garten arge Zahnlücken zeigt: das marmorne Wappenſchild iſt mitten durchgeborſten, von wucherndem Epheu verdeckt, die Bete ſind verwildert, der bunte Fahrweg dicht mit hohem Graſe bewachſen — ſchon lange drückte hier keine Carrozza mehr ihre Radſpeichen ein! — und vor die Fenſterräume des verödeten Hauſes ſind — ſtatt der Glasſcheibe — Tiſchplatten, Bretter, Latten angenagelt!

Auch die reicheren Nobili gehörigen Villen ſtehen, obzwar beſſer erhalten, leer: die Familie lebt, je nach ihren politiſchen Neigungen, zu Wien oder zu Turin, oder Florenz, zu Rom im Schatten des Vaticans, oder zu Paris. Oft ſind es mehrere hundert Jahre, daß über dieſen Marmoreſtrich die letzte Seidenſchleppe

gerauſcht, in jenen prachtvollen Kronleuchtern von geſchliffenem venetianiſchen Kriſtall (di Murano) kein Wachslicht mehr gefunkelt hat.

Manche Häuſer ſind völlig aufgegeben: die Thüre des verroſteten Eiſengitters hängt halb aus den Angeln; in die Mauer daneben iſt ein mannsbreites Loch gebrochen; in dem Becken des längſt vertrockneten Springbrunnen und auf dem zerbröckelten Triton huſchen die ſchlanken, hellgrünen Eidechſen; der Herbſtregen ſchlägt in die zerbrochenen Fenſter, zu der ausgehobenen Hausthüre herein; und braucht der Bauer da nebenan ein Brett oder eine mächtige Steinplatte zur Ausflickung ſeiner casella, ſo holt er ſie ohne Beſinnen aus dem verlaſſenen Bau eines unbekannten verſchollenen Eigenthümers.

Die kleinen Bauernhäuſer, meiſt jenſeit der Straße und des Fluſſes, ſehen höchſt ärmlich und elend aus, ungleich erfreulicher dem Maler als dem Beſitzer und dem Steuerbeamten! Und ſchon hier verwenden, wie in der Campania von Rom, die Land-

leute im ausgedehnteſten Maß antike Bauſtücke und Bildwerke zu den niedrigſten Zwecken ihrer wirthſchaftlichen Bedürfniſſe: aus altrömiſchen Tempeln, Altären, Grabmälern, Säulen, Reliefs ſich Steinplatten brechend. Warum ſollten ſie auch nicht, da ja zu Rom ſelbſt Jahrhunderte lang die Colonna und Orſini und Barberini ihre Trutzburgen aus dem gleichen Stoff der ewigen Stadt emporgethürmt, ja die Päbſte antike Statuen und Säulen des edelſten Marmors zur Kalkbrennerei verwerthet haben? Quod non fecere barbari, fecere Barberini! Die Oſtgothen haben die römiſchen Denkmale vor der Barbarei der Quiriten geſchützt (ſiehe Könige III. S. 168f.) und auch die Vandalen, mit deren Namen man ganz unverdientermaßen das Aeußerſte von barbariſcher Zerſtörungswuth bezeichnet, haben in den wenigen Tagen ihres Waltens in Rom zwar geplündert, aber Rom ſo wenig „zerſtört“ (eine ganz unſinnige Vorſtellung!), daß faſt ein Jahrhundert nach ihrem Abzug Caſſiodor noch den Ausdruck brauchen kann, die eherne und marmorne

Bevölkerung der Stadt ſei faſt eben ſo zahlreich als die lebendige.

Man gewöhnt Alles. Aber das erſte Mal war ich doch erſtaunt, als ich bei einer meiner Wanderungen durch die Campagna von Ravenna in eine Bauernhütte tretend, um einen Becher Weins zu bitten, die Steinſchwelle des elenden Obdachs aus nichts Geringerem beſtehend fand, als aus der Grabtafel eines römiſchen Ritters. Der Steintiſch aber, auf den ich den Bicchiere des dunkelrothen, herben Weins ſtellte, erwies ſich als das abgeſägte Capitäl einer ſchönen korinthiſchen Säule, deren ſtolz geſchweifter Akanthos noch völlig erkenntlich war.

LVI.

Auf der ganzen Reiſe empfing ich nirgend — auch nicht in dem zauberhaften Venedig — ſo mächtige, tiefe und manchfaltige Eindrücke wie zu Ravenna.

Sagenhafte Vorzeit und lebendigſte Gegenwart drangen zugleich gewaltig auf mich ein.

Man mag Ravenna die Stadt der Todten, der großen Todten nennen: aber damals — Ende September 1862 — wogte durch die ſonſt ausgeſtorbenen Straßen lärmende Fülle des Lebens.

Vor Kurzem hatte hier, wie überall in den Marken, die Volksabſtimmung ſtattgefunden über das künftige endgiltige Geſchick dieſer von den Piemonteſen beſetzten Städte und Landſchaften: faſt ohne jede Ausnahme war ſie zu Gunſten des Anſchluſſes an den

werdenden Nationalſtat ausgefallen! An allen Häuſern las ich die aufgemalte oder mit Stempeln aufgeprägte Abſtimmung: »evviva Vitorio Emmanuele il nostro rè legittimo eletto!« Mit welch bitterem Weh im Herzen beneidete ich die Italiener um dieſe erreichten Ziele, während daheim in Deutſchland weder Habsburg noch Hohenzollern noch die Mittelſtaten irgend etwas thaten, die Einung des deutſchen Volkes herbeizuführen: vielmehr wachte ja jede dieſer drei Gruppen eiferſüchtig auf jeden Schritt der beiden anderen in ſolcher Richtung, feſt entſchloſſen, ihn zu vereiteln. O Jammer und Schmach dieſer Zeiten! An jenes Elend, an die deutſche Schande jener Tage muß man die Undankbaren, die Vergeßlichen erinnern, welche heutzutage — 20 Jahre nach der Herſtellung des deutſchen Stats! — den unvergleichlichen Mann, der ihn geſchaffen hat, den Fürſten Bismarck, von ſich ſtoßen und verunglimpfen.

Mag bei jener Volksabſtimmung (— ich halte nicht viel auf dieſe Komödien ſeit der Abſtimmung über

Nizza und der franzöſiſchen von 1870! —), bei der General Cialdini zu Land und Admiral Perſano zu Waſſer Schildwache ſtanden, „die Unabhängigkeit der Aeußerungen zu ſchützen“, piemonteſiſcher Druck nicht ganz gefehlt haben: — zweifellos war mit verſchwindenden Ausnahmen (dem größten Theil der Geiſtlichen und den von dieſen geleiteten Gruppen, z. B. der völlig unwiſſenden und armen Landbevölkerung) alles Volk der Marken begeiſtert für den Anſchluß an das junge Königreich, vielleicht noch treffender ausgedrückt: für das Loskommen von dem Kirchenſtat, der von ſeinen Angehörigen im höchſten Maße gehaßt zugleich und verachtet war. Ohne Frage war es der elendiglichſt verwaltete von allen Reichen Europas. Alle, aber ausnahmslos alle Ravennaten, die ich ſprach, Kaufleute, Gewerktreibende, Beamte, Gelehrte, Künſtler, adelige Gutsbeſitzer und viele Bauern, ja ſogar einzelne Geiſtliche ſtimmten überein in der feuereifrigen Erklärung, daß, auch abgeſehen von der nationalen Frage, alle Bedürfniſſe des Volkslebens, geiſtige, ſitt-

liche, wirthſchaftliche auf das Allerdringendſte die Errettung aus der elenden Prieſterherrſchaft fordern.

„Gehen Sie durch unſere Straßen," antwortete auf meine Fragen ein Kaufmann, „und Sie werden nicht mehr fragen. Sie ſehen, wie verrottet und ſtockig, wie verödet und vergeſſen, wie verfallen, wie zurückgeblieben das arme Ravenna iſt: ebbene, das hat nur Eine Urſache: il governo papale und nur eine Abhilfe, la fine del governo papale. Unſere Canäle verſumpfen, unſere Straßen vergraſen, unſere Brücken brechen unſere öffentlichen Gebäude verfallen: — weder thut der Stat etwas, noch duldet er, daß wir uns ſelbſt helfen, wozu wir uns oft erboten: das ſind „Neuerungen", das iſt „Freimaurerei" (!), das ſind „Anmaßungen der Unterthanen und Eingriffe in die Verrichtung des States", — der aber nichts verrichtet. Wir brauchen ſo nothwendig wie die Luft zum Athmen den Anſchluß unſeres Hafens an die Eiſenbahnlinie Ancona-Bologna, wir ſind ja ganz abgeſchnitten von der Welt: man weiß in Bologna kaum, wie zu uns

gelangen (das konnte ich leider bestätigen). Es sind nur vier Stunden von Faënza bis an unser Meer, sofort würde solche Verbindung unsere Stadt wieder in Blüthe bringen, während, in Ermangelung jener kurzen Strecke, die Umfahrung auf der Hauptlinie Bologna-Rom uns noch den letzten Stoß geben mußte: dringend baten wir darum seit Jahren: Alles umsonst. Monsignore Antonelli liebt sie nicht, die Eisenbahnen, und braucht das Geld zu frommen Zwecken, z. B. zur Unterstützung der Zeitungen, welche gegen den nationalen Stat schreiben. Italien aber baut jetzt bereits die Eisenbahn: in zwei Jahren wird sie fertig sein und allora Ella vedra Ravenna!"

Die Stadt war damals überfüllt von Soldaten: ein General hielt Truppenschau über 12000 Mann. In Folge dessen fand ich weder in der spada d' oro, noch in dem albergo della Posta Unterkunft und erreichte mit Mühe, daß mir die Wirthin des ersteren Gasthauses in einem ihr gehörigen Wirthschaftsgebäude in einer fernen Vorstadt ein klein Kämmerlein anwies.

Hier erlebte ich in der Nacht ein drollig Abenteuer.

Schon in Bologna und auf der Fahrt nach Faënza ſowie von meinem Vetturino hatte ich ſtundenlang „Räubergeſchichten“ zu hören bekommen: der »brigantaggio«, Anfangs von bourboniſchem Geld unterſtützt und als eine Art von Contra-guerrilleria gegen die Garibaldiniſchen Freiſcharen verwendet, beſtand nach Erlöſchen jener Bedeutung „unentwegt, voll und ganz“ (wie die fortſchrittlichen Zeitungen zu ſagen lieben) fort, lediglich als Privatunternehmen der Herren Briganti und zumal hier, in den Marken, griff es mit ſolcher Keckheit um ſich, daß die Bauern und Gutsbeſitzer in ſteter Angſt lebten. Beſonders der Capitano Altino war gefürchtet, der, wie der ſelige Fra Diavolo, den Carabinieri mit wahren Zauberkünſten ſich zu entziehen und zu verbergen verſtand und jedesmal gerade, wann deren Streifſchar ein »paese« verlaſſen hatte, in demſelben auftauchte, die von den Märkten mit dem Erlös ihrer Wein- oder Mais- oder Polenta- oder Oliven-Aerndte heimreiſenden

possessori aufhob und ausplünderte oder ſogar in den Villen und „Caſcine“ bei hellem lichten Tage mit gewaffnetem Geleit einſprach, die Bewohner feſtnahm und nur gegen Bezahlung großer Summen freiließ; Malern und anderen habeleeren Reiſenden, wie ich einer war, welche die Campagna durchſtreiften, that er nichts zu leide. Erſt vorgeſtern hatte er aber in einer nahen Villa, »casa grassa«, eine halbe Tagesreiſe von Ravenna, mit zehn »amici« den possessore und deſſen Familie bei'm pranzo überfallen: ſie banden die Männer, tanzten mit den drei Mägden im Speiſeſal einen „Rondinello“, aßen und tranken die eben aufgetragenen Schüſſeln und Flaſchen leer, holten ſich noch ein Fäßlein »Nero« aus dem Keller dazu, und verabſchiedeten ſich ſehr höflich, nachdem der Hausherr den Schlüſſel zu ſeinem Geldſchrank abgegeben und — nach Ausräumung auch der geheimen Fächer — zurückerhalten hatte. Ich bezweifelte dieſe Geſchichten, wegen der überall blitzenden Bajonette der Piemonteſen und fragte, ob denn nicht

Streifſcharen angewendet würden? „O ja," erwiderte der Wirth der spada d' oro: „aber lange Zeit nur bei Nacht, weil ſie es am Tage nicht für nöthig hielten. Da raubten die Briganti ſelbſtverſtändlich bei dem ſchönſten Sonnenſchein. Und wenn jetzt eine Streifſchar bei Tag auszieht, ſo wiſſen ſie genau die Richtung und arbeiten in der entgegengeſetzten. Erſt vor einigen Tagen drohte ein possessore, als ſie ihn in ſeiner cascina gebunden hatten, er rathe ihnen, ſich zu packen, Berſaglieri ſeien ganz in der Nähe, eben erſt ſeien ſie bei ihm geweſen. „Eben deßwegen," erwiderte der Capitano, „jetzt kommen ſie vor 6 Stunden nicht wieder. Sie, Signore, dürften daher um uns ganz unbeſorgt ſein."

Nichts als ſolche Geſchichten hatte ich den ganzen Tag gehört: kein Wunder, daß ſie meine Einbildungskraft beſchäftigten. Als mich nun in ſpäter Nacht ein barfüßiger ragazzo in die finſtere Spelunke eingewieſen hatte — ſie beſtand nur aus dem Erdgeſchoß — bemerkte ich, bei dem Schein eines Stümpfleins Wachslicht, —

neben unglaublichem Schmutz des ganzen Gebäudes — an der Hausthür deutliche Spuren, daß Schloß und Riegel mit Gewalt abgeriſſen waren und ebenſo an der Pforte meines Kämmerleins. Das Häuslein ſtand ganz allein: Wieſen und Maisfelder ringsum, bequemer konnte es der capitano ſich gar nicht wünſchen, wollte er Beliebiges mit mir anfangen. Ohne Furcht zwar und halb lächelnd über meine Banditengedanken, legte ich doch mein altes Jagdmeſſer griffgerecht neben mich, bevor ich mich auf den von der gutherzigen Wirthin mitgeſendeten Decken auf dem Steineſtrich niederlegte und einſchlief. Bald weckte mich ein ſeltſam Geräuſch. Ich hörte, wie Jemand vorſichtig, langſam, von der Hausthüre her den Gang, der zu meiner Kammer führte, entlang näher und näher ſchlich, an den Wänden ſich vorwärts taſtend: war es doch ſtockfinſter. Ich ſprang auf, zündete mein Kerzlein an und ſtellte mich (in einfachſter Nachtgewandung!) an meine — unverſchließbare — Thüre das gezückte Waidmeſſer in der Rechten. In dieſer ro-

mantiſch-dramatiſch-ſchauerlichen Stellung kam ich mir nun aber ſelbſt ſo lächerlich vor, daß ich, mit einem Anflug heiterer Laune, dem Heranſchleichenden — auf deutſch! — entgegenrief: „Wünſchen Sie vielleicht Mord?“ Ich hatte keine Antwort erwartet: wie groß war daher mein Erſtaunen, als mir der Bandit im reinſten Schwäbiſch erwiderte: „Noi: Aber Liacht!“

Es war ein junger Maler aus Reutlingen, der, von der Wirthin ebenfalls in dieſes gemüthliche Nachtquartier verſchickt, an der Hausthüre von dem ragazzo verlaſſen, im Finſtern mühſam ſeinen Weg ſuchte. Wir lachten herzlich über die Art unſerer Begegnung und unternahmen in den folgenden Tagen manchen Streifzug durch die Campagna mit einander, wie wir denn alsbald auch beide in die Spada d' oro ſelbſt, nach dem Abmarſch des Herrn Generals, der hier ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte, über-ſiedelten.

LVII.

Mehrere Wochen blieb ich nun in Ravenna; des Vormittags über von 8—3 Uhr arbeitete ich in dem Archiv, dann ging es, nach rasch erledigtem Pranzo, in die Campagna hinaus, oft in die Pineta, und oft in die wunderbare »basilica San Apollinare in classe fuori«.

Meine Empfehlungsbriefe aus München (von dem Bibliothekdirektor Professor Karl (von) Halm, dem Oberbibliothekar Föhringer und dem Bibliothekar Thomas, gütigen Freunden und Gönnern von mir, denen ich hier in ihre Gräber noch meinen Herzensdank für so manche Förderung nachrufe) für Ravenna und für Mailand waren kaum erforderlich: mit der liebenswürdigsten Gentilezza nahmen überall die italienischen Herren in den Archiven und Bibliotheken den

unbekannten jungen Menſchen auf, ſobald er ſich als Privatdocent vorſtellte. Ja, in Ravenna ging das Vertrauen des ehrwürdigen Monſignore Terlazzi, custode ed archivario, den ich im Prieſterornat in ſeiner Kirche fand, ſo weit, daß er mir alle Säle des Archivs in dem erzbiſchöflichen Palaſt zur unbeſchränkten und völlig unüberwachten Benutzung überwies: ich durfte mir, nachdem er mich am erſten Tag eingeführt, jeden Morgen die Schlüſſel zu den Sälen und zu den Schränken abholen und nun ganz allein hier arbeiten bis 3 Uhr, wann ich die Schlüſſel wieder zurückbrachte.

Es waren ſchöne, poeſie- und ſtimmungsvolle Stunden, die ich, völlig ungeſtört, in dem hochgewölbten alterthümlichen Gemach verbrachte: die Bogenfenſter blickten über einen ſtillen cypreſſenreichen Kloſtergarten weithin über die ſchilfigen Niederungen des Po: feierliche, ſchwermuthvolle Stille waltete in dem weitläufigen Palaſt, in ſeinen Höfen und Gärten, in welchen ſogar die geſchwätzigen Brunnen längſt ver-

ſtummt waren. Ich und einige muntere Eidechſen, die ſich auf den breiten Fenſterſimſen ſonnten, waren die einzigen Bewohner des ſtolzen Gebäudes. Ich hätte nach und nach in meiner Ledermappe das ganze Archiv davontragen können.

Ich fand darin mehr und weniger als ich erwartet hatte.

Mehr: denn ich entdeckte eine Anzahl (damals) noch ungedruckter oder doch unverwertheter Pabſtbriefe aus dem VII. und VIII. Jahrhundert, gerichtet meiſt an die Metropoliten von Ravenna, mit wichtigen Angaben über die Verhältniſſe der Curie zu Ravenna, zu den Byzantinern, zu den Langobarden und zu den Arnulfingen im Frankenreich.

Aber dafür ſchlug mir eine liebe Hoffnung fehl.

Ich wußte, daß in dieſem Archiv mehrere Papyros-Rollen aus dem Ende des V. und dem Laufe des VI. Jahrhunderts lagen, alſo aus der Zeit Odovakars und des Oſtgothenreiches. Ich hoffte nun, einzelne jener Urkunden entziffern zu können, vielleicht

andere aus der gleichen Zeit zu entdecken. Allein alle meine Fragen nach weiteren Papyros beantwortete Monſignore Terlazzi mit Kopfſchütteln. Ja, es waren früher noch viel zahlreichere vorhanden, wie aus dem alten Katalog hervorging. Jedoch das Archiv iſt wiederholt abgebrannt und dabei ſind ganze Truhen voll alter Handſchriften zu Grunde gegangen. Dieſe Brände ſind aber auch die Urſachen der faſt völligen Unlesbarkeit der erhaltenen Papyros, die, unter Glas, in Rahmen aufgezogen, an den Wänden des Sales hangen. Dieſe waren in einer Metallkiſte aufbewahrt geweſen und obzwar dieſe nicht ſchmolz in den Flammen, ließ ſie doch die Hitze in ſolchem Maße durch, daß die dunkle Farbe des Atramentum hell wurde und umgekehrt der Papyros ſo dunkelbraun vergilbte, daß es faſt unmöglich iſt, die Züge der Buchſtaben auf dem dunklen Grunde zu unterſcheiden. Ich gab mir viele Tage lang die größte Mühe, auch mit der Lupe: — um ſo eifriger erpicht, als einzelne lesbare Wörter den Inhalt faſt aller Urkunden als

einen juriſtiſchen erkennen ließen: es ſind ohne Zweifel Verträge über Schenkung, Kauf und Verpfändung von Liegenſchaften mit ihrer Zubehör von Unfreien und Vieh, errichtet und aufgenommen vor der Curia von Ravenna und zum Theil aus der Gothenzeit, wie gothiſche Namen in den Unterſchriften erkennen laſſen. Iſt uns doch eine Schenkungsurkunde Odovakars — über Landgüter auf Sicilien — zu Gunſten eines Grafen Pierius erhalten, der ſiebzehn Monate ſpäter an der Adda tapfer für ſeinen König fechtend fiel. Mit einer Art von boshaftem Mitleid lächelte der gute Prälat zu meinem hartnäckigen Eifer, die verblichenen Schriftzüge zu verfolgen: »No! ella non farà niente«, ſprach er. »Vi sono stati gia il Niburrio ed il Cardinale Mayo e tutti quanti ed hanno voluto spiegarli: ma mica, mica, mica!«

Und es war, als habe er ſeine Freude daran, daß ſeine verſchwiegenen Urkunden ihre Geheimniſſe ſo gut bewahrten: — ein ſeltſamer Standpunkt für

einen Archivar! Ich trug ſie ihm aber nicht nach, dieſe patriotiſche Schadenfreude über die Barbaren, welche da meinten, ſie brauchten nur über die Berge zu ſteigen, um zu leſen, was das gelehrte Italien dreizehn Jahrhunderte hindurch zu enträthſeln nicht vermocht hatte. Ich nahm zuletzt den freundlichſten Abſchied von dem vertrauenreichen Cuſtode und ſeinen Urkunden in den ſtillen, kühlen Steinhallen: er und ſie ſtehen mir in dankbarem Gedenken.

Schwach beſtellt war es dagegen mit Kritik und Methode eines ſeiner Unterbeamten; derſelbe zeigte mir in der Waffenſammlung neben dem Archiv einen allerdings außerordentlich ſchönen und reichen Bruſtharniſch, mit den ſtolzen Worten: »ecco il corazzo d' Odoacre, primo re d' Italia.« Erſtaunt fragte ich, wie er denn dies Eigenthumsverhältniß beweiſen könne? Unverzagt kam die Antwort in raſcheſt fließendem Italieniſch: „es kann gar nicht anders ſein. Der Corazzo iſt gefunden worden in dem alten jetzt halb verſumpften Bedeſe nahe der Brücke bei Candiana.

Sie wiſſen, daß der letzte große, nahezu ſiegreiche Ausfall Odovakars (am 9. Juli 491) in dieſer Richtung erfolgte. Sie werden wohl nicht von Odovakar glauben, daß er bei dieſer letzten Anſtrengung zu Hauſe in ſeinem Bette blieb, ꝛc.? Alſo! Wem anders als dem Vornehmſten konnte dieſer reiche Panzer gehören? Dunque al re stesso. Das iſt doch ſonnenklar.“

Ich ſchwieg. Warum dem guten Prete ſeinen Glauben erſchüttern? Ich ſchluckte alſo das kleine Bedenken hinunter, daß der Held, der bekanntlich nicht in jener Schlacht fiel, ſondern ſpäter ermordet wurde, ſchwerlich doch im Kampf ſeinen Bruſtpanzer werde weggeworfen haben, etwa um leichter zu fliehen! Und das große Bedenken verſchwieg ich erſt recht, daß mir die kunſtreiche Arbeit aus der Spät-Renaiſſance, etwa von Benvenuto Cellini, herzurühren ſchien.

LVIII.

Alle Stunden, welche ich nicht im Archiv verbrachte, waren der Stadt, der Landſchaft gewidmet und der großartigen, tief ſchwermüthigen Poeſie, welche beide erfüllt.

Ravenna iſt die Stadt der Todten, der großen Todten, von Galla Placidia und Theoderich bis auf Dante! Ein Hiſtoriker und Poet dazu, mit Vorliebe für die Zeit der Völkerwanderung, wandelt hier auf ihrem heiligen Boden: kaum Rom ſelbſt iſt für jene Jahrhunderte wichtiger. Schon Auguſtus hatte die ſchwerwiegende Bedeutung der Bucht hier an der Adria erkannt und ſie in einen Kriegshafen für 350 Trieren — die Hälfte der ganzen Flotte — umgeſtaltet. Später ward dieſe Meeresveſte ein Hauptbollwerk für Italien gegen die Barbaren im

Nordoſten: waren Verona und die Etſchlinie, auch die der Adda und des Iſonzo verloren, ſo deckte die unbezwingliche See-Feſtung noch die des Po: von der Oſtſeite geſchützt durch die beiden Hafen Claſſis und Cäſarea, auf allen anderen durch ein Gewirre von Sümpfen, Gräben, Canälen, Lagunen und Armen des Po, in welchen der Angreifer verderben mußte. Ravenna konnte vor Erfindung der Feuerwaffen nur durch Hunger bezwungen werden: und dies war ausgeſchloſſen, ſo lange die Verbindung mit dem Meer offen ſtand. So hat denn auch Theoderich der Große den heldenhaften Widerſtand Odovakars nach drei Jahren der Belagerung erſt brechen können, ſeitdem er durch die zu Rimini genommenen Schiffe den Hafen Claſſis ſperrte.

Der Sieger, von Begeiſterung und Verehrung für die antike Bildung durchdrungen, ſchmückte, wie ſo viele Plätze Italiens, auch dieſe ſeine Hauptſtadt mit Kirchen und Paläſten. Er erbaute ſich mitten in der Stadt eine großartige und feſte Hofburg mit

ſtarken Wehrthürmen: die ſchwermüthigen Ruinen dieſes Palaſtes haben ſich erhalten: zinnenbekrönte Mauern, ein Hofraum, zwei runde Thürme. In der von ihm erbauten Baſilika San Apollinare hat ſich in den ſpäteren Moſaiken (556—569) das vollſtändige Bild dieſes Palaſtes erhalten mit ſeinen breiten Marmortreppen, drei breiten durch Vorhänge ſchließbaren Hallen im Erdgeſchoß, ſchönen Bogengängen (Loggien) im erſten Stockwerk. Die Bilder zeigen ferner Ravenna's Straßen von Menſchen, den Hafen Claſſis von einem dichten Walde von Maſten gefüllt.

Das war Ravenna vor 1300 Jahren.

Heute aber ſind die beiden volkwimmelnden Häfen Claſſis und Cäſarea ſpurlos verſchwunden, als hätten ſie nie beſtanden. Die Buchten, in denen jene vierthalbhundert Dreidecker ankerten, ſind ſo verſandet, daß kaum ein Fiſcherkahn dort der Küſte nahen kann. Dichter, heißer Triebſand weht über die Stätte, wo die Werfte von Cäſarea hämmerte und wo einſt

Matroſen und Krieger lärmten in den Tabernen von Claſſis, da wächſt aus ſumpfigem Morgrund mannshohes Schilf, daraus der halbwilde Büffel den zottigen, ſtarkgehornten Kopf emporreckt.

Und Ravenna ſelbſt — welche Verödung!

Nach Abzug jener gemuſterten Soldaten konnte ich ſechs, ſieben Straßen durchwandern, ohne einen Menſchen zu begegnen; vieler Häuſer Thüren und Fenſter ſind geſchloſſen, offenbar ſeit lange ſchon. Die Stadt, in welcher, etwa um das Jahr 100 nach Chriſtus, eine halbe Million gelebt, zählte jetzt (1862) nicht viel über 10,000. Und dieſe waren arm, ſtumpf, gleichgiltig, wie von der Welt vergeſſen, und ſelbſt der Welt nicht denkend. Am hellen Sonntag-Mittag bemerkte ich in der Hauptſtraße der Stadt einen großen, dunkeln, weithin übelriechenden Gegenſtand; ich trat hinzu, es war eine große Nachteule, die mit ausgeſpannten Flügeln wohl über 6 Fuß meſſen mochte und auf dem Rücken lag im Zuſtand der Verweſung. Ich rief einen Schutzmann herbei, der

maleriſch, aber halb ſchlafend in der nächſten Ecke lehnte: »Ma che cosa è questo?« fragte ich ſtaunend.

»Questo?« ſagte der Mann, langſam herankommend und mit ſeinem Amtſtock an das Aas rührend, »ah, non è che una civetta, Signore; ne cadono assai molte dalle torri; questa giace qui gia qualche tempo.« Wie lange mochte ſie wohl ſpäter noch da liegen?

LIX.

Außer dem Palaſte Theoderich's zogen mich in der Stadt zumeiſt an die alten Baſiliken San Agata (aus dem Jahre 417), Giovanni Evangeliſta (425), San Francesco (440), San Teodoro, von Theoderich erbaut (a. 500), vor Allem aber die beiden dem Schutzheiligen der Stadt geweihten San Apollinare, von Theoderich (510) dem heiligen Martinus errichtet, und San Apollinare in Classe fuori, begonnen 534 von Amalaſwintha, Theoderich's Tochter, vollendet aber erſt 549, nachdem Ravenna durch Betrug in die Hand Beliſar's geſpielt war, der dem wackern Vitigis und ſeinen Gothen weisgemacht hatte, er wolle als ihr König ſich gegen Byzanz empören! Dieſe Kirche liegt etwa eine Stunde vor den Thoren des jetzigen Ravenna: der melancholiſche Weg dahin führt

durch Sand, Sumpf und Heide. Die Baſilika allein hat ſich erhalten aus all' den Tauſenden von Häuſern der Hafenſtadt: nur ein gewaltiger Wartthurm aus der Gothenzeit, rund, mit dicken Mauern und zahlloſen Pfeilſcharten, ſteht noch, getreulich Wache haltend, neben der verwaiſten Kirche: wie ein greiſer Hildebrand neben einer entthronten Königin. Tritt man aus dem prachtvoll mit Gold und Edelgeſtein geſchmückten Tempel und ſieht das öde Heideland, das ihn jetzt auf allen Seiten umgiebt, an Stelle der Prachtgebäude, die ihn einſt umgürtet, ſo begreift man, wie das Gefühl der Vergänglichkeit aller Erdengröße eine ſchwärmeriſch asketiſche Seele wie die Otto III. gerade an dieſer Stätte beſonders ergreifen und zur Buße in Sack und Aſche ſtimmen konnte. Der Kaiſer erwartete damals hier das Ende der Welt und die Wiederkehr Chriſti (ich habe das viele Jahre ſpäter verwerthet in meiner Erzählung „Weltuntergang", Leipzig 1890).

In der Stadt beſuchte ich am häufigſten die Baſilika

San Vitale, die, von Amalaſwintha angefangen, (vielleicht iſt das Eine Anagramm an den Doppelcapitälen der Säulen das ihrige), erſt von Juſtinian 549 nach dem Vorbild ſeiner Hagia Sophia zu Byzanz vollendet wurde: mehr als die zahlreichen Moſaiken kirchlichen Inhalts in der Baſilika (wie in der vorgenannten) beſchäftigte mich das Bild, welches Juſtinian und Theodora darſtellt, denen ein Zug von Prieſtern und Vornehmen Weihegeſchenke darbringt: man kann ſich unter den letzteren Beliſar, Narſes, Petrus und Cethegus, den Präfecten von Rom, vorträumen. Das Geſicht des Pandektenkaiſers iſt ziemlich ausdrucklos, aber in den Zügen der Circusdirne auf dem Thron, eines der begabteſten und verworfenſten Frauen der Weltgeſchichte, iſt ſowohl Schönheit als Geiſt und Willenskraft zu entdecken: ſie war ein dämoniſches Weib.

Die Aſche einer andern Frau von weltgeſchichtlichen Schickſalen birgt das Mauſoleum der Galla Placidia: Tochter des großen Theodoſius, Schweſter des Honorius, von Alarich bei der Eroberung Roms

gefangen, aber um ihrer ſtrahlenden Schönheit, ihrer Bildung und Geiſteskraft willen von Alarich's Nachfolger, Ataulf (deſſen Schönheit ebenfalls gerühmt wird), zur Gattin und Königin erhoben; zu Narbonne ward das Beilager mit unerhörter Pracht gefeiert unter Verbindung römiſcher und gothiſcher Formen: denn dieſe Vermählung ſollte ſinnbildlich die auch von Ataulf (wie von dem großen Theoderich) geträumte Verſchmelzung der römiſchen mit der germaniſchen Welt darſtellen: allein auch dieſer Verſuch endete tragiſch wie der von Theoderich im Großen gewagte: das Knäblein, das die Kaiſertochter dem Germanenkönige gebar, ſtarb, Ataulf ſelbſt ward bald ermordet, ein roher Römerfeind folgte ihm, der die Wittwe zwang, zwölf Meilen in Ketten zu Fuß vor ſeinem Wagen im Staub der Heerſtraße einherzuſchreiten. Nach deſſen Untergang ward ſie gegen 600,000 Scheffel Weizen ihrem Bruder zurückgegeben, der die Widerſtrebende ſeinem beſten Feldherrn, Conſtantius, vermählte. Dieſen beherrſchte ſie bis zu

ſeinem Tode ſo ſchrankenlos wie ihren Bruder, der der ſchönen Schweſter ſo warme Liebe zuwandte, daß die Zeitgenoſſen der Geſchwiſter darum ſchalten. Plötzlich verwandelt ſich aus räthſelhaften Gründen — aus Eiferſucht? — des Kaiſers Liebe in tödtlichen Haß: aber die Ehrgeizige räumt nicht freiwillig den altgewohnten Herrſchaftbeſitz: erſt nach blutigen Gefechten in den Straßen von Ravenna erliegen ihre Anhänger, ſie flieht nach Byzanz zu ihrem Neffen Theodoſius II., erfährt dort alsbald den Tod des Honorius und die Nachfolge eines Anmaßers, bewegt den Neffen, jenen durch ein Heer zu vernichten und ihren ſechsjährigen Knaben Valentinian III. zum Kaiſer des Weſtreichs zu erheben: im Namen dieſes Schwächlings beherrſcht ſie noch einmal 25 Jahre lang die römiſche Welt: 440 baute ſie ſich dies Mauſoleum, 450 ward ſie darin beigeſetzt, in der Mitte zwiſchen den beiden Sarkophagen ihres zweiten Gatten und ihres liebenden und haſſenden Bruders: das Grab ihres Jugendgemahls liegt fern in Barcelona!

Das einzige Licht in dem niedrigen Gewölbe, das ſo viele widerſtreitende Leidenſchaften einſchließt, fällt gerade auf den Sarg, in welchem dies Weib ausruht von einem Leben, das zwiſchen den höchſten Höhen und den dunkelſten Tiefen des Geſchickes geſchwankt hat. Es iſt düſter und ſchaurig in dieſer Gruft: die ſchwermüthigen, chriſtlichen Wahrzeichen der Moſaik, welche die Allvergänglichkeit lehren, ſprechen bedeutſam an dieſer Stätte, und ſchwer laſtet der Druck der Marmorwölbung auf der Seele.

Gehört dies in meine „Erinnerungen“? O ja, denn ich habe mich Jahre lang mit dieſer Lebensgeſchichte getragen als Gegenſtand eines geſchichtlichen Romans. Allein es fehlt die Einheit des Beweggrundes der Heldin: Vaterlandsliebe? Zu unwahr. Sinnlichkeit? Als Haupttriebfeder zu unſchön. Herrſchſucht, welche Schönheit und Sinnlichkeit nur als Mittel verwendet? In meiner „Fredigundis“ bereits dargeſtellt. So ruhe denn in Frieden, Galla Placidia, Kaiſertochter, Kaiſerſchweſter, Gefangne, Sinnbild

der Völkerverſchmelzung, Gothenkönigin, mißhandelte Königs-Wittwe, Gattin und Beherrſcherin eines ungeliebten Gemahls, Beherrſcherin eines allzu zärtlichen Bruders, Empörerin wider dieſen, Flüchtlingin, Beherrſcherin ihres Neffen und nochmal Beherrſcherin des Abendlands durch den beherrſchten Sohn: — ruhe in Frieden, Galla Placidia: ich will ihn dir nicht verſtören, indem ich dich auferwecke von den Todten.

LX.

Aber noch ein anderer im Leben ruheloſer Geiſt fand hier die ewige Ruhe: der Gewaltige, der die Hölle geſchaut: Dante.

Verbannt aus der undankbaren Vaterſtadt Florenz, verlebte er die letzten Jahre unter dem Schutze des ravennatiſchen Adelsgeſchlechts der Polenta und ſtarb hier am 14. September 1321. Das Grabmal, 1482 durch Pietro Lombardi errichtet, ward ſpäter in einen unbedeutenden Kuppelbau umgewandelt: das Größte daran iſt die Erinnerung und die ſtolze Grabſchrift, die Dante ſelbſt für ſeinen Sarkophag gedichtet hat:

Jura Monarchiae, Superos, Phlegetonta Lacusque
Lustrando cecini voluerunt fata quousque.
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris,

Auctoremque suum petiit felicior astris,
Hic claudor, Dantes, patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

Undank iſt großer Männer Lohn. — —

Am häufigſten war ich gewallfahrtet zu dem Grabmal meines großen Helden Theoderich, welches Amalaſwintha dem Vater errichtet hat, eine Viertelſtunde etwa vor der Porta serrata: eine zehneckige Rotunde, die rieſige Kuppel von 34 Fuß Durchmeſſer und einem Gewicht von 2 Millionen zweihundertachtzigtauſend Pfund iſt ein Monolith, d. h. aus einem einzigen (iſtriſchen) Felſen gehauen: hier ward der Sarkophag des Königs beigeſetzt, es ſoll die jetzt in ſeinen Palaſt eingemauerte antike Badewanne von rothem Porphyr geweſen ſein. Das Gebäude ſteht in einem verwilderten Garten, deſſen Trauer und Stille gut zu der Bedeutung des Denkmals paßt. Die wuchtigen Quadern des Unterbaues machen den Eindruck von ernſter, ſchwerer Kraft und Würde; zu dem oberen Stockwerk, das freien Ausblick

über die Stadt und weithin über die Ebene bietet, ſteigt man von außen auf Marmorſtufen empor. Das Innere iſt leer und ſchmucklos.

Das Erdgeſchoß war damals fußhoch überſchwemmt von dem Waſſer des Po-Canals, das in den Garten gedrungen war. Das verhalf mir zu einer werthvollen lieben Erinnerung. Bei dem letzten Beſuch, den ich dem todten Helden am Abend vor meiner Abreiſe abſtattete, bröckelte unter meinem Tritt einer der Schreitſteine, welche gelegt waren, den Eintritt über das Waſſer hin zu ermöglichen: da klang es wie Metall, ich bückte mich und hob aus einer Spalte des zerſprungenen Ziegels eine Bronzemünze (Kupferbronze) mit ſtarken Spuren ehemaliger Vergoldung. Ihr Avers zeigt ein mit einem Diadem geſchmücktes weibliches Bruſtbild, aus deſſen rechten Arm ein Bambino emporragt: es iſt Conſtantina, die Gemahlin des Kaiſers Mauritius und ihr Knabe Theodoſius: die Umſchrift, in voller Uebereinſtimmung hiemit, iſt leicht zu erklären: D[ominus N[oster]

M[auritius] P[erpetuus] A[ugustus], auf der Rückſeite ſteht ein Anagramm und „Ravenn“: die Münze ward ohne Zweifel geprägt von Mauritius Tiberius, dem Schwiegerſohn des Tiberius Conſtantinus, im vierten Jahre ſeiner Regierung, alſo 586, etwa dreißig Jahre nach dem Untergang des Oſtgothenreiches. Theoderich hat durch das Geſchenk den deutſchen Wanderer erfreuen wollen, der ſich in Forſchung und Dichtung ſo liebevoll in ſeine Heldengeſtalt vertieft hat.

LXI.

Nachdem meine Arbeiten im Archiv abgeſchloſſen waren, eilte ich nach Hauſe. Das Reiſegeld ging zu Rande und mich peinigte eine heftige Malaria: ſiebenmal bin ich in Italien geweſen, und fünfmal hat ſie mich befallen, ſogar in Bellagio. Diesmal zog ſie mir wohl zu jenes ungeſuchte Bad in Powaſſer zu Ponte di Lago ſcuro: der ſtundenlange Aufenthalt in den naßkalten Steinſälen des Archives und in den Kirchen beſſerte die Sache nicht, auch nicht die herbſtlichen Platzregen, die mich wiederholt in kürzeſter Zeit durchnäßten bis auf die Haut: ein ſolcher italieniſcher Regenguß verhält ſich zu einem deutſchen wie ein Furioſo zu einem Andante.

Sich krank fühlen in der Fremde, zumal in Italien, iſt recht unbehaglich: mein Zimmer blickte in einen

jener melancholiſchen, hoch ummauerten Gärten, deren düſtere Cypreſſen im Winde die Häupter vor Trauer zu beugen ſcheinen.

Es war — Anfang October — rauhes, naßkaltes Wetter: die Nebel des Po und ſeiner Sümpfe flutheten ungehindert durch die vielfach zerbrochenen Fenſter und hielten die Steinwände und den Fußboden beſtändig feucht. Der Schmutz ringsum, die ungewohnten Speiſen, ja, ſchon das in allen Lebenseinrichtungen Ungewohnte, das den Geſunden eher anzieht, verſtimmt den Leidenden.

Vom Fieber geſchüttelt, gelangte ich mit der Poſt über Forlì nach Bologna: ich ſehnte mich nach der im Bädecker mit beſtem Fug gerühmten „Schweizer“ Penſion Brun: Schweizer! Das verhieß Reinlichkeit: und nach der trug ich Verlangen. Mit Mühe erreichte ich das Haus, mein Zimmer und mein Bett, in dem mich ſofort ein arger Schüttelfroſt befiel. Eine gutherzige deutſche Schweizerin nahm ſich mütterlich meiner an. Dank ihrer Pflege konnte ich am andern Mor-

gen die Reiſe fortſetzen über Modena, Reggio, Parma, Piacenza, Lodi nach Mailand.

Hier hörte ich, faſt völlig, wohl durch den Luftwechſel, hergeſtellt, in dem Theater della Scala, das in ſeinen großen Raumverhältniſſen an das mir ſo theuere Münchener Hoftheater gemahnt, eine Oper von Verdi: »I masnadieri«, Text: „Die Räuber von Schiller"!! Man denke: die Pſeudophiloſophie in dem Selbſtgeſpräch des Franz von einem italieniſchen Baſſo nach Verdi'ſchen Weiſen geſungen! Immerhin war aus dem Trauerſpiel das Packendſte packend zur Geltung gebracht: am günſtigſten iſt in dieſer muſikaliſchen Zubereitung die ſchwärmeriſche Amalie ausgefallen. Der Aufbruch der Räuber zu dem Kampfe gegen die „Sbirren" rief eine ſtürmiſche Kundgebung hervor; die Stelle lautet:

»Su, fratelli corriam' alla pugna,
Come lupi di questa boscaglia!
Trionfar' d' una schiava ciurmaglia
Ci farà disperato valor.

Nella destra un' esercito impugna
Che brandisce la libera spada:
Basta un solo della nostra masnada
Per la rotta di tutti costor!«

Die „Sclavenſchar" ſollten ſelbſtverſtändlich die Pappalini, die Schlüſſelſoldaten Lamoricières, die Träger des „freien Schwertes" die Garibaldiner ſein. Zum 147. Mal in dieſer Spielzeit geſungen ward die Stelle zum 147. Mal mit lärmendſtem Beifall belohnt.

Nach Landesſitte ward hinter jeden Aufzug (der Schiller'ſchen Räuber!) der Aufzug eines höchſt unſinnigen Ballettes eingeſchoben: „Ariella oder die Blume des Arno": — die Handlung ſchien mir aus „Leonardo und Blandina" der Fliegenden Blätter entlehnt! In der Nacht peinigte mich der furchtbare Traum, ich müſſe den Sinn dieſer Handlung erklären. Es war wohl Albdruck und der letzte Fieberanfall.

Wie vortrefflich dagegen war die Darſtellung einer Opera buffa, die ich am andern Abend in dem

ausgezeichneten Teatro della Santa Radegonda hörte! Wie natürlich, wie lebenswahr Alles! Das war nicht geſpielt, das war gelebt: wie etwa in der Comédie française zu Paris oder von den „Münchenern“ in den altbaieriſchen Volksſtücken.

In der weltberühmten Ambrosiana ward ich mit liebenswürdigſter Zuvorkommenheit behandelt: ich durfte jeden Morgen, ſo lang ich wollte, in den ſchönen Räumen dieſer unvergleichlichen Bücherei arbeiten: man brachte mir alle Codices und Bücher, deren ich bedurfte: ſo kam ich in wenigen Tagen mit meiner Prüfung der Prokophandſchrift zu Ende. Die Nachmittage verwandte ich auf den Genuß der Kunſtſchätze (Dom, San Ambrogio, la Cena von Leonardo da Vinci) und die Kenntnißnahme von der (durchaus nicht ausgeſprochen italieniſchen, ſ. oben S. 470) „modernen“ Stadt, ſowie von den heftig aufgeregten Stimmungen der politiſchen Parteien: hier, in einem der Brennpunkte des politiſchen Treibens, erfuhr ich in kurzer Zeit von den oben S. 408 f.

geſchilderten Zuſtänden ungleich mehr als in Verona, Venedig oder Ravenna. Gerade hier in Mailand herrſchte am lebhafteſten Freude, Begeiſterung über den nunmehr wenigſtens begonnenen, wenn auch noch nicht ausgebauten Nationalſtat und freudige Zuverſicht in die Zukunft.

Ach, und ich hatte zurückzukehren in das Deutſchland von 1862 mit ſeiner hoffnungloſen Zerriſſenheit und haßvollen, neidvollen Ohnmacht! Schwer lag mir's auf der Seele! —

Ich ging über Bergamo, Brescia, Verona und den Brenner zurück. Der Schluß meiner Reiſebriefe lautete: „ſo kurz mein Aufenthalt in dem claſſiſchen Lande war, ſo reich war er an Eindrücken aller Art auf Geiſt, Gemüth und Phantaſie."

Heute, zurückblickend, darf ich wiederholen (oben S. 400): dieſe Reiſe iſt von entſcheidender Bedeutung für mich geweſen: außer den oben bereits angeführten Einwirkungen iſt beſonders hervorzuheben: der Anblick eines, nöthigenfalls auch unter Bruch des Rechts, ſeine

ſtatliche Einheit anſtrebenden Volkes wirkte geradezu erziehend auf mich auch in meiner Auffaſſung der Deutſchen Frage, in der ich — aus Einfluß Pözl's und der Dienstaggeſellſchaft — ſtark legitimiſtiſch, „bundesverfaſſungstreu", großdeutſch, mehr gefühlt als gedacht hatte: ich hatte mich wie ſo viele, ja faſt Alle Süddeutſche auf Oeſterreich, als den künftigen Einiger, hingedrängt geſehen: — ich freilich nicht, wie tauſend andere Süddeutſche, aus Vorliebe für den Katholicismus oder aus Haß gegen Preußen: nein, umgekehrt, mit bittrem Groll, daß Preußen, nach meinem Glauben und Wünſchen zur Führerſchaft berufen, in Erfüllung dieſes Berufes gar nichts that, vielmehr Vieles, ſehr Vieles gegen ſeine deutſchen Pflichten.

Das Vorbild Italiens und meine nun auf Augenſchein begründete beſſere Kenntniß der dortigen Vorgänge und Zuſtände — die großdeutſchen Zeitungen hatten ſie mir ungerecht vorgeſtellt — wirkten in mir vorbereitend für meine nachträgliche Verſöhnung mit den Umwälzungen von 1866, während meine nächſten

Freunde in Süddeutſchland, z. B. Männer wie Scheffel und Steub, ihren Groll wegen des Rechtsbruchs und Bruderkrieges Preußen und Bismarck viel länger nachtrugen. Ich hatte in Italien gelernt, wie für ſolche Geſtaltungen Blut und Eiſen unentbehrlich ſind und wie die nationale Einheit auch um den Preis auch jener ſtets beklagenswerthen Mittel nicht zu theuer erkauft wird. Dieſe Vorſchule danke ich Camillo Cavour und den Fratelli in jenem ſchönen, ortab auch mir ſo theuer gewordnen Lande! —

LXII.

In meinem Hauſe verkehrten damals außer den Gliedern der Familie die alten Freunde: Freyberg, Godin, Piloty, Engert, der einſtweilen in Dachau praktiſcher Arzt geworden war und in überaus glücklicher — leider nur ſo kurzer! — Ehe mit einer höchſt anmuthigen Frau das Glück gefunden hatte, das ſein unerreichbarer Fleiß und Pflichteifer ſo reich verdiente. Er eilte (1862) von Dachau an mein Krankenbett, mich zu pflegen. Wie freute ich mich, gleich in meinem erſten Breslauer Jahr ſeinen prächtigen Sohn in die Quellen des deutſchen Rechts (und des Münchener Bieres!) einführen zu dürfen.

Dann meine Schüler: Max Haushofer, Theodor Heigel, von Goſen, den wir bei der Beſchießung von Würzburg wieder finden werden: der treffliche, reich

Begabte, dem wir eine vorzügliche Arbeit über das „Kleine Kaiſerrecht“ verdanken, ſtarb allzufrüh als Schriftleiter der Allgemeinen Zeitung; ferner Steub, und von den Krokodilen Melchior Meyer, Hertz, Leuthold, Hopfen, Lembke, Lützow; endlich die Componiſten Max Zenger (I. S. 31, oben S. 269) und der früh verſtorbene Seydel.

Innige Freundſchaft verknüpfte mich mit dem Ehepar von Doß. Der Mann, praktiſcher Juriſt, war ein ganz außergewöhnlicher Geiſt: ein Charakter von Gold und Stahl und von einem Idealismus der Geſinnung, der Lebensauffaſſung und des geiſtigen Ringens, wie er mir nur noch bei Freyberg (oben S. 118) und bei Meinecke (II. S. 419) vorgekommen iſt. Nicht der Rechtspraxis, der Philoſophie galt die wahre Liebe ſeines ganzen Menſchen und der auf das ſchwerſte mit der Tagesarbeit Belaſtete, mit Glücksgütern nicht gerade Ueberhäufte fand ſeine Erholung in dem angeſtrengten Studium der ſchwierigſten philoſophiſchen Fragen. Dieſes gemeinſame Streben

hatte uns zuerſt zuſammen geführt: bald ſchenkte er mir die Freundſchaft ſeines tiefgründigen Herzens und er und ſeine Gattin, Frau Anna, bewahrten und bewährten ſie treu durch alle Kämpfe meines ſpäteren Lebens, in welchen gar Viele von mir wichen: ſie fanden ſich dann — ſpäter! — freilich wieder ein: — ein Verdienſt, das ich nicht gerade ſehr hoch anſchlagen kann. Die „Doſſens" aber haben nie gewankt.

Mehrere Jahre hindurch holte mich der „Herr Rath" nach Tiſch zu einem langen philoſophiſchen Wandelgang über die Gaſteiger Höhen ab: wir ſtritten unabläſſig, denn Doß war eifriger Anhänger von Schopenhauer, dem ich ſchroff widerſprechen mußte. Doß ſtand (wie mit David Strauß) mit dem großen Peſſimiſten in Briefwechſel, der ſpäter, nach Beider Tode, herausgegeben ward.

Die „Frau Rath" (Wittwe ſeit 1873), neben Frau Johanna (oben S. 139) meine älteſte Freundin, darf ich hier nicht ſchildern: ſie würde es übel nehmen, ſich gelobt leſen zu müſſen. So ſage ich nur: ſie iſt

„eine Natur“: — im Sinne Goethe's. Ihre Freundſchaft mit mir und meiner lieben Frau Thereſe, auf Tochter, Eidam und Enkelin vererbt, zählt zu den Edelperlen in dem Horte meines Lebens: und der iſt reich an Freundſchaft und an Liebe: darf ich im Uebrigen behaupten, daß die äußeren Erfolge meines Lebens im Vergleich mit Begabung und namentlich Bemühung lange Zeit recht beſcheiden geweſen, ſpät erſt reicher geworden ſind, — das erkenne ich dankbar an, daß mir vom Knabenalter an bis heute Freundſchaft und Liebe der Menſchen weit über mein Verdienſt hinaus ungeſucht zugeflogen ſind. Und das iſt doch unvergleichlich mehr werth, als wenn ich ein par Jahre früher den Profeſſor und den Ordinarius erklommen hätte, an größere Univerſitäten berufen, wirthſchaftlich beſſer geſtellt, als Dichter früher anerkannt worden wäre. Werthvolle Menſchenherzen gewinnen iſt viel köſtlicher, als Ruhm oder Gold erwerben. —

Aus Innsbruck kamen — durch Steub's Ver-

mittelung — zu Beſuch der ausgezeichnete Hiſtoriker Julius Ficker, der alsbald (1856) den „Deutſchen Spiegel“ entdecken und mit Herrn von Sybel in jene berühmt gewordene Fehde gerathen ſollte (1859) (ſ. oben S. 404), dann der Germaniſt Ignaz Vincenz Zingerle (ſ. oben S. 402) und Adolf Pichler (ſpäter Ritter von Rautenkahr), der treffliche Lyriker und ſeit vier Jahrzehnten Vorkämpfer für Licht und Wiſſen in dem ſo herrlichen und ſo arg verpfafften Lande Tirol. Dann Hermann Schulze aus Breslau (wenig ahnte ich, daß ich dereinſt (1888) ſein Nachfolger auf dem Lehrſtuhl für Statsrecht und Rechtsgeſchichte dortſelbſt werden ſollte), der früh verſtorbene Kunſthiſtoriker Alfred Woltmann, Herr Geheimrath von Daniels aus Berlin, deſſen Wahnvorſtellung von der Abſtammung des Sachſenſpiegels von dem ſogenannten Schwabenſpiegel ich in fünfſtündigem Redekampf zu erſchüttern nicht im Allermindeſten vermochte. Aus Berlin auch kam, zu kurzer Raſt auf einer Forſchungsreiſe nach Spanien, Freund Paul Hinſchius (II. S. 416), und, von ihm empfoh-

len: Herr Theodor Töche (oben S. 376), ſpäter Dr. phil. Töche-Mittler, Eigenthümer der E. S. Mittlerſchen Hofbuchhandlung zu Berlin. Der feinſeelige und zartſinnige Jüngling gefiel mir ausnehmend: er hörte bei mir die Vorleſung über die Kämpfe der deutſchen Kaiſer mit den Päbſten. Alsbald ſollte er, ein Schüler Ranke's und Sybel's, in ſeinem trefflichen Werk über Heinrich VI. in den Jahrbüchern des Deutſchen Reichs unvergleichlich reichlichere Kenntniß des XII. und XIII. Jahrhunderts zeigen, als ſein jugendlicher Lehrer. Aber nicht nur die Geſchichtforſchung, auch wunderſame Uebereinſtimmung in äſthetiſchem Geſchmack und Urtheil führte uns zuſammen und auf ſeine noch im Werden begriffene Philoſophie hat meine auf Prantl ruhende Weltanſchauung nicht unerheblichen und nicht ungünſtigen Einfluß geübt. In den Herbſtferien (1862) beſuchte er mich zu Seebruck (II. S. 301 f.) am Chiem-See und in langen Abendſpaziergängen über die Alz und nach Arlaching zu entwickelte ich ihm damals

„das Princip von Arlaching", d. h. die Grundlagen meiner moniſtiſchen, tragiſchen, heroiſchen, aber nicht peſſimiſtiſchen Weltanſchauung, welche er ſich eifrig für ſeine Eigenart zurecht legte. Bald darauf trafen wir uns wieder in Meran (ſ. oben S. 399), ſpäter wiederholt in Würzburg, in Berlin, in Königsberg, in Breslau und in ſeinem ſchönen Landhaus Eichberg bei Eiſenach. Wir wurden innig verbundene Freunde. Seine Beurtheilungen meiner Dichtungen ſind die verſtändnißvollſten, deren ich mich erfreuen darf (nur noch denen eines Mädchens kann ich ſie an eindringender und zarter Würdigung vergleichen, der des Fräulein Anna Härlin in Stuttgart): und ein Abdruck ſeiner Briefe über meine Sachen wäre der ſchönſte Nachruf, den ich mir erhoffen dürfte. Wir werden ihn noch oft auf meinen Wegen antreffen. Ich berühme mich mit Stolz, nicht erheblich dazu beigetragen[1]) zu haben — während ſeines Beſuches

[1]) Humoriſtiſch behandelt dies mein Gedicht zu ſeinem 25jährigen Buchhändler-Jubiläum 1885, ſ. Gedichte, IV. Sammlung S. 214.

zu Würzburg 1865, daß er ſich entſchloß, die geplante Privatdocentur der Geſchichte aufzugeben und das verwaiſte Verlagsgeſchäft ſeines Großvaters, Mittler, in Berlin, Kochſtraße 69, zu übernehmen. Glänzend hat er gezeigt, daß unſer „objectiver Idealismus“ ſich in der Erſtrebung idealer Ziele durch reale Mittel vortrefflich bewährt: daß man als ein idealer Verleger ſehr Erſprießliches für die Literatur leiſten und feinſte literariſche Bildung mit erfolgreichſtem Geſchäftsbetrieb vereinen kann.

Aber ich habe das nicht häufig verbreitete Glück, daß die Frauen meiner Freunde auch meiner lieben Frau Thereſe und meine Freundinnen zu werden pflegen: — ich entſinne mich nicht Einer Ausnahme: — und ſo trug denn zu dem ſchönen Erblühen dieſer Freundſchaft gar gedeihlich bei, daß auch „Thodo's“ Gattin, Frau Eliſabeth, geborne Freiin von Albedyll, uns beiden eine herzvertraute Genoſſin geworden iſt. Durfte ich doch ihre älteſte Tochter Hanna Felicia (1870) aus der Taufe heben und (1890) in den Brautſchleier hüllen helfen.

LXIII.

So ſtreng ich damals mit meiner Zeit und Arbeitskraft geizen mußte, — der Thorheit der Begeiſterung in kühler Vorſicht zu widerſtehen hab' ich niemals vermocht.

Und ſo laſtete ich mir denn damals auf die nur zu ſchwer ſchon beladenen Schultern freiwillig und „unentgeltlich" eine neue Pflicht auf aus eitel Begeiſterung und Dankesdrang.

Ich las eine öffentliche Erklärung Jakob Grimm's über das „Deutſche Wörterbuch" deſſen erſte Lieferungen ſeit 1854 erſchienen, in der er junge Gelehrte aller Wiſſenſchaften zur Beihilfe an der Arbeit inſofern aufforderte, als ſie ältere werthvolle Schriftſteller Satz für Satz durchnehmen, hiebei irgend auffällige Wörter oder Wortfügungen auf einen Zettel ſchreiben und dieſe Zettel, alphabetiſch geordnet, einſenden ſollten.

Das konnte ich nun jedesfalls auch leiſten. Und wie Gewaltiges, wie Reiches, wie Manchfaltiges dankte ich für Forſchung und Dichtung dem großen Meiſter! Wenigſtens dieſe Dankgeſinnung zum Ausdruck zu bringen in einer von ihm ſelbſt vorgezeichneten Arbeit für ihn: — das war mir Seelenbedürfniß. Pochenden Herzens — denn damals war die deutſche Jugend noch beſcheiden und ehrfurchtvoll — ſchrieb ich an Jakob Grimm, ſchilderte ihm die ganze Begeiſterung meines Denkens und meiner Einbildungskraft für ſein Lebenswerk und erbot mich, als Kärrner mit zu thun an ſeinem königlichen Bau. Sofort erhielt ich ein herzgewinnend gütiges Schreiben, in dem er mein Anerbieten freundlich annahm und mir als Baiern den ausgezeichneten baieriſchen Geſchichtſchreiber Aventinus zur Durchforſchung und Ausziehung zutheilte. Sofort machte ich mich an die Arbeit, auf die ich bis zur Vollendung täglich $1^1/_2$ Stunde verwendete: reich war für mich die Ausbeute an Belehrung und Genuß. Auch der Meiſter war mit dem Ergebniß

zufrieden: „nur allzuviel des Guten," meinte er, habe ich gethan in meinem „Uebereifer": ach, mein alter Fehler, den ich nun wohl nicht mehr ablegen werde. Von höchſtem Werth war mir der Briefwechſel, in welchen ich durch jene Arbeit mit dem herrlichen Manne kam: er freute ſich, daß ich ſo genau von dem Volksleben meiner lieben baieriſchen Gebirgsbauern unterrichtet und ſo begeiſtert für dieſe alten Sitten war: Manches, was ich als Ueberbleibſel heidniſchen Götterglaubens, Götterdienſtes und altgermaniſcher Rechtsſitte und Rechtsformen nachwies (in der „Bavaria" und brieflich) fand ſeine eifrige Zuſtimmung. Dieſe Briefe Jakob Grimm's — 6 an der Zahl — etwa eben ſo viele von Scheffel, drei von Geibel, alle ſäuberlich in einem Ränzlein verwahrt, habe ich in Königsberg (1872/73) einem durchreiſenden Ruſſen — er gab ſich für einen Doctor juris aus — zur Abſchreibung geliehen und Ruſſ' und Ränzlein ſah ich niemals wieder! —

LXIV.

Die ſchönen, reichen, für Wiſſenſchaft und Dichtung bedeutſamen Reiſefrüchte, die ich aus Italien mitgebracht hatte, und der anregende mündliche und ſchriftliche Verkehr mit den eben Genannten, waren nun zwar recht werthvoll: aber all' das erhellte in keiner Weiſe das düſtere Gewölk der Sorge um die Zukunft, um die äußere wirthſchaftliche Geſtaltung des Lebens.

Man berückſichtigt bei dem Entwicklungsgange der Schriftſteller und Dichter oft zu wenig die ſchädliche oder günſtige Einwirkung ihrer wirthſchaftlichen Verhältniſſe: hätte Schiller gleich Goethe lediglich ſeiner Muſe leben, hätte er Italien beſuchen können, — ſicher hätte ſich Manches in ihm anders geſtaltet.

Daß die fehlende ſtändige, ſichere Einnahme auf

die Dauer nicht durch den Zeitungfrohn erſetzt werden konnte, das war mir durch ſchmerzliche Erfahrung klar geworden. Geſundheit, Ruhe und Stäte des Geiſtes, Zeit für die wiſſenſchaftliche Arbeit — von der ſcheintodt liegenden Dichtung zu ſchweigen, — der Profeſſoren gute Meinung, ja die Selbſtachtung wurden durch dieſen unſchönen, traurigen Nothbehelf der letzten Jahre gleichermaßen beeinträchtigt.

Im Anfang des Sommer-Halbjahres 1863 drängten die Dinge zur Entſcheidung.

Es ſtand mir feſt, daß ich nicht im Stande ſein werde, auch nur das nächſte Winterhalbjahr noch in der bisherigen Weiſe mich als Privatdocent und Artikelſchreiber durchzuſchlagen.

Ich lief unabläſſig Sturm bei dem geduldigen Dr. (von) Völk (oben S. 383, 387), der mir zuletzt erklärte, er habe nun endlich für mich und meinen Leidensgenoſſen, den Privatdocenten des römiſchen Rechts, Franz Samhaber, ein Auskunftmittel gefunden: welcher Art, das verrieth er nicht. Die Eingabe ſei an das Cabinet

abgegangen. Das war etwa im Mai. Der König weilte in Italien. Der Mai, der Juni, der Juli vergingen: — kein Beſcheid! Und mir war jeder Monat, ja jede Woche der Zögerung ſo ſchwer zu tragen. Endlich im Auguſt ſagte mir der Referent aufrichtig betrübt: „Sie haben unglaubliches Pech, lieber Dahn! Denken Sie nur: all' dieſe Wartezeit iſt verloren. Der Antrag an das Cabinet iſt gar nicht an den König gelangt, er iſt unterwegs irgendwo in Italien verloren gegangen. Geſtern habe ich ihn noch einmal abgeſandt."

Das war niederſchmetternd!

Alſo vielleicht nochmal drei Monate harren? Und bei einer Ablehnung, was dann? Was ſollte dann werden? Ich konnte es nicht verantworten, mit dieſer wirthſchaftlichen Stellung in der Luft in das Winterhalbjahr einzutreten.

Nach einem Kampf und unter Schmerzen, noch viel bitterer, als die geweſen, unter welchen ich mir weiland den Verzicht auf die philoſophiſche Privat=

docentur und ſtatt deren den Eintritt in die Rechtspraxis abgerungen hatte (II. S. 598 f.), kam ich zu dem Entſchluß, endgiltig auf die akademiſche Laufbahn zu verzichten und als Concipient eines Rechtsanwalts mein Brod zu verdienen, mit der fernen und — immer höchſt unerfreulichen — Ausſicht, ſpäter, recht ſpät ſelbſt einmal Anwalt oder Notar zu werden. — Ach, das war unvergleichlich bitterer als die Entſagung von 1854. Ich war um neun Jahre älter: die ſechs Jahre Privatdocentur waren — für die Laufbahn — einfach verloren: Eintritt in den Statsdienſt mit Berufung auf den günſtigen Erfolg der Statsprüfung war ausgeſchloſſen: denn ich hatte nun 6 Jahrgänge Jüngerer vor mir. Und wie ſchwer die Anwaltthätigkeit, wenn ungeliebt, auf den Geiſt, auf die Lebensfreude drückt, das zeigte mir das Beiſpiel von Freund Steub, der unter dem verhaßten aufgezwungenen Beruf grauſam litt. Und ich taugte dazu noch viel weniger als Steub. Daß dann die ohnehin begrabene Dichtung vollends nie mehr auferſtehen werde,

war mir gewiß. Der Entſchluß bedeutete den Tod des Beſten in mir: d. h. meines ganzen auf Geſchichte, Philoſophie, Dichtung gerichteten idealen Strebens.

Gleichwohl mußte er gefaßt werden.

So ging ich — ohne irgend einem Menſchen davon zu ſagen — zu dem mir ſehr wohlgeſinnten, aus der Dienstag-Geſellſchaft (oben S. 533 und Band IV.: Politik) her nahe vertrauten Anwalt Dr. Henle (oben S. 134), theilte ihm meine Lage mit und bat ihn, mir zum Herbſt, vom 1. October ab, eine Stelle als Concipient in ſeiner Amtsſtube unter den denkbar beſcheidenſten Anſprüchen zu gewähren: ja, da im Anfang meine ungeübte Arbeit ſehr wenig Werth für ihn haben konnte, war ich bereit, die erſten Monate ihm unentgeltlich zu dienen. Die Privatdocentur verſprach ich, aufzugeben: denn es ſchien mir bei meiner immerhin noch nicht wieder ganz hergeſtellten Kraft nicht möglich, neben 8—10 Stunden Arbeit im Bureau auch noch Vorleſungen zu halten und wiſſenſchaftlich zu forſchen; auch auf die

Fortführung der geliebten „Könige“ mußte ich verzichten.

Der Wohlwollende wollte gar nicht begreifen, daß ich in ſolche wirthſchaftliche Nothwendigkeit verſetzt ſei! Er verwies mich Anfangs lachenden Mundes auf die ſo naheliegende Hilfe durch die Familie. Als ich ihm aber meine Gründe, auf dieſe zu verzichten, auseinandergeſetzt hatte, ward er ſofort ſehr ernſt und in warmer Theilnahme verſprach er, wenn nicht in ſeiner Amtsſtube, in welcher neben mehreren Anderen Hermann Schmdt (oben S. 282) und Freund Godin (oben S. 113 f.) bereits beſchäftigt waren, bei einem anderen befreundeten Anwalt zum October mir eine Stelle zu verſchaffen.

Das war ein Troſt, ob auch ein trauriger. Niemand — ohne Ausnahme — erfuhr auch jetzt von dieſen Schritten.

Nach Schluß der Vorleſungen ging ich auf's Land nach Seebruck am Chiemſee (II. S. 301 f.); vorher hatte ich dem freundlichen Dr. von Völk auf die

Seele gebunden, falls aus dem Cabinet — der König weilte immer noch in Italien — die Entſcheidung über jenen ſeinen Antrag eintreffen ſollte, ſie mir unverzüglich, durch die Poſt, recommandirt, nach Seebruck zu ſchicken.

Ich hatte aber jede Hoffnung aufgegeben: die alte finſtere Stimmung der Verzagung an jedem äußeren Lebenserfolg war wiedergekehrt mit ſtärkerer Wucht als je: kam doch jetzt das bittere Weh des Verzichts auf alles mir Theuerſte hinzu.

In jenem Schmerz wachte ſogar die Dichtung auf kurze Zeit wieder auf: in düſterſter Seelenverfaſſung ſchrieb ich damals ein par Scenen des Königs Teja. Es war ein ganz ſchlimmer, kalter Herbſt: unaufhörlich Regen, die Nebel wichen kaum um Mittag vom See und von den Sumpfwieſen an der Alz, um ſchon gleich bei Sonnenuntergang wiederzukehren. Jeden Mittag — viele Wochen lang — aber auch jeden! — rannte ich nach dem haſtigen, unerfreulichen Mahl um 1 Uhr die endloſe Land-

ſtraße von Seebruck nach Breitbrunn dem Briefträger entgegen — Stunden weit! — der um dieſe Zeit die Poſt aus München brachte. Ich hatte ihm längſt ein reiches Trinkgeld verſprochen, könne er mir einmal von Weitem ſchon mit einem großen Schreiben — mit dem Amtsſiegel des Cultus-Miniſteriums — winken. Ach, er winkte nie! Einmal hob er ein mächtig Schreiben von fern in die Höhe: — es war die neue Steuer-Veranſchlagung. —

In den langen Abenden jener Herbſtmonate ging ich dann Tag um Tag — immer allein — durch den dichten, dichten Nebel den See entlang nach Arlaching und zurück: in krankhafter Verzweiflung! Der Tod wäre mir viel lieber geweſen als ein Leben wie es nun vor mir lag: — ein Leben mit Verzicht auf alle meine Ideale, auf alle Kränze, nach denen ich vom Knaben an ſo hoffnungsfroh emporgeblickt. Wozu leben, ohne alle und jede Lebens-Freude? Freilich ſeh' ich jetzt das Thörige, Übertriebene jener Stimmungen völlig ein.

Nicht in Seebruck, erſt nach der Rückkehr nach München, traf endlich die Entſcheidung[1]) über jenen Miniſterial-Antrag ein: nur eine kurze Spanne Zeit trennte mich noch von dem Tage, da ich der Facultät ſchriftlich die Niederlegung der Privatdocentur erklären wollte, die für das Winterhalbjahr angekündigten Vorleſungen wollte ich nicht halten. Der Ausgang war nicht ſo günſtig, wie z. B. meine Aeltern gehofft hatten, die mich gern als außerordentlichen Profeſſor in München behalten hätten: aber immerhin war die Entſcheidung eine wahre Rettung meines Geiſteslebens: ſie erſparte mir den Verzicht auf die akademiſche Laufbahn und den Eintritt in die Advocatenpraxis, die für mich — wohlverſtanden: nur für meine durchaus hierfür ungeeignete Art, — der Eintritt eines Knechtes in eine Tretmühle geweſen wäre.

Ich war (mit Freund Samhaber, dieſem treff-

[1]) Und doch war die Verfügung ſchon am 11. Auguſt ergangen!

lichen, goldtreuen Menſchen!) vom 1. October 1863 ab zum außerordentlichen Profeſſor an der Juriſtenfacultät zu Würzburg ernannt, mit 600 Gulden Gehalt. Das war nicht gerade ſehr üppig: aber ich jubelte doch hell auf. Es war ſo viel wie das Gehalt für die „Bavaria“ und vor Allem: es war eine geſicherte, ſtätige Einnahme: das gottverfluchte Artikelſchreiben hatte ein Ende.

Ich war ganz glücklich! Glücklicher, als die geſammte Familie und die Freunde es begreifen konnten, die ja wußten, daß mich an meine Heimathſtadt, an die Kunſtſtadt München viele Bande feſſelten: aber ſie wußten eben nicht — Niemand, ohne Ausnahme — in welchen Qualen ich die letzten Jahre in München verlebt hatte, von welch' verhaßtem und unabwendbar ſcheinendem Geſchick mich dieſe Beförderung erlöſte. Niemand wünſchte mir herzlicher Glück als Freund Henle.

Frohen Herzens, ein Erlöſter, ging ich (September 1863) in die mir völlig unbekannte Mainſtadt ab.

Ich überſtrömte von Dank gegen meine Sterne

für dieſe Errettung und auf einem einſamen Abendgang über die Höhen des Gaſteigs am letzten Tage meines Verweilens in München gelobte ich mir feierlich, in der neuen Stellung meine Pflicht als Lehrer und als Forſcher eifrig, mit Aufbietung aller meiner Kräfte, zu erfüllen.

So trat ich in einen neuen Lebensabſchnitt ein: ich lebte und wirkte in Würzburg vom Winterhalbjahr 1863 bis Ende des Sommerhalbjahres 1872.

Anhang.

Ludwig Steub.

Ein Nachruf.

Wehmuth ergreift mich, tiefe Wehmuth, wie ich dieſe Ueberſchrift ſchreibe.

Ein Nachruf für Steub in der „Allgemeinen Zeitung“! Jahrzehnte lang war er, neben ſeinem Freunde Fallmerayer, einer der allerhervorragendſten, glänzendſten Mitarbeiter dieſer Blätter. Ich weiß die Zeit, da es ein literariſches Ereigniß in München war, hieß es im Muſeum oder bei'm Achatz: „die Beilage der „Allgemeinen“ bringt einen Aufſatz von Steub: er hat wieder einmal Einen verarbeitet.“

Nun hat der allzeit ſtreitfertige Kämpe die Ruhe gefunden, die er im Leben nicht gewonnen, aber freilich auch nicht geſucht hat.

Iſt es mir, der ich ihm drei Jahrzehnte in Freundſchaft verbunden war, eine ſchmerzliche Aufgabe, ihm in das Grab nachzuſprechen, ſo iſt es auch eine recht ſchwere.

Denn leider kann man nicht rühmen, daß das Ergebniß ſeines Lebens und Ringens für ihn ſelbſt ein befriedigendes geweſen. Als er mir — zuletzt im Herbſt 1886 zu Meran — den Auftrag ertheilte (er hatte ihn ſchon wiederholt auf meine widerſtrebenden Schultern gelegt), ihm dereinſt in dieſen Blättern einige Worte der Erinnerung zu weihen, da ſchärfte er mir in ſeiner eindringlichen, zorngemuthen Art ein: „aber höre, das bitt' ich mir aus, daß Du's ihnen ſagſt, daß ich nicht zufrieden ſein konnte mit dem, was ich an Erfolgen erreicht habe unter ihnen:" das heißt unter ſeinen Baiern, Tirolern und Deutſchen insgemein. So habe ich's „ihnen" denn nun hiermit geſagt. Aber ich bin nicht ſeiner Meinung. Und ich behielt mir damals ausdrücklich vor, auch dies zu ſagen.

Steub's Lebensgang ausführlich zu beſchreiben,

unterlaſſe ich. Hat er das doch ſelbſt gethan — in ſeiner anmuthreichen, launigen und zugleich vielfach bitteren Weiſe — in dem September-Heft von „Nord und Süd“, 1883 (Band XXVI, Heft 78), und da ich ſowohl S. 326 f. daſelbſt, als in meinen „Bauſteinen“ (III., Berlin 1882, S. 81—104) recht ausführlich über ſeine Eigenart und viele ſeiner Bücher meine Meinung in wärmſter Anerkennung ausgeſprochen habe, brauche ich auch dieſe nicht zu wiederholen. Ich ſtelle alſo hier nur kurz die wichtigſten Thatſachen ſeines Lebens zuſammen.

Ludwig Steub ward geboren am 20. Februar 1812 zu Aichach in Oberbaiern; ſeine Vorfahren ſtammten aus Schruns, dem Hauptort des vorarlbergiſchen Montavon, der Urgroßvater war nach Ravensburg nahe dem Bodenſee verzogen; von dort ſtammten Steub's beide Aeltern: er iſt alſo nicht Baier, ſondern Alamanne geweſen oder gar Burgunde, da die Deutſchen in dem Montavoner Thal aus Wallis eingewanderte Burgunden ſind; der Vater

war königlich baieriſcher Stiftungsverwalter, denn Ravensburg gehörte 1803 bis 1810 zu Baiern; 1822 ward der Vater nach Augsburg verſetzt. Hier kam Ludwig in die Lateinſchule („da ſah er eines Tages im Hof von Sanct Anna Fallmerayer im Geſpräch mit dem Prinzen Louis, dem ſpäteren Kaiſer Napoléon III.“); ſchon 1823 erfolgte die Ueberſiedelung nach München, wo der Vater Rentenverwalter der Hochſchule geworden war. Im Jahre 1830 bezog Ludwig dieſe Hochſchule, um die Rechte zu ſtudiren; er beſtand die Abgangsprüfung 1833 (October) und trat in die Praxis bei'm Landgericht Au. Von ſeinen Reiſen hebt das Tagebuch die nach Italien von 1830, nach Paris 1867, wieder nach Italien 1873, Wien und Ungarn 1878 hervor; noch im Jahre 1884 reiſte er, ein Zweiundſiebzigjähriger, allein nach Konſtantinopel und nach Griechenland. Das Land der Hellenen beſuchte er damals zum zweiten Male; denn ſchon im Jahre 1834 war er, der Abneigung gegen die Arbeit in der Rechtspflege und dem Drang in die Ferne folgend,

als Secretär der damaligen Regentſchaft für den noch nicht volljährigen König Otto von Griechenland, den Sohn König Ludwig's I., über Venedig und Trieſt nach Nauplia und Athen gegangen.

Dieſe Jahre (1834—1837) waren wohl die poeſievollſten, ſie waren der Lenz ſeines Lebens; „meines Lebens Mai," ſchreibt er, „hatte im Lande der Götter und Helden abgeblüht." Gleichwohl fand er in ſeiner Amtsthätigkeit dortſelbſt ſo geringe Befriedigung, daß er bei Gelegenheit eines Streites mit einem Amtsgenoſſen nicht ungern wieder nach Baiern zurückkehrte; noch im December jenes Jahres beſtand er — mit Auszeichnung — die praktiſche Statsprüfung, im Jahre 1845 ward er zum Rechtsanwalt in der Vorſtadt Au ernannt: in das Jahr 1851 fällt ſeine Verheirathung, ſpäter vertauſchte er die Advocatur mit dem Notariat und legte 1879 auch dieſe nieder, ſich in den wohlverdienten Ruheſtand zurückziehend, der aber für ihn ein Zuſtand eifrigſter Arbeit in ſeinen Lieblingsgebieten werden ſollte. Als ſeine wichtigſten

Bücher ſind zu nennen: die „Bilder aus Griechenland“ (1841), „Drei Sommer in Tirol“ (1846) (zweite, völlig umgearbeitete Auflage 1871), „Die Trompete in Es“ (1848), „Das Seefräulein“ (1849) (dramatiſirt 1868 und wiederholt in München aufgeführt), „Novellen und Schilderungen“ (1853), „Zur rhätiſchen Ethnologie“ (1854), Steub's wiſſenſchaftliche Hauptarbeit, in welcher er ſich das Verdienſt erwarb, über die Abſtammung der Rhäter Sätze aufzuſtellen, welche, in ſtreng methodiſcher Forſchung aus den tuskiſchen, romaniſchen und germaniſchen Ortsnamen abgeleitet, bleibende, nunmehr allgemein anerkannte Wahrheiten enthielten; im Jahre 1858 erſchien ſein Roman „Deutſche Träume“, der bei vielen Schönheiten — zumal in der Schilderung des Jugendlebens des Helden — doch den gehofften Erfolg nicht erzielte, was wohl die unerfreuliche Behandlung aller Frauengeſtalten in dem Buche noch mehr als die ausführliche Schilderung der vormärzlichen, nicht mehr feſſelnden Zuſtände verſchuldet hat; dagegen reichſten Beifall fanden

die liebenswürdigen Büchlein: „Das baieriſche Hochland“ (1860) und die „Herbſttage in Tirol“ (1867), weniger die „Altbaieriſchen Culturbilder“ (1869); ſehr werthvoll iſt die Unterſuchung „über die oberdeutſchen Familien-Namen“ (1870) durch den Nachweis, daß viele derſelben gehälftete und dann durch Koſeformen umgewandelte Perſonen-Namen ſind (z. B. aus Sieg-fried wird Sieg, Siegel, Sickel, Sigl, Siglein u. ſ. w., dann Fried, Frieder, Friedel, Friedlein u. ſ. w.); es folgten 1873 Luſtſpiele und 1873—1875 eine Zuſammenfaſſung der zahlreichen verſtreuten kleinen Aufſätze unter dem Sammelnamen: „Kleinere Schriften“; 1878 die „Lyriſchen Reiſen“, 1879 der heitere Schwank „Die Roſe der Sewi“, 1881 die „Geſammelten Novellen“, zum großen Theile eine neue Auflage der 1853 erſchienenen „Novellen und Schilderungen“, 1882 „Der Sängerkrieg in Tirol“, ein Rückblick auf Streitigkeiten, die vor faſt 40 Jahren (1844) zwiſchen Beda Weber in Meran und Streiter in Bozen waren geführt worden. Als letzte größere

Arbeit ſind zu nennen die „Neuen Bilder aus Griechenland“, welche aus den in dieſen Blättern zuerſt veröffentlichten Berichten über die Reiſe nach Konſtantinopel hervorgewachſen ſind; nach längerem Leiden ſtarb der Unermüdliche am 16. März 1888 zu München.

Ein ſehr früh (1828) begonnenes und ſeit 1837 ſonder Unterbrechung bis an ſeinen Tod fortgeführtes Tagebuch iſt ſo außerordentlich voll von Stoff, ſo umfangreich, daß Steub ſelbſt zum Zwecke ſeiner eigenen Zurechtfindung in dieſer Fülle von Aufzeichnungen ſich einen Auszug daraus herzuſtellen unternommen hat; aber er iſt, unerachtet wiederholter Inangriffnahme und trotz Jahre langer Arbeit an dieſem Auszuge, nicht damit zu Stande gekommen! Dieſer — vielfach lückenhafte und nur bis zum Jahre 1875 fortgeführte — Auszug iſt mir durch die Güte des Sohnes, des Herrn Bankier und Conſul Ludwig Steub zu München, welchem der Vater den geſammten Nachlaß an Handſchriften vermacht hat, anvertraut.

Wochenlang habe ich in den nicht immer leicht zu enträthſelnden, oft vergilbten Blättern geleſen: es war eine traurige oder doch — wie oben geſagt — tief wehmuthvolle Leſung. „So viel Arbeit um ein Leichentuch!“ „Der Menſchheit ganzer Jammer!“ „Der Schmerz um alles Leben!“ »Pauvre humanité«. „Ach um der Menſchen mühevolles Müh'n!“ und ähnliche zuſammendrückende Schlagworte des Schmerzes drängen ſich dabei aus der Seele.

Wir verfolgen hier eine ganz außerordentliche Geiſtesbegabung, getragen von einer ungewöhnlich ſtarken, geſunden, feſten Manneskraft körperlicher Anlage, ſeit dem Uebergang an die Hochſchule bis in das Greiſenalter. Wir ſehen ihr in das Innerſte hinein in ihrem Ringen, Trachten, in ihrem äußerſt reizbaren, für Lob und Tadel — ja, ſchon Widerſpruch! — höchſt empfindlichen Selbſtgefühl, in ihrem vielleicht nicht ganz geſunden Subjectivismus. Wir finden in dieſen Auszügen aus dem Tagebuch, welche zum Theil zwei, drei Jahrzehnte nach der friſchen Aufzeichnung des

Erlebten, alſo mit aller Sänftigung durch lange Zwiſchenzeit, verfaßt ſind, eine Leidenſchaftlichkeit: der Freude über jeden geringfügigen Erfolg, der grimmigſten Erbitterung über einen (oft lediglich eingebildeten) Mißerfolg oder über ein — wirklich oder vermeintlich — erlittenes Unrecht, — welche auch einen vertrauten Freund erſtaunen. So außerordentlich hat er alſo gelitten, ſo lebhaft auch wohl ſich freuen können, der Meiſter Ludwig, aus Gründen oder bei Anläſſen, welche eine ruhigere Seele weder ſo zu beugen, noch ſo zu heben vermöchten!

Wie markverzehrend hat der nicht voll befriedigte Ehrgeiz oder, ſagen wir gerechter: die nicht nach Gebühr belohnte Begabung und geſättigte Ruhmbegier an ihm gebohrt! Wie kann er — nach 40 Jahren! — ein Wort des Lobes ſo eifrig verzeichnen! Wie einbohrend verweilt er — »lancraeche« wie Krimhild — bei einer vor 30 Jahren erfahrenen Verletzung. Und nun deckt Verletzer und Verletzten lange das Grab! Wahrhaft erziehlich, zur Mäßigung, zur

„Sophroſyne“ emporhebend, wirkt ſolche Leſung auf einen, der noch mitten im Kampf, in Tadel und Lob darinnen ſteht! So viel Arbeit, ſo viel Luſt und Zorn und Stolz! Und nun? Wer gedenkt noch dieſer verſtrittenen Streite? „Hirtenknabe, Hirtenknabe!“ Ich habe unter dieſen Eindrücken ſoeben einen Aufſatz verbrannt, in welchem ich einen — wie ich glaube — ungerechten Angriff lebhaft abgewehrt. Bald wächſt ja auch darüber das Gras. — —

Allein wir würden Steub tief Unrecht thun, wollten wir die Urſachen ſeiner Jahrzehnte lang bis zur Ermüdung ſeiner Leſer und zu tiefer Betrübniß ſeiner Freunde unaufhörlich geäußerten Bitterkeit und Unzufriedenheit mit ſeinen Erfolgen lediglich in jener allerdings ſehr hoch geſteigerten Reizbarkeit finden. Er hatte wirklich Urſache, über ein verfehltes Leben zu klagen. Denn er hatte ſeinen Beruf verfehlt.

Dieſer Mann mit ſeiner ganz außergewöhnlichen Begabung für die Sprachforſchung und für freien Vortrag hätte öffentlicher Lehrer der Sprachenkunde

an einer Hochſchule werden müſſen. Zunächſt vielleicht für die claſſiſchen Sprachen: er würde dann den Weg zu ſeinen Tuskern ſchon gefunden und, nach Errichtung beſonderer Lehrſtühle für vergleichende Sprachwiſſenſchaft, ſowie für die romaniſchen Sprachen und für Engliſch, — gerade dieſe Literaturen hatte er ſchon als Gymnaſiaſt eifrig durchforſcht — einem ſolchen zur Zierde gereicht haben. Mangel an Mitteln und — bei ſeinen freien und deutſchen Geſinnungen — Mangel an Ausſicht unter den damals in Baiern und in ganz Deutſchland waltenden Verhältniſſen hielten ihn davon ab. Es ward verhängnißvoll für ihn: als Advocat und Notar war er durchaus »out of his place«: er hatte nicht die mindeſte Freude an ſeinem Beruf, ja er haßte ihn, da er ihm die Zeit entzog, welche Steub ſo gern ausſchließend ſeinen ſprachgeſchichtlichen Forſchungen gewidmet hätte. Als Glied einer Hochſchule wäre er dann auch dazu gelangt, der Wiſſenſchaft eine größere, zuſammenhängende, in ſich abgerundete und den Gegenſtand erſchöpfende

Arbeit über ſeine Lieblingsgegenſtände zu ſchenken, anſtatt in ungezählten, kleinen, hie und da verſtreuten Aufſätzen immer wieder von vorn anzufangen und daher — neben dem Neuen — ermüdende Wiederholungen zu bringen. Das Gefühl dieſer Uebelſtände, die Erkenntniß, den Weg, zu dem er vor Anderen berufen war, nicht eingeſchlagen zu haben, erbitterte und verbitterte ihn: wer darf ihn darum ſchelten?

Wir wollen ihn in hohen Ehren halten und in treu dankbarem, warmem Gedenken, den alten, grimmen Meiſter Ludwig: einen Meiſter der Form: wenige ſeiner Zeitgenoſſen haben den ſpröden Stoff deutſcher Sprache mit ſo anmuthvoller Feinheit zu behandeln verſtanden: und einen Meiſter der Sprachforſchung: hätte er nichts geleiſtet, als die allgemein und auch von Männern wie Jakob Grimm, Müllenhoff, Mommſen, Kiepert anerkannte Darweiſung der etruskiſchen Abſtammung gar mancher Ortsnamen in Tirol und alſo des tuskiſchen Urſprungs der Raſener, — ſein Name würde unvergeſſen bleiben, ſo lang' es eine Geſchichte

deutſcher Wiſſenſchaft giebt. Und in ſein Grab ruf' ich ihm nach, was ich ſo oft im Leben dem Grollenden tröſtend geſagt und geſchrieben: „Es iſt nicht wahr, daß die Baiern, die Tiroler, die Deutſchen nichts von dir wiſſen, nichts von dir wiſſen wollen: wenn ſie auch deine Bücher nicht viel kauften — das thun ſie nun einmal nicht gern! — geleſen und gelobt haben ſie dieſelben nicht nur ſüdlich, auch nördlich des Thüringerwaldes. An der Spree, am Pregel und an der Oder, wie an Iſar, Donau, Inn und Etſch kennen und lieben ſie dich: wie dir bei deinem Abſchied von Griechenland, wo du den Armen und Bedrängten ſo oft und ſo reichlich mit Rath und That weit über die Pflichten deines Amtes hinaus geholfen hatteſt, der würdige Erzbiſchof von Korinth zurief: „*ὅλος ὁ κόσμος σε γνωρίζει καὶ ὅλος ὁ κόσμος σε ἀγαπᾷ*“, die ganze Welt kennt dich, und die ganze Welt liebt dich.“

Breslau, vespera St. Medardi 1888.

Die Hörerliſten für meine Vorleſungen in München (oben S. 377) ſind, wie vorauszuſehen war, nicht mehr vorhanden.

Die „Neueſten Nachrichten der Fünfziger“ (oben S. 183) von 1857 enthalten doch ſo zahlreiche heute nicht mehr verſtändliche Anſpielungen, daß ſich ihr Abdruck verbietet.

Berichtigungen.

Seite	323	Zeile	6	von	oben	lies:	Geſammtleitung ſtatt Geſammtleiſtung.
„	324	„	7	„	„	„	alle ſtatt als.
„	366	„	4	„	unten	„	Andere ſtatt Anderen.
„	390	„	3	„	oben	„	durfte ich ſtatt durfte.
„	489	„	6	„	unten	„	Ausblick ſtatt Anblick.
„	490	„	12	„	„	„	breite ſtatt bunte.
„	511	„	7	„	„	„	ihm ſtatt ihrem.
„	518	„	8	„	„	„	einer ſtatt eines.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
THIS BOOK IS DUE BEFORE CLOSING TIME ON LAST DATE STAMPED BELOW
Books not returned on time are subject to fines of 50c per volume after 3 days overdue, increasing to $1.00 on the 7th day overdue.
Renewed books are subject to immediate recall.
Johnny Tremain Folk
Esther
INTER-LIBRARY
LOAN
OCT 24 1972
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CALIFORNIA 94720